Die treulosen; roman

Karl Theodor G. C Perfall (freiherr von)

Die Treulosen

Von Karl von Perfall ist im gleichen Verlage erschienen:

Der schöne Wahn. Roman.
Loras Sommerfrische. Roman.

Die Treulosen

Roman

von

Karl von Perfall

Fünfte Auflage

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1903

I.

„Wie reizend du aussiehst," sagte Heinrich Maus zu seiner Gattin, nachdem er sie mit zwei innigen Küssen begrüßt hatte. Frau Luise lächelte leise und sah dem Gatten mit den starren dunklen Augen, wie herausfordernd ins Gesicht. Dann warf sie, seinen Arm nehmend, leicht hin:

„Jetzt kann man sich ja wieder anziehen, wie man will! Ich habe übrigens deine Kasse nicht geschont und gründlich bestellt. Daß du es nur weißt!"

„Da hast du recht daran getan," entgegnete Maus. „Ich will dich ja nur schön haben." Dabei drückte er den Arm seiner Frau lebhaft an sich.

„Ich war fast in allem zurückgeblieben," sprach diese weiter. „Mama hat mir bei der Auswahl geholfen. Sie ist aber zu philiströs in ihrem Geschmack und fand immer dies und das zu sehr demimonde. ‚Um so besser,' sagte ich. ‚Diese Damen wissen, wie sie

am besten gefallen, und ich will meinem Mann auch gefallen.‘“

Wieder sah sie ihn lächelnd, mit Glutaugen an. Er lächelte auch, und eine heiße Röte stieg ihm ins Gesicht.

„Ich habe dir allerlei mitgebracht. Hoffentlich hast du Freude daran,“ sagte er.

„Da bin ich neugierig,“ rief sie lebhaft dazwischen.

„Armes Ding, du kommst ja jetzt erst dazu, die Eleganz zu entfalten, die ich bei meiner schönen Frau wünsche. Das habe ich in Betracht gezogen,“ fuhr Maus fort.

„Von den drei Jahren, die wir verheiratet sind, kann ich eigentlich nur eins zählen. ’s war nicht gerade angenehm,“ bemerkte die junge Frau.

„Wir holen’s jetzt nach,“ entgegnete der Gatte. „Daß meine gute Mutter starb, das war nun einmal ein trauriger Zwischenfall. Im übrigen brauchen wir nicht jedes Jahr Familienzuwachs zu bekommen.“

„Um Gottes willen,“ rief Frau Luise. „Das fehlte noch!“

Ein leichter Schatten flog über das Gesicht ihres Mannes.

„Was macht deine Mama?“ fragte er.

„Die ist ganz wohlauf!" lautete die Antwort. „Anfang nächster Woche will sie abreisen."

„Warum? Sie kann doch länger bleiben. Bei sich zu Hause sitzt sie doch allein."

„Ich bitte dich, Heinz, tu mir den Gefallen und lasse sie ruhig reisen. Ich mag nicht immer bemuttert und immer neugierig ausgeforscht, unverlangt beratschlagt werden. Laß' uns endlich einmal ungeniert für uns leben. 's ist Zeit, daß ich zu meiner eigenen Lebensart komme. Da stört ein überflüssiger Zeuge, der doch nicht immer stumm nebenher geht."

„Wie du willst."

Sie waren indessen durch das Bahnhofsgebäude, vom Portier und einigen Leuten respektvoll begrüßt, nach der auf der Rückseite harrenden Equipage geschritten, hinter ihnen der Livreediener mit des Herrn Handgepäck. Jetzt lief der Diener vor, brachte das Gepäck rasch im Wagen unter und hielt entblößten Kopfes den Wagenschlag.

Frau Maus raffte die Röcke und zeigte, mit leichter Bewegung einsteigend, dem ihr unmittelbar folgenden Gatten auf die Dauer einer Sekunde ein spitzenumlegtes, schwarzbestrumpftes Bein. Dann schmiegte sie sich in der Wagenecke zurück und spannte den Spitzenschirm auf. Das elegante Gefährt mit

den schweren, die Vorderbeine hochwerfenden Füchsen fuhr an einigen kleinen Häusern und Gärten vorbei auf die freie Chaussee hinaus.

Ein ansehnlicher, lebhaft treibender Bach durchfloß welliges Wiesenland. Jetzt ging es an den Sägewerken von Wilhelm Mathias Dahlhausen und der dazu gehörigen stattlichen Villa vorbei. Im Garten der Villa, auf der ansteigenden Höhe, standen zwei Damen. Heinrich Maus schwenkte den Hut lebhaft. Seine Gattin nickte nur leicht mit dem Kopf. Die beiden Damen grüßten eifrig mit der Hand. Ein Tannenhochwald nahm das Gefährt auf. Heinrich Maus sprach jetzt eifrig und mit freudig klingender Stimme von dem Werke, das er auf der mehrwöchentlichen Reise der Vollendung nahe gebracht hatte. Im bayrischen Walde, dicht an der böhmischen Grenze, war ein Rittergut käuflich mit ansehnlichem Waldbesitz. Alle Umstände lagen günstig zur Errichtung einer Cellulosefabrik. Ließ man dann den Stoff hierher kommen oder richtete man dort eine neue Pappenfabrikation ein und änderte den hier bestehenden Betrieb um, zog ihn wohl zur Erweiterung der Feinpapiererzeugung heran, — das war noch zu überlegen. Eins aber blieb gewiß, die Firma „Josef Ignaz Maus“ war nicht mehr abhängig von der Verwaltung des Fürsten Elsenbrog, die damals den Vater

durch die Errichtung der Cellulosefabrik eigentlich gezwungen hatte, den Pappenbetrieb einzurichten. Man hieß „Maus“ und wollte doch nicht irgend eine andere Fabrik so nah verwandter Branche neben sich ins Tal kommen lassen, schon der Arbeitskräfte wegen. Freilich so weit voneinander getrennte Betriebe stellten neue Anforderungen an die Kontrollleitung, und man hatte schon jetzt genug Verwaltungsapparat.

Er sprach unausgesetzt, und die Gattin saß neben ihm, als hörte sie nicht. Erst als er bemerkte, bei dem Gute befände sich ein altes Schloß, das sich sehr schön herrichten ließe und wo sie dann jedes Jahr einige Zeit als Schloßherrin wohnen könnte, meinte sie lässig:

„Meinetwegen kannst du die Kosten dafür sparen. Ich sitze hier schon in einem Waldwinkel, und dort gibt's wieder eine Fabrik. Wozu führe ich da hin und her?“

Sein Gesicht verfinsterte sich, und er sah sie mit einem Seitenblicke, den sie gar nicht bemerkte, an. Der Hut mit den dunkelroten Blumen auf dem schwarzen Haar, das zarte Gesichtchen auf dem schlanken, leicht vorgebogenen Hals, die feine Taille, die mäßig vollen Linien, die sich unter dem duftigen Kleide ausprägten — der Unwille ver-

schwand, und ihren Arm schmeichelnd berührend, sagte er:

„Sei gut, Liebchen! Nächsten Winter wird es etwas mit der Reise Paris—Nizza. Dann darfst du aber auch eine Weile nicht über unser Tal schelten."

„Ich schelte ja nicht," sagte sie, wie gelangweilt.

Der Hochwald öffnete sich. Ein enges Tal lag da mit kleinen ziegelgedeckten Häuschen, die zerstreut an den Höhen hingen, und in der Tiefe des Tales ragten vier mächtige Schlote aus einer gelblichen Gebäudemasse auf. Hohe Waldberge schlossen den Hintergrund ab. Frau Luise Maus senkte den Sonnenschirm scharf gegen ihre rechte Seite. Die Nähe der Papierfabrik zeigte sich durch einen deutlichen faden Geruch an. Jetzt ging es vorbei an dem gewaltigen Viereck mit seinen Gassen und Höhen. Vereinzelte Arbeiter, Arbeiterinnen und Angestellte, die gerade unterwegs waren, grüßten die Vorüberfahrenden. Hinter hohen Fenstern sah man Frauengestalten bei der Arbeit sitzen. In Mitte des Blockes stand ganz allein ein architektonisch etwas reicheres, großes Haus mit der Aufschrift in mächtigen goldenen Lettern: Josef Ignaz Maus, Papierfabriken, Maustal. Da hielt der Wagen. Der Bediente sprang

ab und nahm die Weisung entgegen, die Herren möchten in einer halben Stunde nach der Villa kommen. Nachdem er diese dem Portier des Comptoirgebäudes übermittelt hatte, fuhr man wieder weiter. Von der Höhe dicht an der linken Wagenseite grüßten elegante Villen mit hübschen Gärten, Wohnungen der Beamten freundlich herab und endlich ragte aus einer vornehmen Parkanlage mit großen Blumenbeeten und exotischen Zierbäumen ein italienischer Palastbau mit hohem Säulenschmuck in der Mitte seiner dreifachen Gliederung. Der Bediente öffnete das schwere, schmiedeeiserne Tor und langsam zogen die Pferde das Gefährt eine steile Rampe empor.

Im großen, dämmerigen Flurraum kam ihnen alsbald Frau von Ropp, die Mutter der Frau Maus, mit dem Knaben entgegen, die Kinderfrau mit dem erst einige Monate alten Töchterchen folgte ihr. Heinrich Maus begrüßte Schwiegermutter und Kinder sehr herzlich. Die Gattin drängte:

„Jetzt laß mal sehen, was du mir mitgebracht hast,“ und schob ihren Arm in den seinen.

Das Gepäck wurde in das Schlafzimmer befohlen, zu dem das Ehepaar, vom Diener unmittelbar gefolgt, die Treppe hinaufstieg. Aus der Handtasche entnahm Heinrich Maus ein rundliches Etui und mit einem kurzen freudigen Ausruf sah Frau

Luise ein mehrgliedriges Perlenhalsband mit brillantenbesetzter Schließe. Sie nahm dem Gatten, ohne weiter ein Wort zu sagen, das Etui aus der Hand und eilte damit in ihr anstoßendes Toilettenzimmer. Dort riß sie sich mit heftiger Bewegung die Taille auf und beobachtete vor dem großen Trumeau die Wirkung des Geschmeides auf dem bloßen Halse. Heinrich Maus war ihr nachgegangen. Erst als sie sich an dem Anblicke gesättigt hatte, beugte sie sich zu dem um einiges kleineren Gatten nieder und gab ihm nach den Worten: „Ich danke dir schön, Heinrich!“ einen Kuß.

Eine kleine Weile duldete sie stumm seine stürmischen Zärtlichkeiten, dann schob sie ihn mit kräftiger Bewegung von sich, nahm das Geschmeide vom Halse und schloß, vor dem Spiegel stehend, wieder die Taille zu.

Heinrich Maus war zu seinem Gepäck zurückgegangen, hatte ein Köfferchen geöffnet und kam mit weiteren Geschenken, einem kunstvollen Haarkamm, einem reizenden Cigarettendöschen und einem Karton japanischer Taschentücher aus blumengestickter Seide zurück. Sie nahm diese Dinge mit einem lächelnden „Ah“ entgegen und duldete mit ihm tändelnd wieder eine Weile seine Liebkosungen.

„Du siehst so schön aus!“ hauchte er leiden-

schaftlich. Sie sah ihn mit starrem Blicke und ganz leisem Lächeln auf den vollen Lippen an und warf leicht die Worte hin:

„Laß mich jetzt mal meinen Hut abnehmen.“

Als sie dies getan hatte, warf sie einen Blick in den Spiegel, tupfte mit beiden Händen leicht auf das schwarze Haar und räumte dann die Geschenke in ein reich eingelegtes, mit blinkenden Metallschließen und Griffen versehenes Schränkchen.

Der Gatte fragte sie, ob sie befriedigt sei, erzählte von seinen Zweifeln bei der Auswahl und ging dabei immer um sie herum. Endlich klopfte sie ihm mit der schmalen weißen Hand auf die Wange und sagte:

„Bist doch ein guter Kerl, Heini!“

Er faßte die Hand und küßte sie leidenschaftlich.

„So verliebt?“ neckte sie ihn und richtete wieder jenen starren, heimlich fragenden Blick auf ihn, der ihr eigen war.

„Ich habe dich ja so lieb,“ flüsterte Heinrich Maus, ihre Taille umschlingend und sie fest an sich drückend.

„Na, da muß ich dir halt noch einen Kuß geben,“ sagte Frau Luise und küßte ihn langsam, leise.

„Jetzt ist's genug einstweilen,“ sagte sie dann und strebte durch das Schlafzimmer dem Ausgange zu.

An der Tür hielt sie der Gatte noch einmal fest, und ihren Hals mit kräftigem Arm zu sich niederdrückend, küßte er die Widerstrebende mit wilder Gier.

Ein ernstlicher Unmut lag noch einige Augenblicke auf ihrem Gesicht, als sie sich losgemacht hatte und auf den Gang getreten war. Sie war an seine Zärtlichkeit, wie an seine Begehrlichkeit gewöhnt, zuweilen aber, wie eben jetzt, kam eine Art Grauen über sie, wie vor einem Gnom, der sich an ihr vergreifen wollte.

Die Herren wurden vom Diener in das sogenannte „Kabinett" des Chefs geführt. Es war dies ein getäfelter, mäßig großer Raum. Zwei große Ölgemälde, Landschaften, schmückten die dunkelrote Wand, ein reich geschnitztes Schränkchen mit altem Krugzeug auf der Höhe, einem Venuskopf aus schwarzer Bronze auf einem Eichensockel, bildeten weiteren Zierat. In der Mitte endlich stand ein Diplomatentisch, um den einige hochlehnige Lederstühle auf dem dicken Teppich gestellt waren.

Heinrich Maus erschien sehr bald. Er hatte die Reisekleider abgelegt und trug schwarzen Rock, mit ausgeschnittener Weste, und helle Hose. Er begrüßte seine Angestellten mit lebhafter Freundlichkeit, fragte jeden einiges Persönliches und lud dann ein, sich

zu setzen und die auf dem Tisch bereitstehende Cigarrenkiste zu benutzen. Er saß mit übergeschlagenen Beinen und hielt einen förmlichen Vortrag über den Besitzwert im bayrischen Wald, wobei an gewissen Stellen die helle Stimme lauter wurde und die Worte langsam, scharf betont herauskamen. Meistens schaute er mit den etwas vorquellenden blauen Augen starr vor sich hin, nur zuweilen sah er die Zuhörer fragend an. Dabei spielte er gern mit dem roten Schnurrbärtchen über den dicken Lippen. Manchmal stockte er einen Augenblick und dann strich er mit leiser Hand einige Male über den auffallend großen Schädel mit dem dünnen Rothaar.

Etwas Überlegenes, herrisch Bewußtes lag in der Art des kleinen, häßlichen Mannes. Dann aber, als er seinen Vortrag geendet hatte, hörte er den anderen aufmerksam zu, und seine Antworten waren von verbindlicher Höflichkeit. Der technische Direktor, Herr Baumeister, war ein stattlicher Herr mit kahlem Scheitel. Er hatte die naturgemäße Führung der Beamten und sprach mit einer weichen Gelassenheit. Er wußte, daß das Grundmotiv zu dem neuen Unternehmen in der verbissenen Eifersucht des Chefs gegen den benachbarten Fürsten gelegen war, und da er die ganze ihm sehr überflüssig erscheinende Gründung nicht hatte verhindern können, suchte er

sie wenigstens in gemessenem Gange zu halten. Der kaufmännische Leiter, Herr Stein, ein dunkler, hagerer Herr, dem ein mächtiger Schnurrbart ein militärisches Aussehen gab, wurde ziemlich gleichgültig, nachdem der Chef auf eine längere Bemerkung, die er machte, nochmals betont hatte, das neue Unternehmen würde jedenfalls ganz selbständig gestellt werden und nur ihm persönlich unterstehen, gegebenenfalls also für das Maustaler Comptoir nur als Lieferantin in Betracht kommen.

„Ich habe Sie nur noch einmal darüber hören wollen," sagte der Chef endlich, „ob man sich auf die Cellulose beschränken oder den ganzen Pappenbetrieb dorthin verlegen solle. Das Weitere sind dann Personenfragen, die nur mich angehen. Aber, Herr Auermann, Sie haben sich noch gar nicht geäußert?"

Letztere Worte waren an einen eleganten blonden Herrn von noch jungen Jahren gerichtet. Dieser meinte, er sei ja als Chef der Abteilung für ausländische Korrespondenz eigentlich kein Fachmann für den gegebenen Fall, führte aber doch dann ziemlich ausführlich den Gedanken aus, die Fabrikation von Feinpapieren sei noch so ausdehnungsfähig und dabei so aussichtsvoll, daß man froh sein müsse, das Pappengeschäft abstoßen zu können."

Heinrich Maus nickte während der Ausführun-

gen Auermanns nochmals lebhaft mit dem Kopfe. Der junge Beamte war bis vor einem Jahre Vertreter der Firma im Auslande gewesen, und er hielt große Stücke auf ihn wegen seines hellen Verstandes und seines kaufmännischen Weitblickes.

Es wurden dann noch verschiedene andere Angelegenheiten besprochen. Dabei kam auch der Fall eines fortgesetzten Diebstahls, den eine Arbeiterin an ihren Kolleginnen begangen hatte, zur Erwähnung. Die Person war sofort der Polizei überwiesen worden und von dieser ins Gefängnis gebracht. Der Chef fragte nach deren Familienverhältnissen. Sie war die noch junge Tochter eines braven Arbeiters, aber ein leichtfertiges Ding.

„Man hätte sie entlassen, aber nicht der Polizei überweisen sollen,“ sagte der Chef etwas unwillig. Sie selber ist jetzt ganz verloren, die Eltern erleiden unschuldigerweise Schande, und unsere Arbeiterschaft hat auch einen kleinen Stoß davon. Weiber haben keine Rechtsbegriffe, sie handeln immer nur nach Gelüsten und mit der Freude an Heimlichkeiten. Das sind Unarten, die man bestrafen, aber nicht vor Gericht schleppen soll. Ich will meine Leute streng gehalten wissen, aber sie nicht ohne dringende Not vor die Behörde bringen. Man soll, so viel man kann, ihre Fehltritte als

häusliche Angelegenheit betrachten, die nur uns angeht.

Dann wurde von der sozialistischen Wühlarbeit gesprochen, die ein junger Volksschullehrer anscheinend treibe.

Heinrich Maus lächelte und sagte:

„Wenn's die Behörde erfährt, wird es ihm nicht gut bekommen. Sie wissen aber, daß ich sehr kühl über diese Dinge denke. Mit Phrasen wird die Firma Josef Ignaz Maus nicht zu Grunde gerichtet, und wenn meine Leute ihre Schuldigkeit tun, können sie über meinen Reichtum denken und schwatzen, was sie wollen. Der Mann ist jung und hat kein Geld — in seiner Lage wäre ich vielleicht auch Sozialist."

Der Ton der Feierabend rufenden Fabrikglocke drang in das Kabinett, und Heinrich Maus meinte lächelnd:

„Wir wollen auch Feierabend machen. Bis morgen früh, meine Herren!"

Aus den Fabriktoren wogten die Männer und Frauen, langsam sich an den Berghängen verteilend. Junge Mädchen hingen sich in Reihen aneinander und gingen singend heimwärts. Andere machten unter Scherzen und Gelächter den Weg mit derb lustigen Burschen. Die Frauen drängten eilfertiger nach Hause als das ledige Volk. Von diesem lösten

sich früher oder später einzelne Paare los, zurückbleibend oder eigene Pfade suchend. Ein heiterer Sommerabend war es. Nach der langen Arbeit in den nüchternen Sälen, unter dem faden Geruche der Papiermasse oder dem noch ekleren der Lumpen, grüßten die Wälder von den Bergen, und man atmete die würzige Luft mit Wollust ein. Jeder fühlte es in seiner Weise, wenn er sich auch nicht deutlich darüber Rechenschaft geben konnte, daß es schön war im Maustal, und darum lockte es ganz besonders eng verschlungen, ganz langsam, auf Umwegen den Heimweg zu suchen.

Anna Frege, die Lumpensortiererin, schlenderte allein, dann und wann umblickend, die Straße entlang und den großen Fahrweg hinauf, an dem Kämmererschen Gasthaus vorbei. Da saß er gern, vielleicht hatte er aber auch noch eine Fuhre nach der Stadt zu machen gehabt. Die Eltern waren so streng und warnten immer mit so harten Worten vor Mannesbildern und Liebschaften. Sie war auch erst sechzehn und fühlte wohl, daß das eigentlich noch zu früh sei, sich mit Burschen abzugeben. Viele ihres Alters taten es freilich und rühmten sich dessen in schamlosen Reden. Es gab recht schlechte Dinger in der Fabrik. Den Burschen, das war offenbar, gefiel sie recht gut. Kein Tag verging, an dem

nicht bald milderen bald dreisteren Tones einer anfrug, ob sie es denn noch nicht an der Zeit hielt, zu leben, wie die anderen auch. Sie war bisher nicht aufs Maul gefallen gewesen und hatte immer die rechte Antwort gefunden. Man sah und hörte ja genug. Wenn man nicht ganz schlecht werden wollte, dann war es eine recht bängliche Sache, sich mit einem Burschen einzulassen, denn die das Heiraten vorhatten, gingen nicht an eine so junge, wie sie. Aber da war nun vor einigen Wochen ein neuer Fabrikkutscher eingetreten. Bei der Kavallerie hatte er gedient, und die Mädchen sagten alle, daß er ein strammer Bursche sei, wenn er so hoch auf seinem Lastwagen saß und ihnen von oben herab mutwillig lächelnd zunickte, während er die prächtigen Apfelschimmel mit den langen weißen Schweifen durch Peitschenknall antrieb. Vierzehn Tage waren es jetzt her, daß er aus dem Kämmererschen Wirtshaus gekommen war, als sie gerade vorüber ging. Keck hatte er sich angeschlossen und sie bis in die Nähe ihrer Wohnung begleitet. Sie hätte gar nicht das Wort gefunden, ihn abzuweisen, denn er war viel „feiner“ als die Fabrikarbeiter und sprach so ganz anders. Er hatte eben in der Hauptstadt und bei den Reitern gedient. Öfter war er ihr seitdem, immer wie zufällig, in den Weg gekommen und hatte immer

wieder in sie gedrungen, mit ihr ein Verhältnis anzufangen. Sie schämte sich immer sehr, wenn er davon sprach, und es machte ihr bange, wenn er sein Gesicht dem ihren so nahe brachte und sie seine Hand von der Schulter oder der Hüfte abweisen mußte. Aber wenn er dann wieder weg war, schien in der Erinnerung alles sehr schön.

Da, sie war noch einige Schritte vom Wirtshaus entfernt, kam er ihr entgegen, ganz langsam, wie wenn man auf jemand wartet. Das Herz schlug ihr bis an den Hals.

„Guten Abend, Fräulein!“ sagte er lächelnd und lüftete die Mütze.

„Guten Abend!“ erwiderte sie leise, sah ihn scheu an und wollte rasch vorbeigehen.

Er stellte sich ihr in den Weg und fragte:

„Ich darf doch ein bißchen mitgehen?“

Sie gab keine Antwort, lächelte aber ein wenig. Dann sah sie sich nach allen Seiten um. Die Eltern, die auch in der Fabrik waren, kamen immer etwas später heim. Der Vater, der Packer war, ging erst noch auf ein Glas Bier in die Kantine, und die Mutter, die im Pappenbetriebe arbeitete, plauschte sich den weiten Weg langsam durch. Eben darum sollte sie möglichst schnell zu den jüngeren Geschwistern nach Hause kommen und

auch das Abendbrot vorrichten. Es kamen auch etliche Arbeiter des Weges. Sie konnten Vater oder Mutter erzählen, daß sie die Anna mit dem Kutscher Siebmann gesehen hätten. Aber sie konnte doch nicht „Nein!" sagen auf die höfliche Anfrage, wollte es auch gar nicht. So ging sie also vorwärts und duldete sein Geleite.

„Gehen wir doch hier durch. 's ist nicht weiter für Sie, eher näher," sagte er nach einer Weile, auf einen schmalen Pfad weisend, der vom Fahrweg abbog und durch Buschwerk nach einem kleinen Gehölz führte. Wenn sie dann aus dem Gehölz schnell genug auf die große Wiese herausging, wo der Fußweg erst aufwärts führte, dann aber steil niederging, war es in der Tat so ziemlich derselbe Zeitverbrauch, und man begegnete wahrscheinlich niemand. Das war halb Vorteil, halb Gegenstand des Bedenkens. Die Arbeiter, die sie eben von weitem gesehen hatte, kamen vorüber. Da schämte sie sich und blieb stehen. Die Leute sagten aber nur sehr gleichgültig den Abendgruß. Es waren junge Leute aus der Pappenfabrik. Die hatte sie nicht zu fürchten, die klatschten der Mutter nichts. Als rechts und links hohes Buschwerk aufragte und der Weg noch eine leichte Biegung machte, umfaßte sie ihr Begleiter mit dreister Kraft, und die erschreckt sich Sträubende konnte nicht ver-

hindern, daß er ihr Gesicht mit derben Küssen bedeckte. Ganz betäubt ging sie, fest von ihm umschlungen, weiter, wehrte nur mit schwacher Hand und einem leisen „Aber nein!“ seinen kecken Berührungen und ließ, am ganzen Körper erglühend, seine heißen Liebesworte über sich ergehen, die er immer wieder durch Küsse unterbrach. Zur Besinnung kam sie erst mehr und mehr, als er nicht aufhörte, zu betteln, sie möchte ihm doch, wenn's Nacht geworden, ein Stelldichein geben, und sein Gebaren sie allzu bange machte. Da kam immer wieder ein festes: „Nein, nein!“ von ihren Lippen, und die Abwehr seiner Zärtlichkeiten bekam ein zorniges Gepräge. Unterdessen waren sie in das Wäldchen gekommen, sie hatte sich ganz von ihm losgerissen und wehrte jede weiteren Annäherungsversuche ab, indem sie stehen blieb und die Arme zur Abwehr bereit machte, während in dem hübschen Gesichtchen der Mund sich trotzig aufwarf und die Stirn sich über aufmerksam lauernden Augen in Falten zog.

„Ich tu' Ihnen ja nichts!“ sagte der Bursche endlich übellaunig, doch mit gutmütigem Klang. Er tat ihr eigentlich leid.

Da war der Weg, auf den sie abbiegen mußte. Sie sagte, auf dessen Richtung weisend:

„Jetzt muß ich aber eilen, daß ich nach Hause komme!“ und machte eine rasche, fast springende Bewegung. Der Begleiter faßte ihre Hand und meinte:

„Sagen Sie mir doch wenigstens gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ rief sie halblaut hin, ohne ihn anzusehen.

Ganz bescheiden bat er um einen Kuß.

Sie schüttelte den Kopf, hielt aber ganz stille, als er sie dennoch küßte.

„Wir reden noch weiter, Fräulein!“ rief er dann der Davoneilenden nach.

II.

Bei Kommerzienrat Hauswald feierte man den Geburtstag der Kommerzienrätin. Auch das Ehepaar Maus war zu dem üblichen Diner geladen. Heinrich Maus tadelte es mit einer leisen Bemerkung, daß seine Frau so große Toilette gemacht hatte. Die Hauswalds selber waren Leute alten Schlags, neben den reichen Industriellen traf man dort auch bescheidenere Verwandte der Familie, und es konnte übel gedeutet werden, wenn sie so sehr aus dem Rahmen des Ganzen fiel.

„Ein Diner ist für mich ein Diner," antwortete sie trotzig. „Wenn die Bodenheimer Spießbürger das nicht verstehen, ist's nicht meine Schuld. Ich richte mich nach den Bräuchen der guten Gesellschaft."

Schön und elegant sah sie ja aus. Es war auch richtig, daß in der Bodenheimer Fabrikantengesellschaft noch ein etwas spießbürgerlicher Ton

herrschte. Sie hätte es nur nicht bei jeder Gelegenheit ihm hinwerfen sollen, denn sie mußte wissen, daß er es nicht gerne hörte. Die darin versteckte Betonung ihrer adeligen Herkunst verletzte ihn. Arm wie eine Kirchenmaus war sie gewesen, und wenn nicht er, der sich mit Stolz selber zu diesen Spießbürgern zählte, sie geheiratet hätte, hätte sie wahrscheinlich niemals an solche Toiletten denken können. Zudem lag wirklich etwas von Schamlosigkeit darin, wenn eine Dame als die Einzige in solcher Entblößung erschien, wo es nun einmal nicht der Brauch war. Es war, als wolle sie damit jenes Geheimnis ihrer Ehe, das ihn oft nur zu sehr bedrückte, absichtsvoll preisgeben. Davon, daß Heinrich Maus in den unwürdigsten Fesseln schmachtete, sollte niemand etwas ahnen. Würde er aber jetzt auf seiner Meinung bestanden und eine Änderung der Toilette verlangt haben, dann gab es eine Scene wilden Trotzes, in der sie unheimlich häßlich wurde, wo etwas aus ihr herauskam von einer bösen Tücke, das er nicht rufen wollte, weil es tagelang an ihm zehrte.

In der Tat erregte das Erscheinen der Frau Maus in der Gesellschaft deutliches Aufsehen. Es war seit dem Tode der alten Frau Maus die erste größere Gelegenheit, bei der man sie wieder sah.

Eine Matrone im schwarzen Seidenkleide sagte denn auch zu einer anderen, dunkelblauen:

„Die alte Maus hätte ihre Schwiegertochter so nicht ausgehen lassen. Vor der hatte sie Respekt. Das weiß ich.“

Der Gastgeber selbst, ein würdevoller Greis mit weißen Bartstreifen längs den Wangen und großer schwarzer Krawatte, gab bei der Begrüßung in seiner Miene leise, aber doch deutlich wahrnehmbar, ein erstauntes Mißbehagen zu erkennen, und die Überraschung der Frau Kommerzienrätin nahm fast den Charakter der Entrüstung an.

Frau Luise freute sich dieser Wirkung, die sie gerade beabsichtigt hatte. Die ganze Gesellschaft war ihr unausstehlich, schon deshalb, weil die Schwiegermutter von demselben Schlage gewesen war und sie sich von der steif altmodischen Dame drei Jahre lang hatte tyrannisieren lassen müssen, um sich ganz dem Bodenheimer Lebensstil anzubequemen. Jetzt war sie endlich frei und eben diese Leute, nach denen sie sich richten sollte, zu ärgern, machte ihr ein Vergnügen, das sie für die zu erwartende Langeweile reichlich entschädigte. Ihr Tischnachbar war eine industrielle Größe, Besitzer der Bodenheimer Färbereien, ein äußerlich nicht übler Mann, dessen mühsames Gespräch ihr aber sehr gleichgültig blieb, gerade

so, wie die ledernen Späßchen, die der alte Herr Direktor der Bodenheimer Kreditbank machte. Da bemerkte sie im Laufe der Zeit die prüfenden Blicke, die die junge, hübsche Gattin des Färbereibesitzers immer aus einiger Entfernung herübersandte. Jetzt fing sie mit ihm zu kokettieren an. Gesprächstalent hatte sie selber nicht, aber sie kannte die Wirkung ihrer lauernd lockenden Augen und verstand es, durch ganz unmerkliche Bewegungen den Nachbar mit ihren entblößten Reizen zu umspielen. Bald konnte sie sich ebenso über seine lüsternen Seitenblicke, wie über die unruhig verdrießlichen Mienen der eifersüchtigen Gattin ergötzen. Man blieb sehr lange bei Tisch sitzen, und der Herr Nachbar ließ sich die guten Weine schmecken. Im Zusammenhange damit fing er mit kleinen Anzüglichkeiten an. Sie verzog keine Miene, aber ihr gelegentlicher Seitenblick ermunterte ihn soweit, daß sie schließlich die Berührung seines Beines an dem ihren ziemlich deutlich fühlte. Sie rückte unmerklich ab und sah ihn sanft verweisend an. Dann belehrte sie die Beobachtung der Gattin, daß das Spiel eine nachfolgende eheliche Scene in sichere Aussicht stellte. Damit hatte der Spaß seinen Zweck erreicht, und jetzt handelte es sich darum, den erregten Herrn im Zaume zu halten, damit seine Liebenswürdigkeit nicht auffällig wurde. Diese guten Leute

hätten sonst am Ende gar geglaubt, sie habe eine ernsthafte Eitelkeit darauf, den Herrn Färbereibesitzer zu erobern. Als man endlich aufstand und sich in den Nebenzimmern zu freien Gruppen zusammentat, um den Kaffee einzunehmen, da sah sie in einiger Entfernung die Gattin des Tischnachbarn neben diesem eifrig flüsternd stehen, und daß es keine lustige Unterhaltung war, ergab sich deutlich, denn die junge Frau war offenbar dem Weinen nahe.

Heinrich Maus hatte bald den ihm zusagenden Kreis gefunden. Er war kein Witzmacher und Kurschneider, aber bei der Cigarre mit einigen führenden Persönlichkeiten sich bald über die allgemeine Geschäftslage, bald über örtliche Angelegenheiten von öffentlicher Bedeutung unterhaltend, entwickelte er ein lebhaftes Temperament, und auch ältere Leute hörten ihm mit williger Aufmerksamkeit zu, denn ein tüchtiger Kopf war der kleine Maus, wenn er auch die nicht angenehme Gewohnheit hatte, im Falle eines stärkeren Widerspruches leicht erregt zu werden und aus dem bequemen Unterhaltungston in den eines ernsten Meinungsstreites überzugehen.

Mit dem Kaffee waren solche Essereien ortsüblicherweise noch lange nicht am Ende. Im Laufe des Nachmittages kam Heinrich Maus endlich dazu, auch mit seiner Jugendgespielin Klara Lanzinetti

eine längere Weile zu plaudern. Die Lanzinettischen Glashütten lagen ein halbes Stündchen hinter Maustal. Großvater Lanzinetti hatte ein Fräulein Maus zur Gattin gehabt, und die Familienbeziehungen waren sehr rege. Klara war ein stattlich gebautes, in dem gescheiten Gesichtszuge aber nicht gerade schönes Mädchen von 29 Jahren, das die italienische Abstammung der Familie im pechschwarzen Haar und insbesondere in dem tiefbrünetten Teint bezeichnend ausprägte. Auch mit ihr war die Unterhaltung auf einen durchaus ernsten, fast geschäftlichen Ton gestimmt. Heinrich Maus sprach mit ihr über sein neues Projekt im bayrischen Wald. Sie hörte ihm eine Weile aufmerksam zu, ehe sie leise lächelnd sagte:

„Kannst du dir wirklich nicht genug Arbeit aufladen? Ich dächte doch, Maustal gäbe gerade genug zu tun. Willst du noch reicher werden oder treibt dich der Ehrgeiz?"

„Das läßt sich wohl bei unsereinem gar nicht so deutlich unterscheiden," entgegnete Heinrich Maus. „Reicher werden heißt sein Ansehen steigern, und unser Ehrgeiz setzt sich, sofern er uns nicht irreführt, in Bargeld um."

„Das ist nicht dein Ernst, Heinrich!" versetzte die Jugendfreundin. „So platt denkst du gar nicht! Ich kenne dich besser!"

„Ich denke nur so," antwortete Heinrich Maus. „Du verstehst mich nur nicht richtig. Es fällt mir nicht ein, irgend einem harmlosen Menschen gegenüber mit irgend einer Vermögensziffer mich zu brüsten. Aber ich habe das volle Bewußtsein, daß Geld Macht ist, und dieser Macht freue ich mich, und darum bin ich immer bemüht, sie zu steigern."

Klara Lanzinetti sah ihn eine kleine Weile fragend an. Dann sagte sie:

„Ich bin wahrhaftig nicht sentimental, das weißt du doch, aber diese Lebensanschauung könnte mir nicht genügen, sie wäre mir doch zu nüchtern."

„Nüchtern?" entgegnete Heinrich Maus lebhaft. „Es gehört Selbstbeherrschung dazu, sich nicht zu weit fortreißen zu lassen von dem Zauber, der darin gelegen ist."

„Aber das ist ja nichts anderes, als was schließlich alle unsre guten Bodenheimer denken."

Heinrich Maus lächelte überlegen und meinte:

„Etwas anderes ist es wohl!" Dann setzte er bei: „Aber es kommt aus der gleichen Quelle des kaufmännischen Ehrgefühls, und das schätze ich in den Bodenheimern sehr hoch. Du gehörst doch auch zu unseren Kreisen und solltest nicht anders denken. Freilich Damen — — —"

„Ach so! Wieder einmal was, was wir nicht verstehen!“ entgegnete Klara etwas empfindlich.

„Bei einem Mädchen wenigstens ist das ja ganz natürlich!“ antwortete Maus.

Jetzt trat Frau Luise zu beiden. Sie konnte die Jugendfreundin des Gatten nicht ausstehen. Es war keinerlei eifersüchtige Regung dabei. Das einfältige Ding hatte nur immer so etwas überlegen Kluges und dabei gemacht Einfaches, als habe es, das doch so häßlich war, gar nicht nötig, auf sein Äußeres Wert zu legen. Dabei konnte es eine Art annehmen, die beinahe wie Herablassung aussah. Nach einigen formellen Redensarten warf sie einen flüchtigen Blick über Klaras Kleid und sagte dann:

„Du siehst etwas blaß aus. Das kommt von dem vielen Blau in deiner Toilette. Du bist zu brünett dazu.“

Klara Lanzinetti errötete leicht, und Heinrich Maus machte seiner Frau ein ärgerliches Gesicht. Diese fuhr fort:

„Das schadet ja weiter nichts. Hier fällt es doch niemand auf.“

„Es ist auch gar nicht meine Absicht, aufzufallen,“ entgegnete jetzt Klara mit leise merkbarer Betonung.

Frau Luise lächelte spöttisch und ging wieder. Der junge Lanzinetti kam ihr in den Weg. Er war der große Elegant der Gesellschaft und galt überhaupt als der tonangebende Lebemann von Bodenheim. Sie tändelte eine längere Weile mit ihm.

Die Unterhaltung zwischen Klara und Heinrich Maus kam nicht mehr zu vollem Gehalte. Es lag etwas zwischen ihnen, und sie brachten es über ein ganz oberflächliches Geplauder nicht mehr hinaus.

Die elektrischen Lampen funkelten in den Räumen, und eine Erdbeerbowle fand lebhaften Zuspruch der Herren, die zugleich das reich mit kalten Leckerbissen ausgestattete Büfett in längerem Belagerungszustand hielten. Die kaum etwas verflogenen Geister des Weines hielten wieder ihren Einzug und neuerdings röteten sich die Gesichter, wurden die Stirnen feucht glänzend, und die Unterhaltung war mehr oder minder lärmend. Heinrich Maus zog sich aus einem Knäul von Herren zurück, mit denen keine eigentliche Unterhaltung mehr zu führen war, weil jedes Wort, das man sprach, mit Gewalt ins Spaßhafte gewendet wurde und nur ein möglichst geräuschvolles Gelächter der Zweck zu sein schien. Ziellos herumstehend, gewahrte er in einem kleinen Seitenzimmerchen seine Frau mitten in einem Damenkreise sitzend. Er beobachtete sie eine kleine Weile. Sie

hob sich mit ihrer eleganten Schönheit aus ihrer spießbürgerlichen Umgebung wie eine Fürstin, die bei einem Landesbesuch die Honoratioren einer Kleinstadt leutselig um sich schart. Ihre Toilette befriedigte ihn jetzt in hohem Maße. Es war ganz recht so, Frau Heinrich Maus sollte sich vor allen andern Bodenheimer Damen auszeichnen. Wie dieser schlanke Hals, diese volle und doch zarte Büste, diese weichen Arme aus der platten Umgebung herausleuchteten, wie ein kostbares Kleinod, das den anderen Weibern zu ihrer Bewunderung geboten wurde. Ein schönes Weib ist doch allerwegen ein köstlicher Besitz, und ihm, dem kleinen, häßlichen Heinrich Maus, den die jungen Fräuleins von Bodenheim immer mit spöttischer Miene angesehen hatten, gehörten diese Reize, er durfte sie genießen.

Er trat an den Damenkreis heran und dicht zu seiner Gattin, an die er in einem fast zärtlich klingenden Ton einige scherzende Worte der Erkundigung nach ihrem Befinden richtete. Sie sah ihn sehr freundlich an, während sie ihn bat, ihm eine Kleinigkeit vom Büfett zu besorgen. Es freute ihn, daß sie so vor den anderen mit ihm kokettierte, und eilfertig erfüllte er ihren Wunsch.

„Ich danke dir, Schatz!“ sagte sie mit einer graziösen Biegung des Halses.

Er blieb noch eine Weile in Unterhaltung mit den anderen Damen und beobachtete dabei Luise, wie sie das dargereichte Stückchen nippend aß.

Auf dem Heimweg in sternenheller Nacht zog er sie, ihre Taille unter dem weißseidenen, pelzverbrämten Abendmantel umfassend, zärtlich an sich. Das Wagendach war zurückgeschlagen. Frau Luise schmiegte sich stumm an den Gatten und lächelte in sich hinein, während er ihr süße Worte zuflüsterte. Erst nach längerer Weile warf sie ganz kühlen Tones hin: „Der gestrenge Herr Gemahl hat sich also doch mit meiner unpassenden Toilette ausgesöhnt? Ja, ja!"

Die Lanzinettis fuhren dicht hinter ihnen und riefen noch „Gute Nacht!", als der Maussche Wagen abbog.

Klara Lanzinetti stand, wie sie es gewohnt war, des anderen Morgens um sechs Uhr auf, nahm ein Bad mit kalter Dusche und zog ihr graues Schneiderkostüm mit dem fußfreien Rock und dem Filzhütchen an. Der Sonnenschirm war kräftig genug, als Stock zu dienen. Ganz still war es noch ringsum, als sie auf die Straße hinaustrat, von Bari, dem großen, weißbraunen Bernhardiner begleitet. Hinter dem Glashüttenwerk führte ein steiler Pfad bergan in den Hochwald hinein. Kräftig strebte sie vorwärts,

als gelte es einen Botengang zu tun. In früheren Jahren war sie geritten, dann hatte sie das Fahrrad angenommen, aber die Talstraße bot so wenig Abwechslung und, als sie es erst einmal angefangen hatte, gewann sie immer mehr Lust an diesen morgendlichen Streifereien. Sie fühlte sich da so ganz Herrin ihrer selbst, und ein reiches Leben quoll aus ihrem Innern hervor, dem sie sich mit dem regsten Eifer hingab, wie einem höchst anregenden Gespräche. Die Natur spielte dazu eine Begleitmusik von lauschigem Waldschatten, glitzerndem Sonnenschein, murmelnden Bächen, Vogelgezwitscher und schließlich dem weiten Ausblicke von irgend einer Höhe, die das Ziel der Wanderung bildete. An irgend einem Gehöfte reichte man der wohlbekannten Spaziergängerin gern ein Glas Milch und ein Stückchen Brot.

Heute kamen ihre Gedanken nicht von Heinrich Maus los. Das war vor etwas mehr als drei Jahren die große Lebenserfahrung, die Erkenntnis des Schmerzes gewesen, als er sich urplötzlich verlobt hatte. Von Kindheit an war sie nicht nur die treue Gespielin, sondern, obwohl jünger, auch die Beschützerin des häßlichen Jungen gewesen, den alle andern als das Spielzeug grausamer Launen behandelten, und der dadurch und durch des Vaters hartes Wesen verschüchtert, auch in der Schule sich ungeschickt und

blöde zeigte, was wieder zu seelischen Mißhandlungen des Armen durch die gedankenlosen Lehrer führte.

Zu ihr, zum „Klärchen“ flüchtete er gern und ihr schüttete er sein Herz aus. Wurde er in den späteren Jahren auch zurückhaltender gegen die Freundin, so blieb doch immer noch ein Vertrauensverhältnis bestehen. Dann ging er auf längere Zeit in die Fremde. Er hatte ein herbes, rechthaberisches, recht unliebenswürdiges Wesen angenommen. Sie war es wiederum, die ihn in kurzer Frist zähmte, daß er wenigstens ihr gegenüber von dem unangenehmen Ton abkam und sie statt dessen wieder zur Vertrauten, jetzt für seine Weltansichten und Zukunftspläne, machte. Keine Spur war in ihrem Verkehr von jugendlicher Liebelei. Aber Klara dachte gar nichts anderes, als daß der junge Mann, mit dem sie auf so vertrautem Fuße stand, sie heiraten würde, um so mehr, als ihre Mutter denselben Gedanken hegte. So selbstverständlich schien das, daß man nur gelegentlich, wie von einem sicheren künftigen Ereignisse, davon sprach. Klara wurde dessen, ob sie ihn liebe, gar nicht so recht bewußt. Sie war ihm anhänglich aus alter Gewohnheit, und ihre vollkommene Reinheit fühlte keine Veranlassung, sich irgend welchen Grübeleien hinzugeben. Da starb sein

Vater, und er war Herr der großen Fabrik. Die wachsende Nähe des entscheidenden Lebensereignisses gab nun wohl dem Fühlen und Denken stärkeren Inhalt. Eine gewisse Nachdenklichkeit, eine jungfräulich ahnende Scheu kam über sie, aber das brachte noch keine stärkere Erregung der ihrer Zukunft vertrauenden Seele mit sich. Es war das Unfaßbare, die Umwechslung aller Begriffe, als Heinrichs Mutter eines Tages die Mitteilung machte, er habe sich mit einer jungen, adeligen Dame verlobt, die er in dem unfernen Stahlbade Freibrunn erst seit kurzem kennen gelernt hatte.

Mutter und Tochter Lanzinetti waren so vollständig konsterniert, daß sie zunächst nur eine starre Verwunderung zu empfinden vermochten. Klara wußte, daß er in der letzten Zeit mehrmals nach Freibrunn gefahren war. Das taten die Bodenheimer Herren aber im Sommer sehr gern; denn es gab immer vorzügliche Gesellschaft dort. Die Sache hatte sich denn auch, wie Mutter Maus nicht sehr zufriedener Miene mitteilte, etwas schnell gemacht. Das Peinlichste in der nächsten Folge war nun Heinrichs Arglosigkeit. Er behandelte Klara auch jetzt noch als Vertraute und pries ihr seine Braut an. Glücklicherweise war aber die Brautschaft die Ursache, daß seine nachbarlichen Besuche seltener wurden.

Es handelte sich immerhin darum, den Stolz zu wahren und nicht das Geringste von der großen Enttäuschung, die man empfand, merken zu lassen. Das war ein schwerer, innerer Kampf, der die ganze Seele umwandelte. Jetzt wurde in immerwährendem Denken und Grübeln deren Reinheit getrübt, und eine zehrende Unruhe kam über sie. Sie mußte ihre Gedanken losringen von dem Jugendfreunde, mußte ein ganz anderes Innenleben finden. Es ließ sich aber nicht finden. Eine fürchterliche Leere — das nur war es, was sich einstellte, oder aber eine zehrende Sehnsucht, die das Gewissen erschreckte, wenn sie sich einmal an das Bild des unwiderbringlich Verlorenen klammern wollte. Die Gepeinigte stürzte sich in die Lektüre und verschlang alles, dessen sie über die moderne Frauenfrage habhaft werden konnte. Aber das brachte nichts weniger als Hilfe, sondern nur allerlei Widerliches, was sie nicht wissen wollte. Langsam fand sie sich zurecht; aber die große Sehnsucht nach einem starken Lebensinhalt war jetzt da, sie wußte es genau, für sie wenigstens war dieser Lebensinhalt der Mann und das Kind. Kein sinnliches Begehren verbarg sich in diesem Gefühle. Diese Triebe, über die ihre Lektüre sie deutlich genug belehrt hatte, bliebe ihr etwas Fremdes, nicht recht Verständliches, das sie nur in eine zornige Empörung brachte, wenn

sie dabei an das Weib dachte, das ihr den Freund gestohlen hatte.

Gestern hatte sie erst wohl bemerkt, mit welchen Blicken Heinrich seine Frau beobachtete. Oft hatte sie darüber nachgedacht, ob er denn glücklich sei mit ihr. Anzumerken war ihm nie etwas, was Aufschluß hätte geben können. Deuteten nun solche Blicke auf Glück? Wenn man so die Liebe eines Mannes erwarb: dann hatte sie auch eine schöne Brust! Aber das war doch nur das Häßliche, das sich den Namen der Liebe stahl, und das, das allein bot ihm jenes Weib. Darum, weil er nichts Besseres von ihr besaß, stürzte er sich so leidenschaftlich in die Geschäfte! Wie schade war es um ihn!

Sie war aus dem Wald auf eine freie Höhe gekommen, von der sich ein weiter Ausblick über die herrliche, vielgestaltige Landschaft bot mit dunklen Wäldern, lichten Wiesenhängen, Gruppen von Gehöften, in weiche Mulden gebettet, einigen Kirchdörfern, die auf den Höhen ihre spitzen Türme als Wahrzeichen erhoben und darüber der weite blaue Himmel, unter dem weiße Wolkenschäfchen langsam einherzogen.

Ein sehnsüchtiger Drang, eine schmerzliche Wollust bemächtigte sich Klaras, während ihre Augen das schöne Bild in sanfter Betrachtung aufnahmen.

Die Welt war so prächtig, nur sie hatte nicht den richtigen Platz darin, sie stand da gerade wie ein obdachloser Wanderer, für den sich keine Hütte auftut. Wie das alles lebte im wärmenden Sonnenschein. Und diese ganze mannigfaltige Welt, so schien es ihr, hatte einen Zweck, jeder Grashalm strebte einem Ziele zu, und das Zwitschern des Vogels bedeutete etwas. Sie aber, sie fühlte sich so schrecklich zwecklos, sie fand keine Antwort auf die peinigende Frage: „Wozu bist du auf der Welt?"

Und immer wieder lenkten sich ihre Blicke nach dem hellschimmernden Palast nächst der Papierfabrik unten im Maustal. Sie ging nach einer längeren Weile weiter, erst dem Höhenzuge folgend, dann sich wieder talwärts wendend. Ein Häuschen stand ganz einsam am Wege. Dort trat sie ein. Eine Frau begrüßte sie fröhlich, und vier Kinder kamen zutraulich eilfertig auf sie zu, das fünfte saß auf dem Stubenboden. Die Mutter war in der Wascharbeit durch Klaras Eintritt unterbrochen worden. Sie kannte des Fräuleins Begehr und ging sofort daran, Milch aus einer Schüssel, die sie einem verschlossenen Schrank in der Kammer nebenan entnahm, in ein Glas zu schütten. Der Mann arbeitete unten in den Glaswerken, und sie besaßen dazu noch eine kleine Wirtschaft mit einer Kuh.

Klara liebte Kinder. Das war erst in den letzten Jahren so hervorgetreten. Auch jetzt bemächtigte sie sich alsbald des kleinen Hemdenmatz und nahm ihn, sich auf einen Stuhl setzend, auf ihren Schoß, mit ihm zu scherzen, während sie von den anderen eifersüchtig bedrängt würde. Die Frau stellte sich dann vor sie hin und begann zu schwatzen. Es dauerte nicht lange, bis ihr Gerede in einen Jammer über alle möglichen kleinen Beschwernisse überging. Klara kannte das. Überall, wo sie Einkehr hielt, klang ihr dasselbe Lied entgegen. Es handelte sich bei den Leuten gar nicht um eigentliche Armut, auch nur gelegentlich einmal um ernstere Sorgen wegen Krankheit, aber sie empfand nun einmal das Bedürfnis, vor dem reichen Fräulein Lanzinetti all die kleinen Unbequemlichkeiten ihres Alltags auszubreiten, sie gefielen sich in der Dulderrolle. Klara war nicht hochmütig, aber eben diese Gewohnheit machte ihr die Leute verächtlich. Es waren niedrige Naturen, die nicht eine eigene Not beklagten, sondern nur nach dem Reichtum neidisch schielten, der ihnen der Inbegriff alles Wünschenswerten war. Oft schon hatte sie solchen Klageweibern entgegengehalten, daß es auch in den Häusern der Reichen gar manches gebe, was das Gemüt bedrücke und mit dem Geldbesitze nicht alles Glück verbunden sei. Die Leute lächelten

überlegen, als wollten sie sagen, sie verstehe eben nichts vom Leben. Zuweilen stieg in ihr noch ein anderes Gefühl, als das der Verachtung, auf. Es war etwas wie Schrecken, über die tiefe, weite Kluft, die Menschen von Menschen trennte, daß sie, die Kinder ein und derselben engen Landschaft, sich innerlich völlig fremd blieben. Aber sie fand mit bestem Willen keine Brücke. Das Christentum mit seinem: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ sagte gar nichts, denn Gefühle lassen sich nicht befehlen, und ihr war es nicht möglich, diesen Weibern Gefühle entgegenzubringen, die der Liebe glichen. Auch die Kinder taugten nicht zu Vermittlern. Ganz im Gegenteile hegte sie zuweilen ein deutliches Gefühl des Ärgers, wenn dieses oder jenes Weib ein niedliches Kind hatte. Gegen die jungen Mädchen hatte sie aber geradezu eine heftige Abneigung. Sie hatte genug davon gehört, wie diese Mädchen in Liebschaften lebten, und freche Blicke, ein freches Gelächter zu beobachten, bot sich immer wieder Gelegenheit. Und aus diesen zuchtlosen Mädchen wurden dann die jammernden Weiber! Schade war's, daß all' die netten Kinderchen diesem Schicksal entgegenwuchsen. Aber sie hatten doch Schule und Religionsunterricht, es mußte also in der Art liegen. Freilich in ihren Kreisen waren es auch nur die Mädchen, die sich Zwang

auferlegten, nicht die Männer. Sie dachte an ihren Bruder, von dessen lockeren Sitten sie wußte. Und Heinrich? Nie und nimmer war seine Ehe mit dieser Frau, der sie nichts Gutes zutraute, aus edlen Beweggründen geschlossen. Wer klug hätte werden können aus diesen Dingen des Lebens! Größtes, Schönstes, Bestes ahnte man deutlich, die Sonne da schien es aus Himmelshöhen zu bringen, und so wie man genau zusah, war überall das Fehlerhafte, das Unerwünschte, das Betrübende, das Häßliche. Warum es die Menschen gar nicht weiter brachten mit all den schönen Lehren? Wie alt war schon das Christentum, und was hatte es gewirkt? Was las man in Büchern, bei Dichtern so viel Schönes, und wie sah's in Wirklichkeit aus?

Unter solchen Betrachtungen war Klara wieder nach Hause gekommen, eben recht, mit der Mutter zu frühstücken. Der Bruder lag noch zu Bett. Das gab der Mutter Anlaß zu einem Gespräch über dessen mangelnden Geschäftsfleiß. Sie sprach die Befürchtung übler Folgen aus, und zwar nahm sie es damit so ernst, daß sie Klara mitteilte, sie habe Onkel Thomas um einen baldigen, anscheinend ganz zwecklosen Besuch gebeten, um seinen Rat und seine Beihilfe einzuholen. Onkel Thomas, wie man ihn nannte, war Vormund der bei-

den Lanzinettischen Kinder gewesen und ein intimer Freund des verstorbenen Vaters, aber kein Verwandter der Familie. Er war Inhaber einer großen Bankfirma in der Hauptstadt.

III.

In der „Germania“ fand sich am Samstag von sieben Uhr ab immer ein Kreis von Kutschern, Pförtnern, Kontordienern und ähnlichen Bediensteten der verschiedenen Etablissements Bodenheims beim Abendschoppen zusammen. Diese wohlgekleideten Leute unterschieden sich mit Betonung von den „Arbeitern“, in denen sie eine wesentlich geringere Menschengattung sahen. Man sprach eben mit Mißbilligung davon, daß ein Kollege im Begriffe stehe, sich mit einem Fabrikmädel zu verheiraten. Er hatte sich einfangen lassen. Der Kutscher Siebmann von der Mausschen Fabrik war es, der da meinte, er mache sich auch nicht gerade viel aus den Burschen in der Fabrik, schlappem, dabei heimtückischem Volk, aber mit den Mädels sei es noch eine andere Sache, und er sehe nicht ein, warum man ein solches nicht heiraten könne. Da neckte man ihn, ob

er wohl mit einer Papiermamsel angebändelt habe.

„Das sind erst die ganz Richtigen! Die stinken ja nach alten Knochen und Lumpen!“ In diesem Ton gab man seiner Verachtung Ausdruck. Siebmann sagte:

„Ich bin gedienter Kavallerist und weiß, was ich mir schuldig bin. Aber so rede ich nicht. Es gibt ganz nette Mädel bei uns in der Fabrik.“

Dabei lächelte er selbstzufrieden.

„Na ja!“ hieß es jetzt. „Zu einem Sonntagsvergnügen mögen ja manche recht wohl taugen, aber, wenn man heiraten will, sucht man sich doch besser ein Dienstmädchen heraus, das einen Haushalt führen kann und an Sauberkeit gewöhnt ist.“

Es wurde die Meinung ausgesprochen, auch bei dieser Mädchenklasse hieße es vorsichtig sein und die Augen aufmachen. Es sei heutzutage überhaupt eine faule Sache mit dem Heiraten. Das werde, wenn es so fortgehe, schließlich nur mehr eine Sache der reichen Leute sein, die sich aber auch schon hüteten, zu viel Kinder in die Welt zu setzen, damit das Geld hübsch beisammen bleibe. Jetzt ging man daran, die reichen Leute Bodenheims abzuschätzen, wozu der Wirt Beihilfe leistete. Dabei kam man alsbald auf Heinrich Maus zu sprechen. Wenn er es noch nicht war,

so erreichte er es sicher noch, an die erste Stelle zu kommen. Der verstand es, Geld zu machen, der „Kleine“. Beliebt bei seinen Leuten war er aber nicht, das bestätigte auch Siebmann. Er führte ein strenges Regiment, das bis ins kleinste ging. Das wäre aber doch noch kein Grund zur Unbeliebtheit gewesen. An seiner Person lag es, an der schroffen, hochfahrenden Art, die man sich gerade von so einem kleinen, häßlichen Wicht nicht gefallen lassen wollte. Er tat etwas für die Arbeiter, er war im Grunde ein anständiger Mann, aber es kam eben alles bei ihm so widerwärtig heraus, selbst wenn es Gutes war.

An einem nahen Tische verzehrte der Lehrer Brandstötter sein Abendbrot. Der junge Mann mit dem blassen, glatten Gesicht und dem schlichten blonden Haar hatte dem Gespräch der Leute aufmerksam gelauscht. Jetzt war er verstimmt über das oberflächliche Geschwätz, das sie führten. Sie waren furchtbar borniert, diese Bodenheimer, in deren Mitte er jetzt ein Jahr lebte. Öfter hatte er es schon versucht, den Arbeitern, unter die er sich gern mischte, eine andere Lebensauffassung beizubringen, sie zu überzeugen, daß sie gerade hier im Tale eine Macht seien, wenn sie nur wollten. Jammern, murren, allerlei Klatsch zusammentragen, das konnten sie, im

übrigen aber blieben sie die richtigen Knechtsnaturen, die es selbstverständlich fanden, daß etliche Millionäre die ganze Bevölkerung beherrschten, die von Eltern auf Kinder die Gewohnheit forterbten, bei dieser oder jener Firma zu arbeiten. Die Reichen wurden immer reicher — so ein alter Arbeiter schilderte das mit sichtlicher Bewunderung. — Das Arbeitervolk vermehrte sich aus sich selbst genügend, daß ohne viel Zuzug die wachsenden Etablissements versorgt werden konnten. War einmal ein Bursche auswärts gewesen und brachte neue Anschauungen heim, dann fand er wohl einen Anhang unter jungen Leuten, die von ihm große Worte lernten, aber schließlich doch Kegel schieben, Saufen und Liebschaften, daneben einem Kriegerverband oder einem von den Prinzipalen protegierten Gesangverein mit Stiftungsfest und Preissingen anzugehören, der Beschäftigung mit den ernsthaften Lebensfragen des Arbeiters vorzogen. Es bestand ein sozialdemokratischer Verein, aber er kam nicht zu rechtem Einfluß, denn er wurde von den Prinzipalen, denen die Behörden bereitwillig Hilfe leisteten, mit allen möglichen Schikanen belästigt, die seine Entwicklung hinderten. Brandstötter selbst war ein Sklave seines Amtes und mußte Vorsicht üben. Er hatte schon einmal eine Verwarnung erhalten infolge einer Denunziation über

Gespräche, die er im Wirtshause geführt hatte. Aber ihm gefiel die heimliche Arbeit erst recht, und er sah darin eine Mission, der er mit dem regsten Eifer nachging. Dieses zurückgebliebene Volk über seine eigenen Rechte aufzuklären, war Menschenpflicht, war eine Aufgabe, die ihn begeisterte. Aber mit solchen Kerlen, die sich noch im eigenen Kreise in Standesunterschieden ergingen, wie die da drüben, war nichts für ihn zu tun. Er kannte sie wohl. In ihnen steckte noch der Militärgeist und sein Dünkel, mit dem man die Menschen spielen lehrte, damit sie nicht auf andere Gedanken kämen.

Es war eben ein entlegener Erdenwinkel, wohin noch nichts gedrungen war von den Forderungen eines neuen Geschlechtes, wo es noch keine „Jugend" gab im modernen Sinn, sondern nur junge Leute. Aber nur einer, der selber jung war, konnte die Jugend führen, und er fühlte in sich das Zeug dazu. Das Schicksal stellt jeden auf den Platz, auf den er gehört. So kam es, daß er seinen ersten Lehrerposten gerade in einer großen Industriestadt hatte finden müssen, und daß er mit dem Redakteur einer sozialdemokratischen Zeitung Freundschaft schloß, der ihm die Wege zum Studium der großen sozialen Fragen wies. Er hatte mit heiligem Eifer studiert und jetzt, auf diesen unfruchtbaren Boden versetzt,

galt es erst recht, die Probe auf das Exempel zu machen, wie stark die Kraft der neuen Lehre sei. Er wollte, er mußte siegen, trotzdem er Sklave eines Amtes war. Er blieb's nicht immer, das ahnte er mit sicherem Gefühl. Zum Schulmeister war er nicht geschaffen, oder aber er wäre es gewesen, hätte er den Kindern statt all' der vorgeschriebenen Lügen die wahre Lehre einprägen dürfen.

Unter solchen Gedanken war er auf die Straße getreten. Eine kleine Weile blieb er zögernd stehen, ging dann eine Strecke vorwärts und hielt darauf wieder inne. Sollte er zu Hedwig gehen? Drei Tage lang hatte er es vermieden. Er wollte es zu keiner Gewohnheit kommen lassen. Aber mächtig zog es ihn zu den melancholischen dunklen Augen, zu dem lieben Lächeln des schönen Geschöpfes hin. Die „Rose" war ein anrüchiges Lokal und Hedwig gerade so, wie die andere Kellnerin Wilma, eine Dirne, höchstens um einen Grad weniger gemein. Darüber. täuschte er sich gar nicht. Aber was war denn ein solches Mädchen anders, als ein beklagenswertes Geschöpf, das unter andern Verhältnissen auch anders geworden wäre? Ganz entschieden hatte sie bessere Anlagen und sichtlich unterhielt sie sich lieber in anständiger Weise mit ihm, der zwei Glas Münchener Bier in der Vorderstube harmlos trank, als mit den

Leuten, die sie im „Weinzimmer" bedienen mußte. Herzlos ist es, solch' ein armes Ding schimpflich zu behandeln, so recht bezeichnend für die Niedertracht der herrschenden Denkweise, die das Weib straflos zur Dirne machen kann und dann noch das Opfer mit Steinen werfen darf! Wäre er reich gewesen, er hätte sie gerettet aus diesem Sumpf. Das hatte er ihr letzthin gesagt, und das Herz schnitt es ihm schier entzwei, als sie ihm darauf gelassen antwortete:

„Das meinen Sie, weil Sie nicht reich sind. Die Reichen tun erst recht nichts umsonst. So oder so, man bliebe doch, was man einmal ist."

Er hätte sie gerne besessen, aber dann wäre es doch immer etwas anderes gewesen, als bei den Leuten, denen sie sich hinwarf. Sie gierte nach Geld, nach Geschenken für ihre Putzsucht. Das war die böse Gewöhnung des Lasters, die die Dinge in ihr Gegenteil verkehrte und es für einen törichten Streich gehalten hätte, ohne Entgelt Liebe zu gewähren. Die „Rose" lag in einem engen Seitengäßchen unmittelbar an einer Hauptstraße, ein hochgiebeliges, schmales Haus, das zwischen zwei breiteren Nachbarn eingeklemmt war. Brandstötter sah sich nach rechts und nach links um, ehe er mit rascher Wendung in das Gäßchen einbog, von wo ihm die Laterne mit der Inschrift entgegenleuchtete. Sehr freundlich war die

nicht allzugroße Bierstube mit der bildergeschmückten hellgrünen Wand, den stattlichen, buntgemusterten Fenstervorhängen, den hohen Rohrstühlen vor den farbig gedeckten Tischen und dem sauber blinkenden Schenktische.

„Guten Abend, Herr Brandstötter!" rief ihm Hedwig laut zu und stand von ihrem Sitze neben der blonden, dicken Kollegin auf, als er eintrat. Auch der hinter der Theke stehende Wirt, ein noch junger, aber etwas abgelebter, blasser Mann mit kurzem, schwarzen Vollbart, grüßte vom Schanktisch her.

Er war der einzige Gast, und Hedwig setzte sich, das Bierglas bringend, alsbald zu ihm. Sie legte ihre Hand auf die seinige und brachte ihr hübsches Gesicht ganz nahe an ihn, während sie mit zärtlichem Vorwurf nach seinem Verbleib während der letzten drei Tage fragte. In seiner Antwort meinte er, sie habe wohl bessere Gesellschaft gehabt und ihn nicht sonderlich vermißt.

„Ich hab' sehr wenig verdient," antwortete sie und setzte dann ganz leise hinzu:

„Darauf kommt's auch nicht immer an."

Er faßte lebhaft ihre Hand und flüsterte:

„Haben Sie wirklich an mich gedacht?"

Die Kellnerin lächelte kokett und erwiderte:

„So 'n bißchen."

„Ich glaub' es nicht!" entgegnete er hastig und sah sie mit leidenschaftlichen Blicken an.

„Dann kann ich Ihnen auch nicht helfen," entgegnete das Mädchen und lehnte sich, den Kopf senkend, auf den Stuhl zurück.

Brandstötter zerrte an ihrem Arm, sie sich wieder näher zu bringen.

„Sie tun mir weh!" schmollte sie, tat aber seinen Willen.

Eine Weile tändelte er stumm an ihr mit schüchternen Handbewegungen, bis er auf einmal sagte:

„Geben Sie mir einen Kuß, Hedwig!"

„Sonst nichts?" antwortete sie lachend.

Er wurde unmutig, bat, bis sie sagte:

„Wenn ich auch ein kleines Glas trinken darf, dann bekommen Sie einen."

„Natürlich, natürlich!" sagte er hastig.

Sie holte sich das Glas, stieß lächelnd mit ihm an, und nachdem sie sich versichert hatte, daß weder der Wirt, noch Wilma es sehen konnten, hauchte sie einen flüchtigen Kuß auf seine Lippen.

„Was fällt Ihnen ein!" Flüsternd wehrte sie dann seine Gelüste, zudringlich zu werden, energisch ab. Es kamen einige andere Gäste, die sie bedienen, und denen sie auch Gesellschaft leisten mußte.

Endlich traten vier elegante junge Herren ziemlich geräuschvoll in die Stube.

„Ist das Kabinettchen frei?" wurde der Wirt gefragt, und als dieser bejahte, hieß es:

„Na dann los! Heute wird Geburtstag gefeiert!"

Alsbald waren die beiden Kellnerinnen zur Stelle, und grimmig sah es Brandstötter, wie sich auch Hedwig, nur wenig widerstrebend, von den mutwilligen Gesellen karessieren ließ. Er mußte auch anhören, wie sie mit deutlichem Bedauern auf eine Frage antwortete: „Wilma bediene heute im Kabinettchen," und hinzusetzte:

„Später, wenn die hier fort sind, komme ich ein bißchen hinein."

‚Die hier', dazu gehörte er auch. Es war eine erbärmliche Rolle, die er spielte. Er schämte sich und doch hielt ihn qualvolle Eifersucht fest.

Als später das Mädchen wieder zu ihm herantrat, sagte er:

„Ich halte Sie nicht mehr lange auf. Da drinnen wird es ja wohl sehr lustig."

Man hörte eine lärmende Unterhaltung, aus der Wilmas helle Stimme herausklang.

Hedwig sah ihn halb verlegen, halb mitleidig an, strich ihm über das Haar und versetzte:

„Sind Sie doch vernünftig! Ich bin nun mal Kellnerin und nichts anderes, da kann ich ein gutes Trinkgeld nicht fahren lassen. Das sind feine Leute, die trinken Sekt.“

Brandstötter lachte bitter auf. Das Mädchen beschwichtigte ihn, es komme ja nichts Schlimmes vor, die Herren machten nur Späße. Dann, als er hastig ausgetrunken hatte, bettelte sie ihm ein freundliches „Gute Nacht“ ab und gab ihm wieder einen flüchtigen Kuß.

„Ich glaub', es wird noch was mit uns zwei,“ sagte sie schließlich, seine Hand festhaltend, mit einem lockenden Blick ihrer schönen Augen.

Draußen auf der Straße zitterte der Eindruck dieser letzten Worte des Mädchens noch eine Weile in seiner Brust nach. Dann aber kam auf einmal das Wort „Sumpf“ in seinen Gedankenkreis. Die Nachtstimmung mochte es machen — er war für derlei sehr empfänglich — daß ihm bange wurde vor einer ungeheuren Gefahr, der er entgegen ging. Hätte er das Mädchen doch nie gesehen! Er war früher nie in einem derartigen Lokale gewesen. Als er eines Tages vorbeikam, reizte ihn eine Neugier, die er „seine Studien“ nannte. Und alsbald hatte es dem Weibfremden diese Hedwig mit den sentimen-

talen Augen angetan. Bei seinem kargen Einkommen wurde der häufige Besuch der „Rose“ ein bedenklicher Luxus. Unter achtzig Pfennigen ging es nie ab, und mehrmals war er bis auf eine Mark gekommen. Das mußte Schwierigkeiten geben, wenn irgend eine unvorhergesehene notwendige Ausgabe eintrat; und fingen diese einmal an, dann war das Ende nicht mehr abzusehen. Mit pedantischem Ordnungssinn zog er dies in Erwägung und nicht minder rückte er sich alles vor, was er über die Gefahren gelesen hatte, die vom Weibe kommen und über die Verächtlichkeit des Mannes, der Sklave seiner Lust am Weibe wird. Aber er brachte es nicht zuwege, Hedwig als eine gefährliche Person von sich zu stoßen, er hatte zu viel Mitleid mit ihr, und die Aussicht, die sie ihm heute eröffnet hatte, gab die Ahnung einer Lebensoffenbarung, auf die zu verzichten allzuschwer war.

Sonntag nachmittags war es. Still war es rings um die Papierfabriken, still in der Umgebung der Arbeiterhäuschen an den Hängen. Unter kupfergoldigem Sonnenschein träumte die ganze Landschaft. Die Bergwälder streckten ihre reglosen Wipfel zum Himmel empor, wie eine Armee schweigsamer Soldaten, die den Sabbatfrieden des Tales bewachten.

Anna Frege ging durch die Landschaft, langsam,

gedankenvoll vor sich hinschauend. ‚Zu einer weit entfernten Freundin,‘ hatte sie der Mutter gesagt, wolle sie gehen. Das konnte man dem Mädchen doch nicht wehren, wenn es nur vor Dunkelheit nach Hause kam. Aber es war in Wirklichkeit ein ganz anderer Weg, den Anna ging. Sie hatte ihn zu lieb, den Willibald Siebmann, und da war es nach all dem Geküß und Gekose gar nicht mehr anders gegangen, als daß sie zusagte, heute nachmittag zu ihm in die Stallstube zu kommen und ihm die Zeit zu kürzen, da der zweite Kutscher den Sonntagsausgang hatte. Es war der Weg zur Sünde, sie wußte es, und ein gehorsames Kind, wie sie es bisher gewesen war, ängstigte sie furchtbar der Gedanke: „Wenn das die Eltern wüßten!“

Aber bei aller Gewissensangst vor dem, was sie zu tun im Begriffe war, hatte sie doch das Gefühl, es müsse geschehen. Sie verlor den Willibald ohne Zweifel, wenn sie ihn länger hinhielt. Ein so schöner Bursche fand alsbald ein willigeres Mädchen. Die Burschen sind aber eben einmal so wild begehrlich. Ihr selber hätte das bisherige Gekose ganz wohl gegenügt als Glück voll unnennbarer Entzückungen. Freilich war das Blut oft ganz seltsam erhitzt, wenn sie an ihn dachte, und es trieb sie zu sein wie die anderen Mädchen, die alle Liebhaber hatten.

Das war nun einmal so; und warum sollte gerade bei ihr etwas Schreckliches sein, was bei den anderen das Gewöhnliche war?

Sie mußte um die ganzen Fabrikanlagen herumgehen, bis sie zur Hinterseite der Stallungen kam. Da war ein weißer Lattenzaun mit einem Tor, das, wie Willibald ihr angegeben, unverriegelt war. Jetzt stand sie in einem weiten Hofgeviert, dessen lautlose Öde ihr großes Bangen vor jemand, der unerwartet auftauchen konnte, einflößte. Dort drüben war die Tür, an der sie zweimal kräftig klopfen sollte. Als sie ganz nahe daran war, hob im Innern ein Hund heftiges Gebell an. Das erregte sie zu einer Angst, als müßten dadurch im Augenblick von allen Seiten Leute herbeigerufen werden, und sie klopfte so heftig sie konnte, nur um vom Hofe wegzukommen. Die Türe öffnete sich, und Willibald stand in Hemdärmeln vor ihr.

„Da bist du ja!“ sagte er, und die Hand an ihre Schulter legend, schob er sie hinein. Sie stand in einem schmalen, kurzen Gang, und da herzte er sie zunächst einmal mit derber Heiterkeit. Dann öffnete er eine zweite Türe zu seiner Stube, in der es stark nach Tabak roch. Hinter der Wand hörte man das Geräusch der stampfenden, mit Ketten klirrenden Pferde.

Ehe sie die Stube wieder verließ, klammerte sie sich fest an den Hals des Geliebten und bat flehentlichen Blickes:

„Nicht wahr, Willibald, du machst mich nicht unglücklich? Du bleibst mir treu?"

Er küßte sie zärtlich, nannte sie ‚lieber, lieber Schatz' und mahnte sie, sich nur keine Sorgen zu machen, sondern sich mit ihm der gemeinsamen Jugend zu freuen.

„Hast mich wirklich recht lieb?" fragte sie mit glücklich lächelndem Zweifel.

Er hob sie in die Höhe und trug sie in der Stube herum, ein sentimentales Liebeslied mit ironischer Betonung singend. Nach einer kleinen Weile stellte er sie wieder auf den Boden, und nach etlichen weiteren Küssen und Kosen ließ er sie ins Freie.

Ihren Weg langsam dahingehend, wußte sie keinen rechten Gedanken zu fassen. Es war so schön und glückvoll und auch wieder so schreckhaft gewesen, so lieb und gut hatte sich Willibald gezeigt, und wieder so, wie er ihr eigentlich nicht gefiel. Hätte sie alles so genau gewußt, so wäre sie wahrscheinlich nicht zu ihm gegangen. Daß die Männer die Liebe nicht anders verstehen! Jetzt hinterher schämte sie sich furchtbar. Das war wirklich etwas sehr Schlechtes, und

sie fühlte Angst, vor die Mutter hinzutreten. Als sie auf die Hauptstraße trat, kamen gerade Herr und Frau Maus gefahren. Sie sagte laut: „Guten Tag!" und bekam flüchtige Grüße dafür. So schön war die Frau Maus und er so häßlich! Warum sie sich den ausgesucht hatte? Weil er reich war. Trotzdem — so was hätte sie nicht mögen, nicht gekonnt. Da war der Willibald doch was ganz anderes! Und wie sie so dachte, da wich die bisherige Beängstigung und nichts mehr war schlecht, sie schämte sich nicht mehr. Den Kutscher des Mausschen Wagens hatte sie wohl ins Auge gefaßt. Er sah fein aus in seiner Livree und im Cylinderhut. Willibald hatte davon gesprochen, daß es sein Ziel sei, auch Herrschaftskutscher zu werden. Der nahm sich dann noch viel besser aus. Dann würde er sie heiraten. Der Mausche Kutscher war auch verheiratet. Die Frau, die sie vom Sehen kannte, war aber gar nicht sonderlich hübsch. Sie wäre eine schöne Frau Herrschaftskutscherin gewesen. Das wußte sie jetzt, das hatte sie Willibald angemerkt, obwohl er es nicht ausdrücklich gesagt hatte. Mochte alles nun sein, wie es wolle, sie tat nichts Schlimmeres als andere Mädchen, und Willibald mußte Freude an ihr haben. So wurde sie Frau Herrschaftskutscherin, und das war etwas viel besseres als in der Fabrik geboten wurde, und wenn man es auch zur Vor-

arbeiterin brachte, denn sogar eine Saalmeisterin war wohl nicht mehr.

Nichts Langweiligeres gab es für Heinrich Maus als einen Sonntag. Die Stille ringsum hatte etwas geradezu Beängstigendes. Die Fabrik lag so leblos da, als sei der Bankerott ausgebrochen. Er begriff es ja recht wohl, daß Arbeiter und Angestellte einen Ruhetag brauchten. Was war ihnen die Fabrik anders als eine Arbeitsstätte und die Arbeit anderes als eine Notwendigkeit? Ihm aber gab es keine höhere Lust, als das Geschäftsgetriebe. Es war, als seien die weiten Gebäude ein anderer Körper von ihm, die Bewegung der Maschinen, ja die Hantierung des Arbeiters seine persönliche Muskeltätigkeit, der aus den Schloten über das Tal ziehende Rauch der Hauch seines Atems.

Wohl brachte man ihm am Vormittag einige Korrespondenzen zur Durchsicht, sah er Berechnungen und Berichte über nicht an den Tag gebundene Dinge durch und machte seine Vermerke dazu. Es fehlte aber die Umgebung und ihr bewegtes Treiben. Die Kinder waren zu klein, als daß er sich länger mit ihnen hätte beschäftigen können. Luise fuhr nach Bodenheim zur Kirche, und wenn sie nach Hause kam, tändelte sie ein wenig mit den Kindern, noch länger mit ihren beiden Hunden, klimperte leichtes

Zeug auf dem Flügel oder aber sie hielt, wie alle Tage, einen langen Schwatz mit der Kammerjungfer. Die Toilettenfrage schien sie, seit die Trauer aufgehoben war, völlig zu beherrschen. Er war ja sehr empfänglich dafür, wenn sie ihre natürlichen Reize mit feinem Geschmacke steigerte, und er ließ sie ruhig gewähren; aber es schien ihm manchmal, als treibe sie die Sache ganz planlos, wie eine Manie. Es kamen ihr neuerer Zeit überhaupt allerlei Raupen in den Kopf. Dies und das im Hause war ihr nicht modern genug, sie äußerte weit über die versprochene Reise hinausgehende Zukunftspläne von jährlichen längeren Aufenthalten im Auslande, und heute mittag war sie gar mit dem Gedanken gekommen, sich mit dem Fürstlich Elsenborgschen Hause auf Besuchsfuß stellen zu wollen. Es war das eine ganz tolle Idee. Er setzte es ihr gutmütig auseinander, daß eine alte Tradition zwischen dem ahnenstolz landsässigen Fürsten, der sich heute noch wie ein Dynast der Gegend fühlte und den bürgerlichen, aus kleinen Handwerksbetrieben emporgekommenen Industriellen Bodenheims einen Gegensatz geschaffen habe, der allerdings bei offiziellen Begegnungen nicht merkbar sei. Dieser Gegensatz habe sich in der Familie Maus ganz besonders ausgeprägt. Er sei ein ganz anderer Charakter als sein verstorbener Vater; die heftige Ab-

neigung gegen das Fürstenhaus, dessen Besitz an die eigene Gartenmauer stieß, habe er aber von ihm geerbt.

Frau Luise lachte kurz auf und sagte:

„Was kümmern denn mich diese alten Geschichten, die doch nichts weiter sind, als Protzerei? Wenn ich's haben kann, suche ich doch die Gesellschaft von meinesgleichen auf."

„Darüber brauchen wir uns weiter nicht auseinanderzusetzen," antwortete Maus. „Es kommt ja doch nicht dazu."

Nach Tisch fuhr man in die Stadt, zu einer jener kleinen Zusammenkünfte, die als Sonntagszeitvertreib bei den Bodenheimer Fabrikanten familiäre Sitte waren. Diesmal traf man sich im Hause des Sägewerksbesitzer Wiedenbach. Unter den Anwesenden befand sich auch Karl Lanzinetti. Der fünfundzwanzigjährige junge Mann machte Frau Luise lebhaft den Hof. Aus seiner eleganten Haltung brach gelegentlich eine Dreistigkeit hervor, die sie mit ihren Blicken zu ermuntern verstand. Es kam zu einem Spiele zwischen ihnen, das auf der einen Seite suchte und tastete, auf der anderen aus einem Verstecke abwartend hervorlugte und das Frau Luise einen großen Kitzel bereitete. Sie fühlte, daß unter der Augensprache des hübschen Menschen mehr und mehr sich in

ihr Empfindungen zu regen begannen, die eine ehrbare Frau überhaupt nicht bei sich aufkommen läßt. Das war etwas Neues. Sie hatte in ihrer Ehe noch keine Glegenheit zu derlei gehabt, und neugierig beobachtete sie sich selbst, während sie Lanzinetti gestattete, ihr Artigkeiten zu sagen, die kaum mehr verhüllte Liebeserklärungen waren. Sie sah sich nur vorsichtig in der Gesellschaft um, ob sie beobachtet würden, und ermunterte ihn noch durch das gelegentliche Wort:

„Nehmen Sie sich ein bißchen in acht.“

Endlich spielte Lanzinetti auf eine Verabredung an.

„Das wollen wir doch lieber unterlassen!“ sagte sie als anscheinend ziemlich streng gemeinte Zurückweisung.

Lanzinetti ließ sich damit nicht mehr abspeisen. Aus der Anspielung ging er zur dringlichen Überredung vor, und eine gute Weile ließ sie den prickelnden Reiz dieses lüsternen Spieles über sich ergehen, bis sie endlich spöttisch sagte:

„So verführt man also verheiratete Frauen? Bei mir geht das doch nicht so leicht, bester Herr Lanzinetti.“ Lanzinetti aber steigerte seinen Ton noch weiter, bis sie endlich in einem wirklichen Gefühle der Bedrängnis sagte:

„Jetzt ist's genug, jetzt werden Sie unanständig!“

Er zog sich zurück. Mit einer Empfindung angenehmer Mattigkeit freute sich Frau Luise des hübschen Abenteuers, das der junge Mensch durch seine ungeschickte Hitze leider selbst gestört hatte. ‚Es war ja gar nicht mehr möglich gewesen, ihn anzuhören, ohne sich ihm auszuliefern,‘ dachte sie mit innerlichem Lachen.

Später, als er sich ihr in sehr bescheidener Haltung näherte, sagte sie: „So was dürfen Sie nicht wieder tun. Ich lasse mir ganz gerne von Ihnen den Hof machen, aber — — — — —“

Dabei warf sie ihm einen heiter drohenden Blick zu.

Während sie dann neben dem Gatten heimfuhr, sah sie wieder einmal, daß er doch recht unscheinbar und häßlich war, und etwas von jenem Widerwillen überkam sie, den sie zeitweilig bei seinen Zärtlichkeiten empfand. Es war doch etwas ganz anderes um einen schönen Mann. Von einem solchen hatte sie als Mädchen nicht bloß geträumt, denn sie und Schwester Malvine waren zwei durchtriebene Dingelchen gewesen, die, kaum flügge, mit reger Neugier um die Geheimnisse des Lebens herumschlichen und immer allerlei Heimlichkeiten auszutauschen hatten. Sie, die jüngere, war dabei die Anführerin, obwohl Mal-

vine die klügere war. Aber gerade diese mußte schließlich in die dumme Liebschaft mit einem jungen Juristen geraten und war jetzt eine recht kärglich lebende Frau Amtsrichter, weil sie sich bei einem Ausfluge, auf seinem Schoße sitzend, hatte ertappen lassen. Sie selber war auch jungen Herren auf dem Schoß gesessen, hatte sich küssen und herzen lassen und nur vor dem Letzten sich gehütet. Heinrich Maus erschien ihr erst „einfach komisch“. Als sie aber von seinem großen Reichtum gehört hatte, bedurfte es gar nicht mehr des Eifers der Mutter, um sie zu veranlassen, den jungen Millionär auf ihre stille Weise zu fesseln. Sie gewöhnte sich viel leichter an ihn, als sie gedacht hatte, und es waren eigentlich doch nur gelegentliche Stimmungen, die seine Verliebtheit ihr lästig machten. Den jungen Lanzinetti kannte sie nun schon seit ihrer Verheiratung, ohne daß er irgend einen besonderen Eindruck auf sie gemacht hätte. Er hatte sich ihr auch nie besonders genähert. Aber das erklärte sich aus den Umständen. Das war heute eine pikante Situation gewesen, deren Einzelheiten sie jetzt mit Behagen zurückrief, ein Spiel mit dem Ehebruch, das fortzusetzen sie lebhaft gelüstete. So etwas brachte doch einen Reiz in das eintönige Leben als Bodenheimer Fabrikantenfrau und war nichts Schlimmeres als jene Tändeleien

der Mädchenzeit. War's gefährlich? Kam man am Ende wider Willen weiter als man wollte? Er war ein sehr hübscher Mensch, und sie fühlte etwas, was sie mißtrauisch gegen sich selbst machte. Dem kleinen Mann da neben ihr, der in der Verliebtheit ihr winselnder Sklave war, war aber nicht zu trauen, wenn er eifersüchtig wurde. Schon jetzt kam ihr ein fernes Gefühl der Furcht vor ihm. Und dann die Scheidung, das war doch auch keine wünschenswerte Aussicht! Aber das Heimliche lockte doch mit seltsamer Gewalt, gerade wie in der Mädchenzeit und, setzte man statt des Spieles den Ernst, wie war sie denn eigentlich die ganze, die richtige Sünde?

IV.

Thomas Stein war bei Lanzinetti zu Besuch eingetroffen. Von den Damen sehr herzlich aufgenommen, konnte er recht wohl bemerken, daß der junge Herr des Hauses ihm mit einigem Mißtrauen entgegentrat. Das Vormundschaftsverhältnis war zwischen beiden nicht ohne mancherlei Reibungen abgelaufen, die für die spätere Zeit nur sehr kühle, fast gespannte Beziehungen übrig ließen. Stein haßte nichts mehr als die Art von Söhnen des Großbürgertums, die, Kavaliersgewohnheiten nachäffend, sich untauglich erweisen, ihr Erbe zu mehren oder wenigstens in gutem Zustand zu erhalten. Dem jungen Lanzinetti war der lehrhafte Pedant mit der stets zu salbungsvoller Rede bereiten kaufmännischen Weisheit eine zurückgebliebene Buchhalternatur. Er hatte ja auch nur als zum Prokuristen aufgestiegener Kommis in sein jetziges Geschäft hineingeheiratet. Die Frau starb, nachdem sie ihm sechs Kinder ge-

boren hatte. Es mochte einiges Rechnen kosten, diesen ein anständiges Erbteil zu sichern. Aber was ging das ihn, Karl Lanzinetti, an, der nur einer Schwester gegebenen Falles ihr im Geschäfte liegendes Heiratsgut herauszuzahlen hatte und vorläufig keinerlei Laune verspürte, sechs Kinder in die Welt zu setzen, sie auch dann nicht haben würde, wenn er doch zu einer zweckmäßigen Heirat sich genötigt sehen sollte? Es stimmte allerdings nicht so ganz mit der geschäftlichen Lage. Das war aber in den besonderen Umständen begründet. Der Betrieb von Kunstglasindustrie gehörte gar nicht mehr in entlegene Täler, sondern in die großen Städte, um den neuesten Anforderungen an Mode und Technik elastisch Folge leisten zu können. Im übrigen war der Kredit einer so angesehenen Firma noch lange nicht in gefahrdrohender Weise angespannt. Wäre mit Stein ein vernünftiges Wort zu reden gewesen, so hätte er dazu geholfen, das Werk in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln und dabei einen ordentlichen Gewinn herauszuschlagen. Aber, wie er ihn kannte, hätte der Pedant nur allerlei Einwände dagegen vorgebracht, den Plan aber nicht unterstützt. Das mußte einmal anders angefaßt werden. Weshalb war der Alte auf einmal gekommen? Es sah ihm doch gar nicht ähnlich, ohne besonderes Motiv sein Geschäft zu verlassen und

Ferien zu machen. Da steckte die Mutter dahinter, die in ihrer naiven Weise meinte, es käme alles darauf an, daß er fleißiger Prinzipal spiele. Wenn es etwa zu einer verspäteten Vormundschaftspredigt kommen sollte, wollte er dem guten Herrn Stein gründlich dienen.

Indessen war es unerläßliche Höflichkeitspflicht gewesen, dem Gast das Werk unter näheren Erläuterungen zu zeigen und dann schien es immerhin zweckmäßig, sich gegenwärtig mehr als sonst im Comptoir und in den Arbeitsräumen aufzuhalten. Der Alte war im stande, irgend eine ärgerliche Bemerkung zu machen, der man doch besser auswich. Unter den Vergolderinnen und Malerinnen gab es sehr nette Kinder, denen man, wenn es im Comptoir gar zu langweilig war, bei der Arbeit zusah. Sie waren fesch frisiert und sauber gekleidet, weil er es gerne sah, und da errötend, dort mit einem scheu koketten Blick oder einem ganz leisen Lächeln suchte jede eine etwaige Sultanslaune auf sich zu lenken. Das war ganz amüsant, und gerade diesen Teil des Geschäftsbetriebes inspizierte er auch sonst sehr gern.

Über das Werk hinaus war es bekannt, wie der junge Lanzinetti es mit seinen Vergoldermädchen hielt. Sie spielten auf Tanzplätzen die „Feinen“, kamen immer truppweise, denn einen Schatz hatte

keine, sammelten irgend eine lustige Kumpanei, die was drauf gehen lassen konnte, um sich und zettelten recht oft Eifersuchtsscenen an, bei denen ihnen von anderen Mädchen derbe Namen gegeben wurden. Aber es gab immer Eltern, die sich sehr eifrig um eine freie Lehrstelle als Vergolderin oder Malerin in der Glashütte bemühten, wenn sie meinten, die Tochter sei hübsch. Der Herr Lanzinetti war eben jung und hatte es dazu, redeten die Weiber unter sich. Nobel sei er dabei, das müsse man ihm lassen. Es wurden Fälle angeführt, in denen er sogar Ausstattung zu Heiraten gegeben hatte, und die schöne Fränzl von den Klingenbergs, wo der Vater nur Heizer gewesen war, hatte er vor einigen Jahren in die Hauptstadt mitgenommen. Sie war dort geblieben und hatte nach und nach so viel Geld geschickt, daß sie jetzt das einträgliche Logierhaus in der Bachgasse in Bodenheim drinnen halten konnten.

Bankier Stein war schon einige Tage auf der Glashütte anwesend, ohne daß er ein Wörtchen geschäftlicher Art mit Karl Lanzinetti gesprochen hätte, so daß es diesen zu beunruhigen anfing. Braute der Alte etwa mit der Mutter irgend etwas zusammen? Mit ihr wäre er nicht gern in einen ernstlichen Konflikt gekommen. Sentimental war er ganz und gar nicht, aber für Mutter und Schwester, langweilten

sie ihn auch manchmal mit ihren Redensarten, lebte doch so etwas in seinem Gemüte, was einen heftigeren Gegensatz vermeiden wollte.

Man machte mit Stein einen Besuch bei Maus. Heinrich Maus kannte zwar den Bankier, hatte ihn aber jahrelang nicht mehr gesehen, denn dieser war, seit die Vormundschaft über die Lanzinettischen Kinder ihr Ende gefunden hatte, nicht mehr ins Tal gekommen, und sie hatten für einen gelegentlichen Verkehr in der Hauptstadt keine näheren persönlichen Beziehungen. Stein sprach von der äußeren Beobachtung, die er über das Wachstum der Fabrikanlagen gemacht habe. Heinrich Maus griff dies lebhaft auf, ihn zu einem kurzen Rundgang auffordernd.

„Wir bleiben nicht zu lange aus," sagte er, „gegen seine Frau gewendet. „Ich zeige Herrn Stein nur einiges Neue im Betriebe, was ihn vielleicht interessieren dürfte."

Dann wendete er sich an Karl Lanzinetti:

„Ich stelle die Damen einstweilen unter deinen Schutz!"

Sehr angenehm war diesem die Wendung nicht, denn es wurde ihm dadurch die Gelegenheit, mit Frau Maus, die auch im Hauskleide reizend aussah, eine, wenn auch kurze, intime Unterhaltung zu führen,

einstweilen unmöglich gemacht. Er hatte aber schon bei der Begrüßung einen Blick bekommen, der ihm anzeigte, daß seine kürzlichen Kühnheiten nicht nur völlig verziehen waren, sondern daß man sogar die Absicht hatte, ihn besonders freundlich willkommen zu heißen. Jetzt mochte er seine Gedanken unwillkürlich in der Miene verraten haben. Frau Maus streifte ihn mit einem Blick und lächelte kaum merklich, ehe sie dem Gatten, der mit Herrn Stein schon an der Türe stand, zurief:

„Aber wirklich nicht zu lange, wenn ich bitten darf!"

Bankier Stein hörte mit aufmerksamer, oft lebhafte Spannung verratender Miene den eifrigen Erklärungen zu, die ihm Heinrich Maus unermüdlich gab, und die von den nächstliegenden Tatsachen dieser und jener Einrichtungen auf die Gebiete der Sozial- und Handelspolitik mit energischer Selbstsicherheit hinüberspielten. Er hatte sich nur eines jungen Menschen erinnert, der der Sohn seines Vaters war und zu besonderem Interesse keinen Anlaß gegeben hatte. Der Mann, der da neben ihm ging, war eine bedeutende Persönlichkeit. Sein Redeeifer erschien nicht als wichtigtuerische Geschwätzigkeit, sondern entsprang einem Bedürfnis, sich eines wirklichen Ideenreichtums zu entäußern, eines Ideen-

reichtums, dem immer auch sofort die praktische Logik zur Seite stand. Das war kein Plänemacher, kein unruhiger Kopf, sondern ein Tatenmensch voll Initiative, ein Großindustrieller größten Stils. Endlich kam eine Gelegenheit, ihm eine Höflichkeit zu sagen, zu der Stein noch hinzufügte:

„Wenn mein Mündel Lanzinetti nur ein Fünkchen ihrer Art hätte! Die beiden Familien sind doch von alters her befreundet. Können Sie denn gar keinen Einfluß auf ihn nehmen?" Heinrich Maus schwieg ein kleines Weilchen, dann sagte er leise, mit den Achseln zuckend: „Ich kann mich nicht aufdrängen."

„Ich kann mich nicht aufdrängen."

„Karl," setzte er dann hinzu, „ist in allem so verschieden von mir, daß eine eigentliche Freundschaft zwischen uns gar nicht bestehen kann. Ich glaube, ich bin ihm sogar sehr unsympathisch."

Stein suchte einiges über Lanzinettis Lebensweise zu erfahren. Heinrich Maus verhielt sich sehr zurückhaltend und meinte nur:

„Er ist der Führer jener kleinen Gruppe von jungen Leuten, die hier jeunesse dorée spielen wollen, jede auftauchende Mode sich aneignen, sofern sie sehr kostspielig ist, möglichst oft nach der Hauptstadt fahren, um hohes Lehrgeld für ihre Perfektionierung zu

zahlen und leider auch am Orte mancherlei treiben, was sie bei der Bevölkerung weder beliebt noch geachtet macht. Das Geschäft geht, wie ich höre, sehr zurück, weil er auch keinen richtigen kaufmännischen Leiter hat. Um seine Damen tät's mir leid, wenn es einen üblen Ausgang nähme."

„Man müßte eine tüchtige Frau für ihn finden. Das hat doch schon manchen verwandelt."

Heinrich Maus lächelte. Stein bemerkte dies und fragte ihn, ob er an dieser Erfahrung zweifele.

„Aber sehr!" lautete die Antwort. „In kleinbürgerlichen Verhältnissen mag ein leichtsinniger Mann sich an eine gewisse Ordnung in der Ehe gewöhnen. Aber damit ist es doch nicht bei uns getan, und unser Beruf ist noch dazu ein solcher, der unsere Damen recht wenig interessiert. Ja, eine Krämersfrau, die schafft im Laden mit! Aber bei uns!"

„Was halten Sie eigentlich von Klara?" fragte jetzt der Bankier.

„Ein tüchtiges Mädchen! Ich schätze sie sehr hoch," lautet die gelassene Antwort. „Aber zur Geschäftsberaterin taugte sie wohl auch nicht." Dann fuhr Maus fort:

„Sagt Ihre nähere Erfahrung nicht auch, daß wir modernen Geschäftsleute einen seltsamen Weg

gehen? Wir treten mehr und mehr mit der Macht unseres Vermögens an die Stelle des alten Adels, halten es aber nicht so lange aus wie dieser mit allen Sünden einer ganzen Ahnenreihe."

„Sie sprechen da in der Tat eine bittere Wahrheit aus," erwiderte der Bankier. „Aber ich glaube, wir sind eben noch nicht sozial konsolidiert genug. Wir mußten aus dem Altbürgertum heraus und haben uns noch zu keinem anderen festen Stand ausgebildet. Das Herkommen fehlt uns."

„Und darum hat uns die Eitelkeit die Dummheit machen lassen, kurzweg das Herkommen des Adels nachzuäffen."

Stein war etwas verwundert. Wußte er doch, daß Frau Maus eine geborene Adelige war. Heinrich Maus erriet ihn und fuhr fort:

„Zwar habe ich mir selber eine adelige Frau geholt, aber mein Junge wird sehr genau erfahren, daß er der Nachkomme von Papiermüllern und nicht von Hofkavalieren ist. So handeln leider nicht alle Väter. Mein eigener Vater war in seinem persönlichen Wesen sehr altmodisch, aber es gefiel ihm gar nicht, daß ich nie Kavalierslaune hatte. Ich war ihm nicht forsch genug, und er übertrug dies sogar auf meine kaufmännische Befähigung, die er immer bezweifelte."

„Dann war er kein guter Menschenkenner," entgegnete Stein.

„Das sind wohl Väter gegen ihre Kinder nur selten," antwortete Maus, „und ich habe mich auch erst durch den längeren Aufenthalt im Auslande geformt."

Stein lenkte nun die Rede wieder auf den jungen Lanzinetti zurück, daß er ja auch im Auslande gewesen sei und erzählte dann, die Mutter hege den Verdacht, daß er gelegentlich hoch spiele. Ob denn in Bodenheim Gelegenheit dazu sei?

„Natürlich!" entgegnete Maus ironisch. „Das ist ja auch ein Kavaliersvergnügen! Das muß doch auch bei uns zu finden sein!"

Als die beiden Herren von ihrem Rundgange zurückgekehrt waren, sprach Stein Frau Luise seine Anerkennung über ihres Gatten umsichtsvollen Geschäftseifer aus. Sie antwortete trocken: „Ach ja, er kommt nicht los von seiner Fabrik, obwohl doch genug Leute da sind, die dafür bezahlt werden."

Auf der Heimfahrt fällte Stein ein scharfes Urteil über diese geistlose Rede der Frau Maus und meinte, sie mache überhaupt den Eindruck, als sei bei seiner Heirat der kluge Mann nicht auf der sonstigen Höhe gewesen.

Karl Lanzinetti konnte von dem Gespräche nichts

hören, weil er, die Pferde lenkend, auf dem Bock saß. Frau Lanzinetti entgegnete dem Urteile Steins, bislang scheine Maus mit seiner Wahl sehr zufrieden, obwohl die junge Frau nirgend Sympathieen erworben habe, wohl aber vielfach ungünstig beurteilt werde.

„Es gibt ganz kluge Männer," sagte sie, „die von einer Frau nur Schönheit begehren, und ihn freut dieser schöne Besitz wohl umsomehr, als er selber so häßlich ist."

Jetzt mischte sich Klara in das Gespräch mit den Worten ein:

„Immer ist von seiner Häßlichkeit die Rede, von seinen großen Vorzügen aber nicht."

Die Mutter warf einen stummen Seitenblick auf sie.

Stein fühlte sich durch Klara ermuntert, über Maus weiter zu sprechen. Am Abend benutzte Frau Lanzinetti eine Gelegenheit, um ihn über das besondere Verhältnis zu Heinrich Maus aufzuklären, das bisher das wohlgehütete Geheimnis der engsten Familie gewesen war.

Er hatte wohl von einer Jugendfreundschaft gewußt, aber nicht mehr. Frau Lanzinetti bat ihn dringend, von ihm, mit dem man ja äußerlich ganz

freundschaftlich stehe, möglichst wenig zu sprechen, denn Klara gab sich sonst noch mehr, als dies schon der Fall zu sein schiene, ziellosen Geschäftsspielereien hin, die nur von üblen Folgen sein könnten. Daraufhin wurde Stein sehr nachdenklich, und seine Nachdenklichkeit hielt noch den nächsten Tag vor. In dessen Verlauf ließ er sich williger, als die Damen gehofft hatten, zu längerem Verweilen bereden, knüpfte aber daran die Bitte, Klara auf ihren Morgenspaziergängen begleiten zu dürfen. Diese war etwas überrascht, empfand aber auch zugleich ein freudiges Gefühl, das sie sich absichtlich nicht näher erklärte.

Der erste Spaziergang bot eine Enttäuschung. Onkel Thomas war ziemlich wortkarg und was er dann und wann über Naturschönheiten, die er beobachtete, zu sagen hatte, klang recht erkünstelt. Sie kam zeitweilig in Verlegenheit um ein Gespräch, wenn sie so schweigsam nebeneinander hergingen und fragte sich, was er denn mit solchen Spaziergängen beabsichtige. Am anderen Tage ging es besser. Er sprach viel von seinen Kindern, und Klara nahm regen Anteil daran. Besonders viel wurde von der eben sechzehnjährigen Tochter gesprochen und daraus entspannen sich Unterhaltungen über Mädchenerziehung und das Leben erwachsener junger Damen,

bei denen Klara einen sehr entschiedenen Standpunkt einnahm.

„Viele Mädchen heiraten ja nicht,“ meinte sie, „aber das ist eben eine Unregelmäßigkeit und wird ganz mit Recht auch von jedermann als etwas empfunden, was eigentlich nicht sein sollte. Bei unseren Arbeitern und bei den Bauern in der Nachbarschaft kommen alte Jungfern ziemlich selten vor und ganz häßliche bekommen da einen Mann.“

„Aus meinem Munde klingt es ja komisch,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „aber ich meine, man legt in den höheren Ständen zu viel Wert auf die äußeren Vorzüge eines Mädchens. Die Damen selbst reden unter sich fast nur von einer andern in der Weise, ob sie hübsch ist, mager oder dick, ob sie eine schöne Taille oder große Hände hat. Wenn einmal bei uns wirklich ein Mädchen heiratet, das nicht hübsch ist, wird es dem, der eine solche schlechte Wahl traf, förmlich als schlechter Geschmack zum Vorwurf gemacht, als ob die Ehe nur eine Geschmacksfrage wäre.“

„Du siehst also in der Ehe die eigentliche Bestimmung des Weibes,“ unterbrach sie Onkel Thomas, „und willst von der modernen Frauenemanzipation nichts wissen?“

„Diese Frauenemanzipation, die habe ich stu-

diert," entgegnete Klara. „Sie ist offenbar nur ein Ergebnis der Not, dadurch entstanden, daß eben so viele Mädchen nicht zur Ehe kommen und dann hilflos oder jedenfalls zwecklos dastehen. Ich mag mich nicht mehr damit befassen."

„Da hast du sehr recht!" sagte Onkel Thomas mit scharfer Betonung.

Klara erwiderte darauf:

„Eine wichtige Erkenntnis habe ich doch aus der Beschäftigung mit dieser Frage gewonnen."

„Und die wäre?"

„Es müssen beide Teile ganz anders zur Ehe erzogen werden, und zwar ist es unser Gemütsleben, das anders ausgebildet werden muß. Das überläßt man jetzt ja ganz dem Ungefähr. Wir erwerben nur Kenntnisse und lernen Manieren. Damit sollen wir allen Lebenslagen gewachsen sein!"

Onkel Thomas streifte sie mit nachdenklichem Blicke. Sie aber fuhr fort:

„Warum gestaltet man den Verkehr junger Leute untereinander nicht ganz anders? Nur in Gesellschaften treffen sie sich zu oberflächlichem, konventionellem Geschwätz, aber sie treten sich nicht näher."

„Und das Radfahren, das Lawn-Tennis?"

fragte Onkel Thomas mit scherzender Ironie. „Ist das die Gelegenheit, in einem geistigen Austausch sich kennen zu lernen? Damit werden nur die Mädchen, die sich noch ein bißchen mit Lektüre beschäftigt haben, ganz und gar zu tändelnder Lebensauffassung gebracht, und die Männer sehen in ihnen erst recht ein Spielzeug."

„Du scheinst mir doch zu pessimistisch, liebe Klara. Es hat doch zu allen Zeiten glückliche Ehen gegeben, ohne besondere Vorbereitung, weil sich immer tüchtige Charaktere entwickelt haben. Warum sollte das heute nicht mehr der Fall sein? Es tut mir leid, dich in deinen Jahren schon so schwarzseherisch zu finden. Du wärst ja selbst geeignet zu einer tüchtigen Frau. Soweit kenne ich dich doch."

„Ich hätte auch ganz gerne geheiratet," antwortete Klara mit einem burschikos klingenden Humor. „Aber — — — —" setzte sie, den Kopf nachdenklich senkend, hinzu.

Onkel Thomas fiel ihr ins Wort:

„Aber?"

„Aber es ist eben nicht dazu gekommen!" entgegnete sie in einem kurzen Ton, der jede weitere Berührung des Gegenstandes verhindern zu wollen schien.

„Du solltest mehr Vertrauen zu mir haben!"

sagte Onkel Thomas jetzt milde mahnend. Klara sah ihn erstaunt an und errötete etwas.

„Was sollte ich dir vertrauen?“ sagte sie mit stockender Stimme.

Sie wurde einigermaßen verdrießlich, denn sie glaubte jetzt den Zweck seines Anschlusses zu erkennen. Die Mutter hatte ihn wohl ersucht, sich zu ihrem Seelenberater zu machen. Aber war es nicht zu vermeiden gewesen, daß die Mutter ihr Geheimnis erriet, so sollte doch kein anderer darin eindringen.

Onkel Thomas sprach nach einer Weile:

„Dagegen würden auch deine Erziehungspläne nicht schützen, daß schöne Träume unerfüllt bleiben.“

Klara schwieg.

„Es ist aber ganz und gar nicht gesund, Enttäuschungen immer mit sich herumzuschleppen und sie zum Mittelpunkt einer ganzen Lebensanschauung zu machen.“

Klara schwieg weiter.

„Man muß vor allem Selbsterziehung üben können und mit dieser über ganz andere Stürme des Lebens, als eine getäuschte Liebeshoffnung hinweg die geistige Gesundheit retten. Das ist Pflicht.“

Jetzt sprach sie mit sehr scharfer Stimme:

„Lieber Onkel Thomas, ich weiß dich zu schätzen, aber es gibt Dinge, die ein Mädchen nur mit sich selber

auszumachen hat und zu denen es am allerwenigsten einen Mann als Berater heranzieht."

Onkel Thomas war erst höchst betreten, dann aber blieb er auf dem Wege stehen und stieß mit einem Eifer, der wie zornig klang, hervor:

„Nun wohl, so muß ich es denn geradezu sagen, was mich zu dieser Einmischung veranlaßt hat. Ich habe dir gestern von meinen Kindern gesprochen. Sie brauchen eine Mutter, und ich, ich sehne mich auch wieder nach einem richtigen Heim. Da meint' ich, so eine unfruchtbare Gemütsstimmung dürfte doch kein unüberwindliches Hindernis bilden. Nachdem ich aber einmal von deiner Mutter davon erfahren hatte, konnte ich dir doch auch keinen Antrag machen, ohne die Sache zu berühren."

Klara stand hoch errötend und verwirrt da. Onkel Thomas trat noch näher auf sie zu, und eine Hand ihr auf die Schulter legend, fuhr er fort: „Es ist keine leichte Aufgabe, die du übernehmen sollst, überleg' sie dir reiflich. Nur sollte jene unglückliche Neigung nicht meine Hoffnungen scheitern machen. Hat erst dein Leben einen Inhalt, dann werden dir alle Traumgebilde rasch verfliegen, und ohne Eitelkeit wag ich es, mit meiner lebendigen Liebe selber den Kampf dagegen aufzunehmen. Also willst du dir's wenigstens überlegen?"

Klara sagte leise, mehr zu sich selbst als zu ihm: „Daran hätte ich nie gedacht!"

Onkel Thomas war ein stattlicher Mann, zu dessen kräftiger Gestalt und gesundem Gesicht der graublonde, wohlgepflegte Vollbart prächtig stand. Er war eine gütige, vornehme Natur. Das Leben des Weibes, wie sie es für wünschenswert hielt, es bot sich ihr jetzt. Aber alles das herausreißen aus dem Gemüte, was seit Jahren darin gelebt hatte, würde sie das können? Jetzt schienen auf einmal all die Schmerzen ein süßer Lebensinhalt, und sich davon zu trennen, fast sah es aus, wie eine Handlung, deren sie sich vor sich selber zu schämen hatte. War's überhaupt möglich und, wenn nicht: in welches Leben der inneren Lüge geriet sie dann? Und doch war ein Dasein, wie es ihr jetzt geboten wurde, viel wertvoller, reich sogar an Befriedigung, wenn sie es richtig, mit voller Liebe erfaßte. Es stand vor ihr als Zukunftswerk und mahnte wie ein an sie ergangener Ruf einer schönen Pflicht.

Onkel Thomas fragte noch einmal, ob sie sich's überlegen wollte. Sie antwortete darauf mit einem kurzen „Ja!" faßte seine dargebotene Hand und sah ihn wie schüchtern fragend an. In karger Unterhaltung vollendeten sie ihren Spaziergang. Onkel Thomas sprach stoßweise, oft nach langen Pausen

gemeinsamen Schweigens, von seinem Familienleben und dessen Mängeln. Klara ging nur soweit darauf ein, als sie mit ganz kurzen und seltenen Zwischenbemerkungen bekundete, daß sie ihm zuhöre. Ihr Weg führte sie eine längere Weile im steten Anblick der Mausschen Fabrik und des Palastes, als ob sie gerade darauf zugingen. Das gab ihren Gedanken Richtungen solcher Art, daß sie nur mit Mühe die nötige Aufmerksamkeit behielt. Es war gerade, als könnte sie nie und nimmermehr aus dieser schönen Landschaft fort, ein Heimatszauber blühte in ihrer Seele auf, wie sie ihn nie empfunden hatte, und sie war sich ganz klar dabei, daß gar nicht diese Berge, Wälder und Wiesenmatten, daß es nichts anderes, als die Mausschen Gebäude waren, die diese Empfindung hervorriefen. Noch im letzten Augenblicke des Spazierganges bat sie Onkel Thomas, der Mutter gegenüber Stillschweigen zu bewahren. Dann gab sie sich mit dem ernstesten Bewußtsein, vor einer Lebensfrage zu stehen, der Prüfung des Antrages hin. Verständig war es und gut ihm Folge zu geben. Es war eine verdächtige Stimme, die da zischelte, Stiefmutter von fünf Kindern sein, heiße etwas ganz anderes als aus eigener Mutterschaft heraus wirken, und wenn diese käme, stellten sich bei der besten Seele die schwersten Konflikte ein. Dieselbe Stimme

war's, die die Zukunft des Spätlings aus einer anderen Mutter Schoß neben fünf Geschwistern in beängstigenden Farben schilderte. Irgend eines der durchschnittlichen Salonpüppchen mochte vor den fünf Stiefkindern erschrecken. Was hatte sie denn immer als ihren besonderen weiblichen Drang empfunden? Warum zog sie es dann so sehr zu Kindern hin? Ein Schaffen und Walten, Leiten und Sorgen hatte ihr vorgeschwebt, wie es sich ihr jetzt in ungeahnter Fülle der Aufgaben bot. Glück, Friede, Ordnung, um die schaffende Gefährtin des würdigen Mannes zu sein, was ihr Begehren gewesen, und ein Zukunftsbild stand vor ihr auf von rührender, menschlicher Schönheit. Nicht einem Manne allein, einer ganzen Schar von Menschen, die eine Lücke fühlten in ihrem Leben, galt es das Glück zu bringen, als gottgesandte Wohltäterin unter ihnen zu erscheinen. Nicht bloß eine Tat, ein langes Leben voll Taten lag vor ihr, ein Leben des Segens, ein Leben der Kraft. Was stand dagegen? Dies jämmerlich unnütze Dasein, das sie jetzt führen mußte, in dem sie immer mit in der leeren Luft tastenden Händen einherging, nichts gewinnend, nichts gewährend, eine Erbtante schließlich, deren Tod dasjenige an ihr war, was als das Nützlichste galt, allenfalls eine jener Testamentsmacherinnen und Stifterinnen, die eben auch erst als Leichen einen Zweck

erfüllen. Und warum sollte sie nur die Wirksamkeit der edlen Stiefmutter haben? Eigene Muttergefühle zu durchkosten, lag im Bereiche der Möglichkeit, ganz Weib zu sein. Da stieß der Hochflug des Gedankens auf ein Hindernis, so heftig, daß es sie wie ein elektrischer Schlag durchzuckte. Was war ihr denn Onkel Thomas? Wie würde sie seinetwegen das Gefühlsleben dreier Jahre aufgeben können? Es mitschleppen in der Ehe war ein Frevel, und ein Frevel war es auch, es von sich zu werfen, denn dies war nur möglich, wenn der Verstand das Herz vergewaltigte. Aber wohin gelangte sie? War das Schielen nach einer fremden Ehe etwas so Preiswertes, um einem braven Manne den Segen vorzuenthalten, den sie ihm gewähren konnte? War jenes gefährliche Gefühl etwa eine edle Pflicht, kostbarer als die Aufgabe, die ihr winkte? Mußte sie es nicht als eine Erlösung betrachten, daß Onkel Thomas ihr die Gelegenheit bot, sich aus einem Verhängnis zu befreien, das nur zerrüttend wirken, nichts Gutes bringen konnte?

Einen Tag und eine schlaflose Nacht rang Klara mit dem Zwiespalt ihrer Seele, bis sie endlich zu dem Ergebnisse kam, daß sie das schöne Werk, das sich ihr bot, nicht verrichten könne. Sie konnte nicht von der Stelle, sie mußte in der Nähe von Heinrich Maus bleiben.

„Ich kann und darf nicht!“ sagte sie zu Onkel Thomas, und als dieser noch einmal Einwände erheben wollte, schnitt sie ihm die weitere Rede mit den Worten ab:

„So lebt es in mir und ist nicht auszurotten. Du kannst mich verurteilen oder bedauern, aber zu einem anderen Entschluß bringst du mich nicht mehr.“

Onkel Thomas rüstete sich sofort zur Abreise.

Frau Lanzinetti nahm seine Redensarten, daß er ohne Nachricht vom Geschäfte sei und sich daher beeunruhigt fühle, mit einigem Mißtrauen auf, und Klaras zurückhaltendes Gebahren eröffnete ihr eine Ahnung.

Nach seiner Abreise machte Klara der Mutter Mitteilung von dem Geschehenen, jedoch ohne die Motive ihrer Ablehnung zu nennen. Aber Frau Lanzinetti durchschaute sie und war sehr betrübt.

V.

Immer mehr hatte sich Brandstötter in die Zeitungsschreiberei verstrickt, und es kam eine Unrast über ihn, die durch die wachsende Leidenschaft für Hedwig noch gesteigert wurde. Jeden Tag saß er jetzt in der Rose. Um sich dies leisten zu können, hatte er auf gut Glück mit dem sozialdemokratischen Organ der Hauptstadt Beziehungen angeknüpft und war dabei vom Glück begünstigt gewesen. Er lieferte nicht nur Stimmungsberichte aus dem Tal, sondern man übertrug ihm auch andere Arbeiten, Artikel wissenschaftlichen Inhaltes, Geschichtsauslegungen im Parteisinne. Das Erträgnis reichte aus, daß er nicht nur verzehren konnte was er wollte, sondern auch Hedwig dann und wann ein Geschenk überreichen. Das schöne Mädchen hatte ihm nicht nur ihre Gunst geschenkt, sondern es schien ihn wirklich zu lieben. Die zärtlichen Küsse, mit denen sie ihn bedeckte, vermischte sie mit heißen Tränen über ihr Dirnentum, das sie

so echter Liebe, wie er sie ihr schenkte, unwert machte. Aber die Tränen trockneten wieder, und sie beschwichtigte ihn mit einer verliebten Redensart, wenn es galt, seine Kunden im Weinzimmer zu bedienen. Er hörte dann ihr ausgelassenes Lachen herausschallen. Hedwigs Genossin behandelte ihn mit einer vertraulichen Geringschätzung, und es machte ihr Spaß, seine Eifersucht durch allerlei Mitteilungen zu reizen. Wiederholt kam es zu Zerwürfnissen mit Hedwig, die sich sehr schroff zu gebärden wußte, und er war es, der demütig um Versöhnung bat. Aber anderseits versicherte sie auch gelegentlich in einem leidenschaftlichen Ton, sie spränge ins Wasser, wenn sie ihn nicht mehr hätte. Es war ein Gift, das aus den wollüstigen Küssen, den hysterischen Tränen, den die Eifersucht peitschenden Launen, dem frisierten und parfümierten Wesen des Mädchens und der anrüchigen Atmosphäre seiner Umwelt, auf Brandstötter verzehrend wirkte. Dazu kam die ständige Gefahr, in der er schwebte, ob man um seinen Verkehr in der Rose oder seine journalistischen Beziehungen entdeckte. So verhaßt ihm das Schulamt auch mehr und mehr wurde und so stolz er sich zuweilen als sozialistischer Schriftsteller fühlte, diese ganze Heimlichkeit seines Treibens bedrückte ihn, er hatte das Gefühl eines Schuldigen, eines Lügners, der sich ein Amt betrügerisch erschleicht

und scheute die Amtsgenossen, fühlte etwas wie Scham vor den Kindern. Er verlor auch mehr und mehr den Mut jener stillen Agitation, die er bisher mit idealem Eifer betrieben hatte, denn auch den schlichten Leuten gegenüber, mit denen er hätte sprechen sollen, fühlte sich der Stammgast der Rose befangenen Gewissens. Jeder Tag konnte ihn in den Abgrund stürzen lassen, an dessen Rand er hinging. Und er hatte Ehrgefühl, er wollte kein „Lump“ sein, den man verachtete; nicht bloß um der Leibesnot willen fürchtete er sich vor dem Sumpfe des Lebens. Eines Tages kam es bei einer Zusammenkunft mit Hedwig über ihn, und er machte sie zur Vertrauten seiner Angst. Diese Zusammenkünfte bildeten in ihrer scheuen Heimlichkeit ja auch einen Teil der allgemeinen Unrast seines Daseins. Man fand sich weit außerhalb der Stadt an irgend einer einsamen Waldstelle, wohin jedes allein ging, um einsam auch wieder den Rückweg anzutreten. Erst hatte Hedwig sich nur zaudernd zu solcher unbequemen Art des Liebeshandels entschlossen; dann aber war es ihr erschienen, als läge darin gerade etwas Schöneres, Besseres.

Als Brandstötter ausgesprochen hatte, sagte sie gelassen:

„Mach dir keine Sorgen! Wenn so was käme, wäre ich schon bei der Hand. Ich hab was auf der

Sparkasse und verdiene doch auch ein anständiges Stück Geld. Ich kann dich schon eine Weile über Wasser halten, bis du was anderes gefunden hast."

Brandstötter trieb es die Glut in die Wangen. Hedwig bemerkte die peinliche Wirkung ihrer Worte und, jetzt selber errötend und den Kopf senkend, sagte sie:

„Ach, ja so, du meinst, mein Geld sei — — — nicht anständig verdient. Freilich, wenn du so denkst, daß es eine Schande für dich wäre, von mir was zu nehmen, dann bin ich dir ja auch nichts anderes, als den anderen. Ich tät's stehlen für dich, denn ich hab' dich lieb und hätt' dich lieb, wenn du was viel Schlimmeres wärst als ich bin. Bist doch nicht zu stolz dir meinen Leib schenken zu lassen, den andere um eben das Geld gebrauchen."

„Schweig, schweig!" rief Brandstötter entsetzt.

Hedwig aber fuhr fort:

„Du kennst Not noch nicht! Die räumt mit der Zimperlichkeit auf. Da sieht die Welt ganz anders aus. Wenn's so weit ist, nimmst du recht gerne Geld von einer, wie ich bin und bist froh, daß du nicht allein stehst, sondern so eine hast. Ist's denn besser, wenn ich dir dann den Rücken drehe und du ganz herunterkommst?"

Brandstötter schwieg. Er wollte sich gegen die

fürchterliche Aussicht, die ihm Hedwig eröffnete, wehren, und es redete doch eine Stimme ganz deutlich in ihm: ‚So wird's kommen.‘

Er widmete sich von jetzt ab mit erhöhtem Eifer seiner journalistischen Tätigkeit, und die Menschenscheu, die in ihm lebte, überwindend, horchte er im ganzen Tale emsig nach Klagen und Forderungen der Arbeiterkreise. Das hauptstädtische Organ der Sozialdemokratie brachte Mitteilungen, die mehr und mehr die unwillige Aufmerksamkeit der Industriellen erregten. Man traf endlich Anstalten, Brandstötter, auf den sich der Verdacht von Anfang an gelenkt hatte, heimlich beobachten zu lassen. Da dauerte es nicht lange, daß sein Verkehr in der Rose in Erfahrung gebracht wurde, und man sah darin einen günstigen Anlaß, ihn durch eine Denunziation bei der Schulbehörde unschädlich zu machen. Er wurde nach einem kleinen, entlegenen Dorfe versetzt. Hedwig gebärdete sich, als sie davon erfuhr, wie rasend und beschwor ihn, sie nicht zu verlassen. Sie wollte ihm überall hin folgen, wo nur irgend eine Möglichkeit wäre, sich und ihn zu erhalten. Ihre leidenschaftlichen Bitten brachten den schon vorher erwogenen Entschluß bei ihm zur Reife, die Versetzung nicht anzunehmen und aus dem Schuldienst zu treten. Er machte auf Hedwigs Kosten eine Reise nach der Hauptstadt und stellte

sich der Zeitung, für die er bisher gearbeitet hatte, zur Verfügung. Diese wies ihn mit warmen Empfehlungen an die Parteileitung. Nach einigen Unterredungen kam man zu dem Entschlusse, ihm die Mittel zur Gründung eines kleinen Parteiblattes bereit zu stellen und ihm zugleich die Führung der Bodenheimer Parteiverhältnisse anzuvertrauen. Brandstötter kehrte hochbeglückt nach Bodenheim zurück. Trotzig trat er auf, und in erregter Rede versicherte er allenthalben, jetzt werde er den Herren Industriellen, die ihn tot machen wollten, das Leben erst recht sauer machen, jetzt solle es endlich Licht werden unter den Bodenheimer Arbeitern. Da und dort in den Kreisen, mit denen er zu rechnen hatte, stieß er auf ein gewisses Mißtrauen und bald erkannte er, daß seine Beziehungen zu Hedwig die Veranlassung waren. Die Arbeiterfrauen besonders waren es, die da meinten, ein junger Mensch, der sich an eine derartige Person hänge, sei nicht allzu vertrauenswürdig und ihm sei es wohl mehr um ein freies Leben, als um die Arbeitersache zu tun, von der er nur Gewinn ziehe, nachdem es mit der Schulmeisterei nicht mehr gehe. Ein noch so leichtfertiges Fabrikmädel war doch noch immer etwas ganz anderes als eine solche Kellnerin, die sich putzte, das Fräulein spielte und jungen Leuten das Geld aus der Tasche räuberte. Und Brandstötter?

Entweder vergeudete er mit ihr die Arbeitergroschen oder er spielte ihren Zuhälter. Das aber war gegen den Sinn ehrlicher Arbeiterinnen. Wenn das sozialdemokratisch war, dann wollten sie hier im Tale nichts davon wissen. Das mochte in der Großstadt gutgeheißen werden, hierzulande wollte man sein Recht als Arbeiter, aber keine Verschlechterung der Sitten. In der Tat mußte Brandstötter zunächst mehrfach Hedwigs Kasse in Anspruch nehmen, um seine persönlichen Bedürfnisse bestreiten zu können. Sie gab ihm mit zärtlicher Dringlichkeit, und er nahm es mit einem Eifer hin, der an weiteres gar nicht dachte. Es handelte sich ja nur um Darlehen auf kurze Frist, bis die Zeitung einmal im Gang war. Aber es kamen ihm die Klänge des Mißtrauens immer häufiger und deutlicher ans Ohr, und er sah ein sehr ernstes Hemmnis aus diesem Verhältnisse erwachsen. Es abzubrechen, war bei den Verbindlichkeiten, die er gegen Hedwig hatte, ein Schurkenstreich, den er nicht getan hätte. Heiraten? Es kam ein leiser Schauer bei dem Gedanken über ihn, denn Hedwig war eben doch, das ließ sich nun einmal nicht mehr aus der Welt schaffen, ein Mädchen, das nicht nur recht wenig Bürgschaft für eheliche Treue bot, sondern auch in allem ihren Gewöhnungen wohl schlecht für eine mit kärglichen Mitteln arbeitende Ehe paßte. Es war ein arges Wagestück,

das ihn ganz verderben konnte. Er zauderte einige Wochen. Oft lag ihm das inhaltschwere Wort auf den Lippen, wenn er in ihren schönen Augen eine schwärmerische Hingabe sah, mit der sie freudetrunken an ihm hing, aber immer wieder kam eine plötzliche Beklemmung über ihn, oder ein Lächeln von ihr, die Art ihres Kusses hieß ihn schweigen. Eines Tages nun, als sie wieder in der Umgebung lustwandelten, klagte Hedwig über einen Streit, den sie mit dem Wirte seinetwegen gehabt, weil dieser meinte, sie sei nicht mehr zuvorkommend genug gegen andere Gäste. Sie hatte nur einen angetrunkenen Viehhändler, der allzu roh gewesen war, zurückgewiesen und dadurch war Lärm im Lokal entstanden. Zwar hatte der Wirt dem Manne die Tür gewiesen, aber dann doch an ihr seinen Groll ausgelassen. Sie war sehr betrübt und sagte:

„Man ist wirklich nicht viel mehr als ein Stück Vieh, das jeder treten und stoßen kann, wie er will. Das ist ja kein Leben!“

Bisher war sie allen Fragen nach ihrer Vergangenheit, die er gelegentlich an sie gerichtet hatte, mit leeren Redensarten ausgewichen. Jetzt fuhr sie fort:

„Wenn ich wußte, was ich heute weiß, wäre ich Stubenmädchen geblieben. Aber da hat man gute Freundinnen . . . .“

Brandstötter sah sie fragend an, und sie fühlte sich dadurch angeregt, weiter zu reden:

„Einer Dummheit wegen hatte ich eine ganz gute Stelle verlassen und war ins Wechseln hineingekommen. Wie ich wieder einmal ohne Stelle bin, kömmt mir eine Freundin in den Weg, die ich schon lange nicht mehr gesehen hatte. Sie war Kellnerin geworden und wußte gar nicht genug zu erzählen, wie viel sie verdiene und wie lustig das Geschäft sei. Sie brachte mich in dem Restaurant unter, wo sie servierte. Da war's geschehen. Raus kömmt keine mehr, höchstens tiefer hinein. Aber was ist's denn überhaupt mit uns Mädeln? Es gibt ja keinen ordentlichen Verdienst für unsereinen, bei dem man zufrieden sein könnte; darum lockt die Schlechtigkeit so stark. Die Männer sind eigentlich gar nicht so viel schuld, die nehmen eigentlich nur, was sich ihnen von selber bietet. Wir sind halt jung, und eine sieht's der anderen ab."

„Du denkst sehr nachsichtig über die Männer," sagte Brandstötter. „In der Regel herrscht die Meinung, die Gewissenlosigkeit der Männer verderbe die Mädchen."

„Es weiß jede, was sie tut, wenn sie sich auf etwas einläßt," antwortete Hedwig. „Wir verführen die Männer viel mehr als sie uns!"

Dabei sah sie ihn mit übermütiger Miene an.

Brandstötter war über diesen Umschlag aus dem Ernste in ein dirnenhaftes Spiel verstimmt. Aber er wollte noch weiter in die Seele des Mädchens dringen, das heute sich so offenherzig gab. In einem altklugen Ton sprach er: „Wenn dich nun einer heiraten würde, Hedwig, würdest du dann eine rechtschaffene Frau werden können?"

Sie sah ihn recht überrascht an, dann warf sie fast unwillig hin:

„Was das für eine Frage ist! Wer wird denn mich heiraten? Ein ordentlicher Mensch gewiß nicht."

„Das ist keine Antwort auf meine Frage," versetzte Brandstötter. „Hättest du den guten Willen, meine ich, wenn eben doch — — —"

Sie gingen auf einer ganz freien Höhe zwischen Wiesen und Stoppelfeldern. Hedwig blieb stehen. Sie war feuerrot, und ihn mit weitgeöffneten Augen ansehend, stammelte sie verwirrt:

„Was willst du denn damit?"

Er legte den Arm um ihre Taille, und sie weiterführend, sprach er in sie hinein von seiner Liebe, von der Lage der Dinge, die das jetzige Verhältnis zwischen ihnen unerträglich mache und von seinem Willen sie zu heiraten, wenn sie mit ihrer Vergangenheit brechen wollte.

Hedwig hatte ihn sprechen lassen ohne ihn anzusehen. Entweder senkte sie den Blick zu Boden, oder ihre Augen schweiften hilfesuchend in der weiten Landschaft umher. Jetzt riß sie sich los und stürzte auf einen Baum zu, der vereinzelt am Wege stand und lehnte die Arme und den Kopf an den Stamm, in ein sanftes Weinen ausbrechend, das Brandstötter durch Liebkosungen und zärtliches Zureden nicht zu stillen vermochte. Erst nach einer längeren Weile richtete sie sich auf, um alsbald dem Geliebten um den Hals zu fallen. Unter Tränen stieß sie hervor:

„Du weißt ja doch, wer ich bin!“

„Nicht darum, wer du bist, handelt sich's, sondern wie du sein willst,“ entgegnete Brandstötter.

Ein Bauersmann kam in einiger Entfernung des Weges. Das Paar löste sich voneinander, nachdem Brandstötter Hedwig aufmerksam gemacht hatte, und diese trocknete das Gesicht.

„Ich kann nicht reden, ich weiß gar nicht, wo ich bin,“ antwortete sie auf eine Frage, und sie ging auch ganz schwankend mit müdem Kopf einher.

Brandstötter geleitete sie nach einer Weile seitwärts in einen Fußsteig, der zu einer waldigen Mulde hinabführte. Dort suchte er ein sicheres Plätzchen im Buschwerk. Als sie sich niedergelassen hatten, nahm sie traumverloren seine Zärtlichkeiten hin und hörte

seine Reden an, bis sie endlich, sich an ihn schmiegend, in bittendem Tone sagte:

„Du mußt aber auch vergessen, was ich war!"

Dann fuhr sie fort:

„Ich fürchte mich nicht. Wir kommen schon durch. Irgend ein Geschäftchen für mich werde ich schon ausfindig machen, das wenigstens so viel einbringt, als meine Kleider kosten. Einstweilen bin ich ja auch ganz gut ausstaffiert. Und lieb, lieb will ich dich haben, wie's keine andere könnte!"

„Auf die Leute darfst du nicht horchen," fuhr sie, nachdem sie ihn wild geküßt hatte, fort, denn die werden noch lange an mir herumschnüffeln und dies und das zu zischeln haben, ehe sie einsehen, daß ich doch eine ordentliche Frau bin. Sie lassen ja keine gern in die Höhe kommen."

„Wir wollen nur für uns leben," entgegnete Brandstötter, und die Leute kümmern uns gar nichts. „Aber du wirst dich anfangs bei so stillem Leben langweilen, denn ich werde viel zu tun haben und dir nicht immer Zeit widmen können."

„Ich werde genug mit meinen Gedanken zu tun haben," entgegnete Hedwig vor sich hinblickend. „Ich kann's nur nicht so sagen, aber ich fühl's recht wohl, daß etwas Besonderes mit mir geschieht. So ein — anständiges Mädel, das weiß gar nicht ganz, was

es um die rechte Lieb' ist, es kennt das andere nicht."

Es wurde still zwischen den beiden, bis Hedwig fortfuhr: „Dann ist eine ganz unten, wenn sie an die rechte Lieb nicht mehr glaubt. So weit ist's mit mir nicht gekommen. Das hab' ich gespürt, seit ich dich gern hab'. Ich hab' ans Heiraten mich nie zu denken getraut, gewiß nicht. Jetzt aber weiß ich, daß ich mich umgebracht hätte, wärst du fort von mir." —

Indessen sie die Verehelichung betrieben, zogen sie, nachdem Hedwig ihre Stelle aufgegeben hatte, zunächst auf ein schlichtes Stübchen im Arbeiterviertel zusammen. Noch ehe es zur Trauung kam, gelang es Hedwig, einen kleinen Handel mit Grünzeug, Margarine und anderen Tagesbedürfnissen der kleinen Leute zu übernehmen. Neben dem Laden wurde noch eine kleine Küche und eine Stube eingerichtet. Dann waren Hedwigs Mittel erschöpft. Aber das Geschäftchen ging ganz gut. Die hübsche Verkäuferin freundete sich mit ihrer weiblichen Kundschaft geschickt an und machte sich in der Nachbarschaft wohl gelitten. Dann und wann kamen ihr wohl Redensarten zu Ohren, die über ihre „feine" Kleidung, über die Gewohnheit, die sich nicht lassen wollte, sich das Gesicht zu pudern, gefallen waren, aber es wurde ihr auch Gutes gesagt über den Eifer, mit dem sie sich in eine ihr nach allen

Richtungen so ganz neue Sache einlebte. Brandstötter betrieb seine Redaktionsgeschäfte, da die Zeitung endlich in Gang gekommen war, zum guten Teil in dem Stübchen neben dem Laden. Trotz der Gerüche von Käse, Heringen und anderen Dingen, die aus dem Laden hereindrangen, war hier doch immer gemütlicher arbeiten, als in der dunklen, modrigen Stube, die ihm der Drucker seiner Zeitung zur Verfügung stellen konnte. Da kam es dann oft genug vor, daß Hedwig, wenn der Andrang etwas lebhafter wurde, ihn zur Beihilfe heranzog. Er gehorchte ihr willig, wenn es ihn oft auch in den lebhaftesten Gedanken störte, denn sie war ja so lieb und gut und schaute so sonnig mitten aus ihrem Kramzeug heraus, daß es eine Freude war, sie zu beobachten. Es war auch mancherlei Gelegenheit zur Agitation gegeben, bei der ihn Hedwig unterstützte. Sie bearbeitete die Frauen, die von allerlei Leid im Lädchen schwatzten, und wies dabei auf den Geliebten mit stolzgemischtem Respekt als einer Autorität, die derlei studiert habe, hin. Aber es kamen auch genug Männer, mit denen dann Brandstötter selber lange Unterhaltungen hatte, die sich zuweilen zu förmlichen Vorträgen vor kleinen Versammlungen auswuchsen, die das Lädchen dicht besetzt hielten. Endlich wurde die Ehe auch in die gesetzlichen Formen gebracht, und Nachbarschaft und

Kundschaft nahmen freundlichen Anteil an dem bescheidenen Hochzeitsfeste der „schönen" Grünkramhändlerin in der Gerbergasse und ihres „scharfen" Gatten. Obwohl man Brandstötters leidenschaftlichen Radikalismus sehr bewunderte, wurde es doch volksüblich, die Frau immer zuerst zu nennen. Mit der Zeit hatten auch einige der Lebemänner, die in der „Rose" verkehrten, den Weg in die vom Mittelpunkte der Stadt ganz abgelegene Gerbergasse gefunden, neugierig, die Hedwig in ihrer Umwandlung zu sehen. Mit lächelndem Erröten stand diese dem einen Rede, ließ anderen aber keinen Zweifel darüber, daß die junge Frau ganz und gar nicht gesonnen sei, den Umgangston der Kellnerin weiterzuführen. Es ließ sich denn auch bald niemand mehr von diesen Leuten sehen. Brandstötter selbst kam von Berufswegen wohl täglich in die eigentliche Stadt, wo seine Druckerei gelegen war, Hedwig aber höchst selten. Beider Leben faßte ganz neue Wurzeln in dem längs eines Berghanges lang sich hinstreckenden, dann in die Chausseen übergehenden Arbeiterviertel und seiner äußerlichen Einförmigkeit der ewig gleichmäßig ungetünchten Backsteinhäuser, die aber in sich eine Welt wechselvoller Gestalten und Schicksale barg. Da gab es mancherlei Wildes, Häßliches. Gleich im selben Hause wohnte ein Trunkenbold, der Frau und Kinder

roh mißhandelte, in der Nachbarschaft ein schlimmer Bursche, der ungeratene Sohn braver Eltern, den wegen einer Messerstecherei eines Morgens die Polizei holte, an einer anderen Stelle lebte ein unverbesserliches Weib, das Mann und Kinder verkommen ließ und sich herumtrieb, wieder anderswo gab es schwere Krankheit und bitterstes Elend. An den Abenden der Samstage und Montage gab es der brüllenden Betrunkenen im Viertel gerade genug, und halbwüchsige Mädchen, von gleichaltrigen Burschen unter den Arm gefaßt, zogen in Reihen durch die Gerbergasse, freche Lieder kreischend. Brandstötter wurde über solche Beobachtungen leicht verstimmt. Hedwig stand ihnen mit sicherer Ruhe gegenüber, und sie war es auch, die mit irgend einem Betrunkenen oder Frechling, der sich im Laden lästig machte, fertig wurde. Sie hatte eine scharfe Zunge und eine helle Stimme, traf den Volkston mit ausreichendem Wortschatz, und trotz ihrer schlanken Gestalt zauderte sie nicht, einen entscheidenden Griff zu tun. Sie verwuchs viel schneller als der Gatte mit ihrer Umwelt. Ihm mißfiel es zuweilen, daß sie sich so leicht dem niedersten Volkston anbequemte. Das bemerkte sie recht wohl, und es tat ihr sehr leid. Eines Abends, als ihr der Gatte gelegentlich eines Weiberzankes, der mitten im Laden stattgefunden hatte, mürrisch sagte: „Du sollst

dich mit den Leuten nicht so viel einlassen," schwieg sie zunächst. Dann, als sie später zu Bett gingen und sie halb entkleidet vor ihm stand, sah sie an sich herab auf ihre koketten Unterkleider und sagte:

„Wenn das einmal aufgebraucht ist, schaffe ich mir derlei auch nicht mehr an. Es kommt mir ganz komisch vor — eine Grünzeugkrämerin und gestickte Höschen!"

„Das ist noch kein Unrecht, wenn eine junge Frau auf sich hält," sagte Brandstötter darauf.

Sie aber entgegnete:

„Ich will nichts besseres haben als die Leute um mich her. Anderswo wär' ich eine Ausgestoßene, und die haben mich so gut aufgenommen."

„Na, danken brauchst du ihnen auch gerade nicht," versetzte Brandstötter. „Ich widme ihnen mein ganzes Leben, da können sie wohl meiner Frau ein freundliches Gesicht machen."

„Ich war aber doch auf manches Bittere gefaßt gewesen, das mir erspart geblieben ist."

„In irgend einem anderen Stadtviertel wär's dir wahrscheinlich auch nicht erspart geblieben. Hier wohnen wir aber doch unter Leuten, die nicht zimperlich sein können. Ich sag's ehrlich, es fällt mir trotz aller Überzeugungen nicht leicht, in dieser Atmosphäre zu leben. Ich muß mich erst daran gewöhnen."

„Du, die Luft in der „Rose“ war schlechter, und dir tut's auch gut, daß du heraus bist,“ meinte Hedwig mahnend.

Brandstötter näherte sich ihr zärtlich und sagte:

„Ja, ja, wärst du nicht so gewesen, wie du eben bist, dann wär' ich wahrscheinlich zu Grund gegangen. Du bist ein braves Weib!“

Sie umschlang mit den nackten Armen seinen Hals und sagte innig:

„Das tut wohl zu hören! Aber gerade die armen Leute geben einem das Selbstvertrauen, das man braucht. Man muß sich nur aufrecht halten können, nicht schiefe Blicke fürchten müssen, dann geht's ganz gut. Je schamloser man gewesen ist, desto tiefer wird das Schmerzgefühl, wenn man anders geworden ist. Wenn ich zurückdenke — du weißt nicht, wie fürchterlich das ist! Und daß ich dazu nicht oft komme, das ist's, was mein Glück ausmacht. Darum sollst du nicht, wie heute abend, sagen, ich dürfe mich mit den Leuten nicht so gemein machen. Es ist ja kein Weib in der ganzen Straße, das schlechter wäre, als ich gewesen bin!“

Sie begann zu weinen, die Gattenliebe trocknete aber die Tränen.

Mehr und mehr faßte das von Brandstötter geleitete Blatt Boden unter der Arbeiterschaft des Tales,

und er selbst gewann als Agitator wachsendes persönliches Ansehen, so daß, als die Zeit zur Vorbereitung zu den Reichstagswahlen herankam, die sozialdemokratische Partei wenigstens einen eigenen Zählkandidaten aufstellen konnte. Als die bürgerliche Partei nach bisheriger Übung eine Volksversammlung einberief, in der ein aus der Hauptstadt herbeigerufener Redner namentlich die Arbeiter gewinnen sollte, da trat Brandstätter gegen den fremden Redner sehr kühn auf, und die Arbeiter jubelten ihm zu. Er berief kurze Zeit darauf selber eine Volksversammlung, die einen mächtigen Zulauf fand. Dabei geschah es, daß einer der nach ihm folgenden Redner, ein Arbeiter der Mausschen Fabriken, in seinem Eifer zu weit ging und durch seine Worte die polizeiliche Auflösung der Versammlung herbeiführte, die sich unter großem Lärm vollzog. Derartiges war bisher noch nie im Tale vorgekommen. Ein bürgerliches Blatt schrieb zornig:

„Und wer ist der Störenfried, der die sonst so besonnene Arbeiterschaft unseres Tales zu Haß und Unfrieden aufstachelt und damit leider einen ungeahnten Anklang findet? Kein Mann der Arbeit, keiner von denen, die, wie es in unserem Tale Herkommen ist, vom Vater und vom Großvater die Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Unternehmen ererbt

haben, sondern ein phrasendreschender Doktrinär, der glaubt, die bürgerliche Gesellschaft hassen zu dürfen, weil gegen ihn die Gesetze der sittlichen Ordnung angewendet worden sind. Herr Brandstötter war bekanntlich Volksschullehrer, und seine vorgesetzte Behörde erachtete den von ihm beliebten Verkehr in Animierkneipen mit Bedienung von zarter Hand eines solchen nicht würdig. Der aus sittlichem Bedenken aus dem Schuldienst entlassene junge Mann betreibt jetzt einen Viktualienhandel und verabreicht außer Blutwurst und Kohl nebenher in einem Käseblättchen Unzufriedenheit mit den bestehenden Einrichtungen und sittlichen Anschauungen. Die Arbeiter sind ihm gerade gut genug zu Rachewerkzeugen seiner geschädigten Vorliebe für gefällige Weiblichkeit, bis sie früher oder später doch zur Einsicht kommen und dem Herrn bedeuten werden, daß in unserem Tale kein Platz für solche problematische Naturen ist."

Hedwig geriet der Artikel einige Tage nach seinem Erscheinen ganz zufällig unter dem Einwickelpapier in die Finger. Sie weinte darüber und empfand die darin für sie enthaltene Kränkung um so bitterer, als der Redakteur des Blattes nicht nur kein seltener Gast in der „Rose" gewesen war, sondern sie auch näher kannte, als sie dem Gatten hätte sagen mögen. Und mit solcher Heuchlermiene ver-

folgte sie der Mensch bis in den Frieden ihrer Ehe. Das waren die ehrbaren Leute, die öffentlich mit Steinen bewarfen, was sie heimlich begehrt hatten! Aber es kam in nächster Zeit noch mehr Herzeleid über sie. Brandstötter war fast nie mehr zu Hause, und geschah dies doch, so war er nachdenklich, oder er las bis gegen Morgen in Büchern. Sie kannte nichts anderes als die Liebe, das war der ganze Inhalt ihres Daseins, und da tat die Vereinsamung furchtbar weh. Ihr wurde bange, sie möchte dem Gatten entbehrlich werden, und es war oft wie eine Folter, im Bett zu liegen mit brennendem Durst nach Zärtlichkeit und dabei den emsig lesenden Mann stets vor Augen zu haben. Noch härter freilich war es, ihn einsam lange Nachtstunden zu erwarten. Sie begriff ja, daß es nicht anders sein könne, aber deshalb tat es doch nicht weniger weh. — Da fühlte sie sich schwanger. Jetzt hatte sie viel zu denken und zu träumen und empfand keine Vereinsamung mehr.

VI.

Heinrich Maus war sehr beschäftigt. Die neue Gründung im bayrischen Wald machte viel Arbeit; in der besonderen Branche der bunten Japanpapiere für allerlei Zwecke, die erst seit kurzem in den Betrieb eingereiht war, hatten die Bestellungen eine solche Ausdehnung genommen, daß sie ohne Arbeitserweiterung kaum noch zu bewältigen waren, und das kostete sehr ernste Erwägungen. Weiter machte sich eine alte Erfahrung in besonders ärgerlicher Weise geltend. Die Angestellten waren nicht gerne auf längere Zeit im Tale. Im Sommer freilich ließ man sich die schöne Landschaft wohl gefallen. Aber der Winter war hart. Bodenheim bot gerade für solche von auswärts zugezogenen Leute recht wenig an Vergnügungen, von sehr spießbürgerlich angehauchten Vereinsfestlichkeiten abgesehen, bei denen es aber auch dem Fremden sehr schwer gemacht wurde, einen engeren Anschluß an die einheimische Bürgerschaft zu finden,

die sich gern in altgewohnten Geleisen von Verwandtschaft und Verschwägerung bewegte. Das rauhe Gebirgsklima machte sich um so empfindlicher geltend, als starke Schneefälle sehr häufig waren, die mit Mühe und Not die durchgehende Chaussee dem Verkehr offen halten ließen, im übrigen aber ringsum alles wochenlang unwegsam machten. Hatte nun jemand zwei oder höchstens drei solcher Gebirgswinter erlebt, dann trieb es ihn in der Regel, abgesehen von ganz konservativen Elementen, die geschäftlich nicht immer die brauchbarsten waren, fort nach größeren, angenehmeren Plätzen. Namentlich diejenigen Angestellten, die auswärtige Frauen geheiratet hatten, bekamen, wenn sie auch schon eine längere Reihe von Jahren als Junggesellen im Tale verlebt hatten, auf einmal den Wandertrieb. So geschah es, daß im Spätherbste alljährlich mehr oder minder zahlreiche Kündigungen einliefen. Diesmal hatten nun gerade auch einige Angestellten gekündigt, auf die Maus große Stücke hielt und die nicht ohne Schwierigkeiten zu ersetzen waren. Dabei nahmen ihn auch noch die politischen Kreise in Anspruch. Bisher hatte er sich an der Politik nur sehr indirekt beteiligt. Jetzt, da durch die Agitation dieses Brandstötter die sozialdemokratische Bewegung im Tale ein so ernsthaftes Gesicht bekommen hatte, hielt man sich an ihn, der die weitaus größte

Zahl von Arbeitern beschäftigte, als den Mann, der eine gewisse Verantwortung trage, wenn diese Bewegung wachse. Er hatte den leitenden Herren kein Hehl daraus gemacht, daß er die Denunziation Brandstötters bei seiner vorgesetzten Behörde entschieden mißbillige, nicht nur, weil sie kleinlich, sondern insbesondere weil sie sehr ungeschickt sei und einen rabulistischen jungen Schulmeister erst recht zu einem gefährlichen Agitator mache. Aber als in jener aufgelösten Volksversammlung einer seiner eigenen Arbeiter das Wort ergriffen hatte, da gehorchte er nicht nur dem Drängen seiner Freunde, sondern auch einem eigenen Antriebe, als er persönlich eingriff.

Es erregte kein geringes Aufsehen im ganzen weiten Betriebe, als man erfuhr, Herr Maus habe jenen Arbeiter zu sich ins Privatcomptoir rufen lassen, denn ein derartiger Verkehr des Chefs mit einem einzelnen Arbeiter war noch nicht dagewesen. Selbst daß der technische Direktor so etwas tat, war nur in ganz vereinzelten Fällen vorgekommen.

Heinrich Maus sprach den ziemlich verschüchtert vor ihm stehenden Arbeiter von seinem Lehnstuhle aus an:

„Wie lange arbeiten Sie in meiner Fabrik?“

„Sechzehn Jahre.“

„Also wohl seit Ihrer Schulentlassung?"

„Jawohl!"

„Ihre Eltern waren auch bei unserer Firma beschäftigt?"

„Jawohl."

„Sie bewohnen eines der von uns gebauten Arbeiterhäuser?"

„Ja," kam es ganz leise von den Lippen des Arbeiters.

„Sie haben Familie?"

„Drei Kinder."

„Die Frau arbeitet auch in der Fabrik?"

„Abteilung zwei, am Holländer."

„Und bei dem allen halten Sie törichte Reden, die zur Auflösung einer Volksversammlung führen?"

„Ich habe nichts gegen die Firma gesagt, nur so im allgemeinen gesprochen."

„Und Sie halten sich für berechtigt dazu?"

„Allerdings, ich glaube — — —"

„Ich verstehe. Sie sind der Ansicht, auch der Arbeiter habe heutigen Tages das Recht freier Meinungsäußerung. Nun, was dabei die Polizei angeht, das geht ja mich nichts an. Wohl aber geht es mich an, ob ich einen Mann noch länger zu ernähren verpflichtet bin, dessen freie Meinungsäußerung mir schädlich dünkt. Ich glaube diese Verpflichtung nicht

zu haben und daher kündige ich Ihnen. Es wird Ihnen das durch die Direktion noch schriftlich mitgeteilt werden. Ich habe Sie nur kommen lassen, damit sie sich ganz klar darüber sind, daß ich persönlich diese Maßnahme verfüge. Es scheint leider wohl nicht anders tunlich, als auch Ihrer Frau zu kündigen. Den Ihnen noch zustehenden Lohn können Sie sofort erheben, aber Sie vermeiden es, die Fabrik weiter zu betreten."

Der Arbeiter wurde sehr blaß und starrte zu Boden.

Heinrich Maus fuhr fort:

„Man war zufrieden mit Ihnen, Sie waren ein zuverlässiger Kesselwärter, und auch Ihre Frau soll eine ordentliche Arbeiterin sein. Aber es tut mir leid, ich unterhalte keine Schule für Volksredner. Gesinnungen können meine Leute haben, wie sie wollen, meinetwegen wählen Sie auch nach Ihrem Geschmack, aber ich verbitte mir öffentliche Reden, die mir nicht passen. Das steckt an, macht die Leute zu Pläneschmieden und falschen Aposteln. Gerade solche allgemeinen Anklagen verhetzen am meisten und sind am billigsten. Ich kann nicht arbeiten mit Weltverbesserern und habe es nicht nötig, mir meine Feinde zu bezahlen. Wollt ihr den Krieg, gut! Aber außerhalb meines Hauses bitte ich sich aufzustellen.

Sie und Ihre Frau sollen gute Zeugnisse bekommen. Das ist Ihr Recht. Und somit Adieu!"

Der Arbeiter zögerte einen Augenblick, ehe er gebeugt von dannen ging. Seine Frau, die einen Versuch machen wollte, das harte Urteil abzuwenden, wurde nicht vorgelassen.

Die Nachricht von dem Geschehenen verbreitete Schrecken und Unruhe in der Arbeiterschaft, die sich des Mittags und Feierabends vor den Fabrikgebäuden in großen Gruppen zusammenscharte und den Fall erregt besprach, während der Arbeitszeit aber mit dumpfem Gehorsam und finsteren Mienen ihre Pflicht tat. Heinrich Maus durchschritt ganz allein, auf dem Wege aus dem Comptoir nach seinem Palais, diese Ansammlungen, aus denen man ihn kühl, zögernd grüßte, während nicht wenige den Rücken wandten, um nicht grüßen zu müssen. In Brandstötters Zeitung war ein heftiger Artikel über den Fall erschienen. Darauf wurden die Zusammenrottungen noch größer und als Maus erschien, ertönten einige schrille, langgezogene Pfiffe. Da blieb er mitten auf der Straße stehen und rief laut: „Das sind fremde Leute, die sich nicht einmischen sollen! Meine Arbeiter pfeifen mich nicht aus, das weiß ich."

Eine Abordnung kam jetzt zu ihm, die bescheiden bat, er möge sein hartes Urteil gegen den schwer ge-

troffenen Genossen nicht zur Vollstreckung kommen lassen. Die Erregung unter den anderen Arbeitern wachse immer mehr, so daß sie für nichts einstehen könnten.

Er antwortete:

„Es tut mir leid, daß es zu einer solchen Maßnahme hat kommen müssen. Aber das Unternehmen, für das ich, wie ihr wohl wißt, Tag und Nacht schaffe, braucht Ruhe, stetige Ordnung. Ich lasse dort nicht Phantasterei und Rabulisterei einziehen. Da muß gehandelt werden, ehe das Übel noch weiter gediehen ist. Glaubt ihr es besser haben zu können auf andere Weise, als wie ihr jetzt euer Brot verdient, so probiert's doch. Stellt diesen Zeitungsschreiber an eure Spitze und schafft etwas nach eurem Sinne. Ihr habt kein Kapital, antwortet ihr mir, um derlei anzufangen. Die Köpfe habt ihr nicht dazu! Das ist's vor allem, was euch fehlt. Ihr müßt aber doch einsehen, daß die Intelligenz, das größere Wissen und Können nicht zu eurem Knecht werden kann, sondern daß ihr von ihm abhängt und zu eurem Heile abhängt. Das viele Geld, das ich verdiene, reizt euch, und ihr meint, ihr füllet vor allem meine Kassen mit euerer kärglich bezahlten Arbeit. Unsinn! Nicht ein einziges Schwungrad setzt ihr in Bewegung ohne mich, ohne mein Denken, und was ihr tut, sind nur Hand-

langerdienste; zu den Mauern des Werkes aber füge ich Stein um Stein. Ihr lebt von meiner Arbeit und nicht bloß von meinem Gelde. Laßt mich schlecht arbeiten, verhütet ihr dann vielleicht, daß die Fabrik zu Grunde geht? So denke ich. Ihr könnt anders denken, wenn ihr wollt. Wenn ich aber finde, daß eure Gedanken dem Geschäfte schaden, dann mögt ihr sie anderwärts spazieren tragen. So liegt der Fall. Es klingt hart, ich geb' es zu; aber glaubt ihr, irgend etwas, was mit einer größeren Anzahl Menschen gemacht werden muß, etwa der Zukunftsstaat, den man euch anpreist, kann ohne Härte gemacht werden? Ein anderes Mal können wir hoffentlich anders reden. Die Härte allein soll bei mir nicht herrschen. Ich achte meine Arbeiter und höre sie gerne an, wenn sie mir etwas zu sagen haben. Aber vorläufig bin ich der Herr des Hauses Ignaz Joseph Maus, und ich glaube, ich werd's auch mein Lebtag bleiben. Guten Tag, Leute! Seid vernünftig, daß nicht sehr gegen meinen Willen böse Geschichten herauskommen."

Gegen Herrn Auermann, den Vorsteher der Auslandsabteilung des Comptoirs, der bald darauf mit ihm zu sprechen hatte, äußerte er sich:

„Mein Gott, was ich den Leuten sagte, war ja nicht ganz unanfechtbar, das weiß ich wohl. Wenn

die Sozialdemokratie alle Intelligenzen einmal auf ihre Seite bekäme, dann wäre unsere Wirtschaftsform verloren. Das wird deshalb nie der Fall sein, weil diese zu viel Vorteil davon haben, wenn sie sich auf die Seite des Kapitals stellen. Das wollte ich aber den Leuten nicht sagen."

Auermann erwiderte bescheidenen Tons:

„Man kann ja auch, ohne an Vorteil zu denken, die Überzeugung haben, daß die Sozialdemokratie nicht die erlösende Weisheit gefunden hat."

„Ja, ja," versetzte Heinrich Maus. „Aber der Vorteil ist, wie die Menschen einmal sind, doch eine wirksamere Macht als die Überzeugung."

Auermann schwieg.

„Ich bin nun eben einmal kein Idealist," fuhr Maus fort. Er glaubte zu bemerken, der von ihm hochgeschätzte Beamte, der neuerdings immer mehr sein geschäftlicher Vertrauter geworden war, nehme seine Bemerkung persönlich und sei etwas verstimmt.

Nach einer kleinen Pause stieß er rasch hervor:

„Trotzdem halte ich es für zweckmäßig, zu rechter Zeit praktische Sozialpolitik zu treiben, und das scheint mir auch jetzt angebracht. Wollten Sie in aller Stille dem ungeschickten Volksredner, mit dem ich hart verfahren mußte, dreihundert Mark aus meiner Privatkasse übermitteln, damit er keine Schwierigkeiten hat,

die nicht notwendig in der Sache liegen? Ich will ihn ja nicht strafen, sondern nur für meine Fabrik unschädlich machen."

Auermann sah erstaunt auf.

Der Chef fuhr fort:

„Ach so! Sie denken wohl, es sei einigermaßen schwächlich gehandelt, die öffentliche Strenge durch heimliche Wohltat auszugleichen. Es wird auch wohl allgemein so aufgefaßt werden. Ich kann es geschäftlich nicht zur Hausordnung werden lassen, daß rechtmäßig entlassene Arbeiter eine Entschädigung erhalten, habe aber die menschliche Empfindung, diese Leute, von denen die Frau nur um des Mannes willen Schaden leidet, nicht zu grausam leiden zu lassen."

Auermann meinte:

„Wollten Sie mit dieser großmütigen Tat nicht lieber warten, bis sich die Bewegung in der Arbeiterschaft gelegt hat? Es handelt sich ja doch nur um einige Tage. Solange bleibt der Mann noch hier. Dann fehlt der Anlaß, sie als Beschwichtigungsmaßregel auszulegen, was doch im Sinne der Autorität nicht zweckmäßig wäre."

„Sie haben recht," sagte jetzt Maus. „Ich gehorchte einem plötzlichen Impuls. Das soll man aber auch im Guten nicht."

Als er nach Hause kam, fragte ihn Frau Luise:

„Wie steht es denn jetzt? Stellt sich das Gesindel noch immer in der Straße auf?"

Da wurde er sehr zornig.

„Ich verlange von dir keine besondere Arbeiterfreundlichkeit," sagte er, „aber ich verbitte mir, daß meine Leute Gesindel genannt werden, mögen sie tun, was sie wollen."

„Mein Gott!" schmollte Frau Luise. „Fahre mich doch nicht so an. Ich möchte wenigstens bitten, nicht schlechter behandelt zu werden, als diese Herren und Damen von der Fabrik, gegen die du mehr Rücksichten zu nehmen scheinst!"

„Kümmere dich doch nicht um solche Dinge," versetzte Maus.

„Nun, mich kümmert's doch auch einigermaßen, wenn ich mich nicht auf die offene Straße wagen kann, ohne insultiert zu werden."

„Es tut dir kein Mensch etwas zuleide."

„Dessen bin ich noch lange nicht sicher, und, wenn du einigermaßen auf mich bedacht wärst, hättest du schon die Gendarmerie gerufen, Ordnung zu schaffen."

„Warum nicht gleich Militär? Eine rechtschaffener Arbeitgeber steht mit seinen Leuten anders, als daß er wegen einer kleinen Gärung gleich nach der Polizei schickt, weil die Sache der Frau Gemahlin lästig ist."

„Herr Lanzinetti sagte schon gestern, er würde im gleichen Falle ganz anders verfahren, und er ist auch Fabrikant,“ erwiderte Frau Luise dem Gatten mit trotzig neckender Betonung des letzten Satzes.

„Karl? War der gestern hier? Davon hast du mir ja gar nichts gesagt?“ fragte Maus mit deutlicher Erregung in der Stimme.

„Er kam auf ein Viertelstündchen, sich zu erkundigen, wie's mit der Geschichte stehe. Ich habe ganz vergessen es dir zu sagen,“ erwiderte Frau Luise leichthin.

Wiederum mit einem neckenden Beiklang fuhr sie fort:

„Aber du tust ja gerade als ob da etwas Besonderes daran wäre? Er kommt doch sehr oft.“

„Mir bald zu oft,“ stieß Maus hervor. „Ich muß dir endlich sagen, daß diese häufigen Besuche mir zu mißfallen anfangen, und du tätest gut, ihm anzudeuten, er möge sich darin einige Beschränkung auferlegen.“

Frau Luise lachte lustig auf.

„Du bist eifersüchtig?“ rief sie. „Das ist ja köstlich.“

„Ich bitte dich recht sehr, Luise! Die Sache nicht lächerlich zu nehmen,“ erwiderte Maus mit gepreßter Stimme. „Karl ist ein durchaus sittenloser

Mensch, dem nicht zuzutrauen ist, daß er eine schöne Frau nur harmloser Unterhaltung wegen so oft besucht.“

Frau Luise errötete ganz flüchtig und sagte dann:

„Es besteht doch schon seit langem die intimste Beziehung zwischen euren Familien. Das erklärt auch seine Besuche bei mir deutlich genug.“

„Erst seit neuester Zeit kommt er so häufig herüber. Das hängt nicht mit den alten Beziehungen zusammen,“ äußerte sich Maus.

„Ich kann mir nicht helfen. Es quält mich und verfolgt mich mitten in die Arbeit hinein. Schaff' dir den Menschen vom Halse. Ich bitte dich darum.“

Sie beobachtete seine erregte Miene mit prüfendem Blicke und sagte dann, den Kopf zurückwerfend:

„Es ist ja zu albern!“

Er trat dicht an sie heran, und sie an beiden Armen fassend, sagte er:

„Ich kenne dich, Luise! Du bist kein keusches Weib.“

Sie wurde sehr rot und entgegnete:

„Hast du ein Recht, mir das vorzuwerfen?“

Er sprach heißen Tones:

„Es ist etwas Dämonisches in dir, etwas, was einen Mann zur Raserei bringen kann. Wenn du

willst, muß dir ein Stärkerer unterliegen, als dieser leichtfertige Bursche."

„Ich will aber nicht!" entgegnete sie jetzt lächelnd. Dann fügte sie, sich von ihm losmachend, halb ernst, halb scherzhaft schmollend hinzu:

„Laß doch die Dummheiten!"

„Luise, versprich mir — — —"

„Jawohl! Jawohl!" rief sie lustig und eilte aus dem Zimmer.

Er sank, wie erschöpft, in einen Fauteuil. Der Zufall des Gespräches hatte es gefügt, daß endlich zur Aussprache kam, was lange an ihm gezehrt hatte. Vielleicht war es eine törichte Schwäche gewesen, die er verraten hatte und die nur dazu diente, ihr ein grausames Vergnügen zu bereiten; aber er hatte nicht mehr an sich halten können. Er fühlte es mit Angst, daß diese Eifersucht auf einen Nebenbuhler täglich mehr hinüberwuchs in die Gebiete, die er bisher mit dem Aufgebot des ganzen Selbstgefühls freigehalten hatte von der Sklaverei, in der er lag, und er sah die Gefahr vor sich, völlig in die Gewalt dieses schönen Raubtieres zu geraten, das sein Weib war, seine ganze Kraft zu verlieren an die Qualen der Begierde. Es wäre zum Weinen gewesen, wär's dazu gekommen! Aber allen Übels Ursache war nur die Häßlichkeit, mit der die Natur ihn benachteiligt hatte.

Als schöner Mann hätte er diesen geckenhaften Windhund von Lanzinetti nicht zu fürchten gehabt. Die Kraft des Geldes, hier war sie zum Unheil geworden. Sie hatte ihn ermutigt, trotz seiner Häßlichkeit ein schönes Weib zu freien — und so waren die Millionen, um die man ihn beneidete, für ihn die Quelle noch unabsehbarer Qualen. Warum befahl er nicht kurzweg, daß sie Lanzinetti nicht mehr empfangen dürfe? Was lag angesichts der großen Gefahr so viel an einer alten Familienbeziehung? Aber vielleicht reizte er sie damit erst recht zu Heimlichkeiten. Er konnte selber mit Lanzinetti sprechen. Aber das gab ihm dem Fant gegenüber ein lächerliches Gepräge. Auf der Hut mußte er sein, das Weib durfte er nicht aus den Augen lassen. Das war das Einzige, was sich vorläufig tun ließ, und es war gerade das, was die meiste Unruhe brachte, am störendsten in sein tätiges Leben eingriff. Das war sonst wohl in Bodenheim nicht Sitte, daß man sich durch Eifersucht auf die Frau im Geschäfte stören läßt. Die Bodenheimer Damen waren zuverlässige Ehegattinnen. Man heiratete eben nicht etwas so Excentrisches, was nun einmal nicht für einen Bodenheimer Fabrikanten geschaffen war. Ein ernster Mann läßt aber keinesfalls die Lust am Weibe so übermächtig werden. Das führt dann zu Eifersucht und ähnlichen am Marke zehrenden

bösen Dingen. Was wußten Leute, die so gesprochen hätten, von Luise! Mochte sie gefühllos sein, mochte man die vertraute Freundin an ihr vermissen, mochte sie durch hundert Launen ärgern, sie hatte Paradieswonnen zu vergeben. Nach einer freudlosen, an Kränkungen reichen Jugend, nach Jahren strenger Arbeit in von diesen Jugendeindrücken veranlaßter menschenscheuer Vereinsamung, war ihm wenigstens gegeben, ein schönes Weib genießen zu können in der ganzen Pracht seines Leibes. Es geht nicht mit dem wagemutigen Arbeitseifer, mit den großen Plänen allein. Es bleibt ein Rest, ein großer Rest sogar, des Lebens auszufüllen, man verschmachtet sonst in der Leere, wie in einer Wüste, denn es liegt im Menschen eine Sehnsucht, die gestillt sein will. War's löblich oder nicht, in Luisens blühenden Armen fand er, was ihm das Leben kostbar machte, über allen Reichtum, über allen Kaufmannsstolz hinaus. Es gab nichts, was fürchterlicher ihm zu denken war, als daß dieser Besitz ihm angetastet würde. Lieber hätte er mit eigener Hand Feuer an die Fabrik gelegt. Vielleicht spielte sie nur, spielte mit beiden, mit dem verhaßten Lanzinetti und mit ihm selber, weil es ihr ein pikanter Zeitvertreib war, der sie kitzelte. Aber das war ein Spiel, so angstvoll für ihn, daß ihm schwindelte, daß er laut hätte aufschreien mögen.

Frau Luise spielte auf dem Flügel leichte Weisen, die ihr Ohr angenehm umplätscherten, und dachte dabei an das Vorgefallene. Wie dumm doch die Männer sind! Gerade jetzt kam der unglückliche Heini mit seiner Eifersucht heraus. Sie war der festen Absicht gewesen, der Geschichte mit Lanzinetti ein Ende zu machen. Der Mensch war doch kein Kavalier, sondern ein ziemlich plumper Taugenichts, der seine Manieren in schlechter Gesellschaft geholt hatte. Er entwickelte mehr und mehr eine burschikose Vertraulichkeit, die sehr schlechten Geschmackes war und mit der er anscheinend den Mann markieren wollte, der die Weiber um den Finger wickelt. Sie hielt aber darauf, daß ein Damensalon eben als solcher respektiert wurde. Bei einem wirklich kavaliermäßigen Verhalten, das verhehlte sie sich nicht, hätte er in dem einen oder anderen Augenblick sie leicht überrumpeln können. Jetzt offenbarten sich Züge an ihm, die es nicht verlockend machten, sich ganz seinem Taktgefühle zu überlassen. Das nahm auch dem Spiel den Reiz. Diese Eifersucht Heinis eröffnete aber, geschickt ausgenutzt, die Aussicht auf eine ungemessene Macht des eigenen Willens und dazu noch auf allerlei Reizungen, die ihr zunächst nur in großen Umrissen vorschwebten. Ein leises Lächeln legte sich auf ihre Lippen, und die Finger schlugen kräftiger auf die

Tasten. Sie ahnte etwas von der Wollust der Grausamkeit.

Als Heinrich Maus des anderen Vormittags am Schreibtisch saß, kam gegen halb zwölf Uhr der technische Direktor sehr erregt mit der Nachricht zu ihm, soeben hätten ein berittener Gendarm und zwei Fußgendarmen Aufstellung auf der Straße längs der Fabrikgebäude genommen.

Heinrich Maus sprang zornig von seinem Stuhle auf und rief:

„Was ist denn das für eine Dummheit? Das fehlte gerade noch!"

Der Direktor meinte:

„Es ist eine öffentliche Straße. Da wird wohl der Herr Landrat es für nötig befunden haben."

„Ohne mich erst zu fragen?" eiferte Maus. „Ohne mich hat kein Landrat im Maustal etwas für nötig zu befinden. Lassen Sie zunächst einmal die Gendarmen fragen, wer sie schickt."

Als nach wenigen Minuten der Bescheid eintraf, der Landrat habe befohlen, daß bis auf weiteres um Mittag und Feierabend Gendarmerieposten Zusammenrottungen vor der Fabrik zu verhindern hätten, ließ Maus anspannen und fuhr nach der Stadt. Es kam zu einer sehr heftigen Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Landrate, der sich

entschieden sträubte, seine Maßnahme rückgängig zu machen und auf weiteres Drängen ziemlich hochfahrend zu verstehen gab, daß er der Vertreter des öffentlichen Interesses sei und Privatmeinungen in so ernsten Fällen für ihn nicht maßgebend sein könnten. Heinrich Maus trat unverrichteter Sache die Rückfahrt an. Mehr noch als die Besorgnis übler Folgen des büreaukratischen Übereifers erregte ihn die erfahrene Kränkung. Ihm, dem gewaltigen Heinrich Maus, machte so ein Beamter vor den Toren seiner Fabrik in seinen eigensten Angelegenheiten Vorschriften und behandelte ihn dazu noch mit absichtsvollem Nachdruck als „Privatperson“! Es war nichts Neues in Bodenheim, daß die Beamtenschaft gegen die Großindustriellen, mit denen sie offiziell auf gutem Fuß stehen mußte, bei günstiger Gelegenheit ein Katzenpfötchen machte. Aber das war doch schon ein ganz fester Krallenhieb des Herrn Landrats gewesen, der schmerzte. Jetzt galt's zu zeigen, ob Heinrich Maus wirklich nichts war, als irgend eine Privatperson, die sich ohne weiteres Gendarmen vors Haus stellen lassen mußte, wenn es dem Herrn Landrat gefiel. Als der Wagen an die Fabrikgebäude kam, waren eben einige Minuten nach zwölf Uhr vergangen, die Gendarmen aber bereits eifrig daran, die die Straßen füllenden Arbeitermengen in Be-

wegung zu halten und den kleinsten Versuch des Stehenbleibens zu verhindern. Beim Anblick des Wagens und ihres Insassen glaubten sie ihren Eifer erhöhen zu sollen und drängten die Leute zum Teil handgreiflich nach beiden Seiten zurück. Es entstand Gekreisch von Weibern, und Heinrich Maus hörte Rufe:

„Wir brauchen keine Gendarmen!“ — „Die Gendarmen fort!“

Er ließ den Wagen halten, stellte sich darin aufrecht und herrschte die Beamten an:

„Lassen Sie meine Arbeiter in Ruhe!“

„Leute!“ sprach er dann mit lauter Stimme. „Ich habe die Gendarmen nicht kommen lassen. Hier auf der Straße befiehlt der Herr Landrat, der hat sie geschickt. Wenn ihr euch aber noch über irgend etwas unterhalten wollt, dann geht wieder in die Fabrik zurück. In den Höfen ist ja Platz genug.“

Die Arbeiter stutzten. Die Gendarmen hielten betroffen in ihrem Arbeitseifer inne, es entstand auf einen Augenblick ein lebhaftes Gewirr. Dann aber erscholl es laut: „Herr Maus soll leben! Hoch! hoch! hoch!“ Der Wagen wurde dicht umdrängt, daß er nur ganz langsam vorwärts kam, und die ganze mächtige Schar geleitete ihn, immer hochrufend, bis an das Palais. Die Gendarmen, auch der berittene,

vermochten nichts anderes zu tun, als mitten im Zuge zur Dekoration zu dienen.

Frau Luise war ganz bleich vor Schrecken, als der Gatte bei ihr eintrat.

„Der Landrat hat mir eine Ovation bereiten lassen, das ist alles!“ beschwichtigte er sie.

Auermann benutzte den Vorfall, sich alsbald die dreihundert Mark aus der Privatkasse des Chefs geben zu lassen und sie dem gemaßregelten Arbeiterehepaar zu übermitteln. Um Feierabend verbreitete sich die Kunde davon, und neuerdings sammelten sich die Leute, Heinrich Maus eine stürmische Huldigung zu bereiten. Dieser trat mitten unter sie und sprach:

„In einem, wie in dem andern Falle habe ich getan, was ich meiner Meinung nach tun mußte. Soll jetzt wieder Friede zwischen uns sein?“

Von lauten Zurufen unterbrochen, fuhr er fort:

„Ich danke euch, und wir wollen's immer so halten, nicht wahr, daß wir unsere Angelegenheiten unter uns abmachen, ohne daß sich irgend jemand zu euren oder zu meinen Gunsten einzumischen braucht.“

VII.

Daß die Anna Frege es mit dem Kutscher Siebmann hatte, das war unter den jungen Leuten mehr und mehr bekannt geworden. Sie selber hatte auf die Dauer nicht an sich halten können, wenn andere Mädchen von ihrem Schatze sprachen. Sie lebte ein ganz neues Leben und blühte ordentlich auf im Hochgefühl ihres Liebesglückes. An Neiderinnen fehlte es ihr dabei nicht, die da meinten, der Siebmann hätte auch etwas Besseres tun können, als sich mit einem so grünen Dinge einzulassen. Andere wieder spielten die klugen Beraterinnen und redeten in sie ein, der sei gerade der Richtige, dem habe es nur behagt, einmal so was ganz Junges zu kosten. Das bekämen Männer, wie er, aber bald satt und kehrten zu ihrem gewohnten Geschmack, den strammen Weibern zurück.

Anna ließ sie schwatzen. Sie wußte ganz genau, was sie ihrem Willibald war und warum er sie so lieb hatte. Dabei war ihre Furcht vor den Eltern

ganz geschwunden. Mochten sie's auch erfahren. Totschlagen konnten sie sie ja doch nicht, und unter gar keinen Umständen ließ sie von dem Geliebten. Da fing ja überhaupt erst das Leben an, wenn man einen Liebhaber hatte. Arbeiten, essen, schlafen und am Sonntag mit den Geschwistern oder ein paar Freundinnen gelangweilt herumstehen, das war doch kein Leben. Jetzt wußte sie, wozu sie auf der Welt war, und sie wußte, daß diese Welt auch einem armen Fabrikmädel was Schönes zu geben hatte.

Es dauerte denn auch eine gute Weile — etliche Monate hatte sie schon das Verhältnis mit Willibald — bis die Mutter eines Tages gelegentlich eines Zankes mit einer anderen Frau davon erfuhr. Da half bei dem nun folgenden Examen kein Leugnen; denn Anna bekam einen zu verräterisch roten Kopf, und nun regnete Schimpfworte und Ohrfeigen, und in noch viel stärkerem Maße wiederholte sich das Verfahren, als die Mutter dem Vater Mitteilung gemacht hatte. Sie wußte nicht, waren die wüsten Namen, die er ihr gab oder die Hiebe das Schlimmere. Die kleinen Geschwister verkrochen sich vor Angst über den Tumult. Anna heulte und schluchzte noch die halbe Nacht im Bette. Man nahm sie jetzt wohl unter besonders strenge Aufsicht, und ohne Willibald hielt sie es doch nicht aus. Wie sollte das werden?

Was sie auch machen mochte, immer mußte sie Angst vor dem Ertapptwerden haben, und in jedes Liebesglück drohten Schimpf und Prügel hinein. War denn die Mutter, ehe sie den Vater geheiratet hatte, wirklich selber so brav gewesen? Der Vater hatte auch gedroht, er werde dem Willibald die Meinung sagen. Willibald war so stolz, der ließ sich nicht viel schimpfen. Wenn es nun zwischen beiden zu einem ernsten Streit kam? Dann lief sie fort und ging in Bodenheim als Dienstmädchen. Dann konnte Willibald jeden Sonntag mit ihr ausgehen. Aber sie war noch nicht großjährig, und die Eltern konnten sie von der Polizei wieder holen lassen. So zerbrach sie sich in ihrem Bette den Kopf. Als sie des anderen Morgens, wie gewöhnlich, den Weg zur Fabrik mit den Eltern gemeinsam machte, war es zunächst ein sauerer Gang. Der Vater schalt in einem Stück und drohte, ihr alle Knochen zu Brei zu schlagen, wenn sie ihm Schweinerei ins Haus bringe. Er wurde nur noch wilder, als die Mutter besänftigend meinte, er sollte mit dem Siebmann nicht krakehlen, sondern ein vernünftiges Wort reden, daß er das Mädel heirate, eh's so weit komme. Er werde ganz andere Töne mit dem Kerl reden; sie sei wohl schon wieder mit dem Liebeshandel nach richtiger Weiberart ganz ausgesöhnt; aber, wenn sie sich unterstehe, dabei mit-

zutun, dann bekomme sie noch ärgere Prügel als das junge Luder. In wüsten Ausdrücken ging es über das Weibervolk her und sein Gelüste zur Dirnenwirtschaft. Endlich traf man mit anderen Arbeitern zusammen, denen er sich, ihrer Aufforderung zu einem Morgenschnaps folgend, anschloß, da man eben vor demselben Gasthaus war, von dem aus Willibald seinen ersten Annäherungsversuch gemacht hatte.

Die Mutter ging mit Anna weiter und fragte diese streng, aber doch nicht gerade böse:

„Hat er dir denn was gesagt, daß es ihm ernst ist, oder hast du ihm nur aus Nichtsnutzigkeit nachgegeben?"

„Wir haben uns halt lieb," antwortete Anna weinerlich ängstlich.

„So, und das ist genug, meinst du?" entgegnete die Mutter. „Ihr dummen Mädeln, müßt ihr denn immer gleich bei der Hand sein, wenn euch so'n Kerl warm machen will? Hätt'st schon noch warten können damit."

Dabei glitt ihr Blick über die zierliche Gestalt Annas. Langsamen Tones fuhr sie dann fort:

„Wenn man wüßt', daß er's ernst meint, und daß es später, wenigstens wenn was passiert, zum heiraten kommt, dann ging's ja noch an."

„Er meint's ganz gewiß ehrlich, Mutter. Er

hat mich gerade so lieb, wie ich ihn," sagte Anna darauf bescheiden, mit einem leise bittenden Klang.

„Ja, das bildest du dir ein!" lautete die Antwort. „Die Mannsleut' muß man kennen! Laufen genug bei uns herum, die ihr Kind und keinen Mann dazu haben, aber keine wird durch die andere klug. Man könnt' euch ja zusammen gehen lassen, wenn's doch einmal so ist. Aber da wird darauf los gelebt, bis das Malheur geschehen ist und dann drückt sich der Monsieur Liebhaber. So eine Zuwachs im Haus, das ist just auch kein Pläsier."

Zögernd sagte Anna:

„Wenn er's nun rechtschaffen meint — und das tut er — dürft ich dann zum Beispiel Sonntags mit ihm ausgehen?"

Die Mutter schüttelte den Kopf und machte ein abwehrendes Zeichen mit der Hand.

„Nur langsam!" sagte sie: „Da müßt erst noch der Vater einverstanden sein und dann müßte man wissen, daß keine Dummheiten geschehen."

Anna senkte errötend den Kopf, und auf ihren Lippen lag ein ganz leises Lächeln.

„Aha, da sagst du nichts mehr!" rief die Mutter. „So was aber darf man schon der Religion wegen nicht dulden!"

Der Vater holte sie jetzt mit den anderen Arbeitern wieder ein.

Anna hatte alles, was ihr geschehen war, verschmerzt und war bei der Arbeit heiterster Laune. Nur ein ganz kleines bißchen wurde ihr zeitweilig bange, wie die Sache zwischen dem Vater und Willibald ablaufen möchte; aber auch darüber brachte sie das Vertrauen auf die Klugheit des Geliebten immer wieder weg. Um Mittag freilich wuchs die Bangigkeit wieder. Sie schlich um das Packhaus herum, lauerte dahin und dorthin, wurde aber von keinem der Männer etwas gewahr. Endlich, als ihr einer der Packjungen in den Weg lief, faßte sie sich ein Herz und fragte ihn nach dem Vater.

„Der ist gerade mit dem Siebmann, dem Kutscher, in die Kantine gegangen,“ lautete die Antwort.

Anna hätte laut aufjauchzen mögen. Da mußte ja alles aufs beste bestellt sein. Zu gern hätte sie in der Kantine nachgeschaut. Aber sie traute sich doch nicht recht.

Der Vater kam verspätet, und wie sich alsbald erkennen ließ, mit einem kleinen „Hieb“ nach Hause.

Redelustig, aber mit schwerer Zunge sprach er:

„So, dem Herrn Siebmann hätten wir unsere Meinung gesagt, der kennt mich jetzt und hat mir aus

der Hand gefressen. Zahm, ganz zahm ist er geworden, so — — —" Dabei deutete er, die Hand gegen den Fußboden richtend, an, als ob der Mann in sich selbst zusammengekrochen sei auf das Maß eines Zwerges.

„Heiraten will er das Ding, sobald er mehr verdient und deshalb nach einer Stelle als Herrschaftskutscher sich umsehen. Das findet sich nun freilich nicht sogleich, es gibt nicht allzuviel gute Stellen derart hier. Nach auswärts, wo man sich nicht erst informieren kann, riskiert er's aber nicht gern."

Anna war vom Eßtisch aufgesprungen und stand mitten im Zimmer, mit den Fingern krampfhaft an der Schürze zerrend.

Der Vater fuhr fort:

„Einstweilen möcht' er mit dem Mädel als Bräutigam gehen," fuhr der Vater fort. „Ich hab's bewilligt, aber unter der Bedingung, daß alles ehrbar zugeht, ganz ehrbar, verstanden? Heute nach Feierabend will er bei der Mutter ein bißchen vorsprechen. Also wohlverstanden, Mädel, nimm dich in acht, laß dich auf nichts ein! Bringst du mir Schweinerei ins Haus, dann kann er schauen, wo er mit dir bleibt, dann schmeiß ich dich 'raus, 'rausschmeißen tu' ich dich! Schweinerei gibt's nicht, gibt's nicht, sag' ich! Ganz ehrbar, sonst — — —" Der Anlauf, den er sehr geräuschvoll genommen hatte,

drohend zu werden, hielt nicht weiter an. Er war redemüde.

Die Mutter winkte Anna, sich wieder zum Essen zu setzen, und sagte gelassen:

„Da muß also was Anständiges zum Beißen her und ein Tropfen Bier."

Dabei zwinkerte sie der freudestrahlenden Tochter listig zu.

Das Anna im Alter zunächststehende, vierzehnjährige Mädchen, das immer die Hausfrau spielte, machte sich mit lebhaftem Eifer anheischig, alles, die kleineren Geschwister eingeschlossen, säuberlich für die „Verlobung" zu ordnen. Eine feierliche Stimmung herrschte in der Familie, nur dem Vater war der Kopf in den auf dem Tisch ruhenden Arm gesunken.

Es kam nun eine herrliche Zeit für Anna. Willibald verstand es, der Mutter zu gefallen und hielt sich auch mit dem Vater sehr gut. Infolgedessen wurde ihr völlige Freiheit gelassen. Am Sonntag holte sie der Liebste immer ab, und da besuchte man, wie es andere Mädchen mit ihren Schätzen tun, die Wirtshäuser und gelegentlich einen Tanzboden. Aber auch des Wochentags traf man sich nach Feierabend, wenn Willibald nicht noch etwa eine letzte Fuhre an den Bodenheimer Bahnhof hatte. Da verspätete sie sich dann wohl zuweilen, und die Mutter brummte und

machte bedrohliche Redensarten. Erst hatte sie freilich gemeint, sie müsse jetzt der Mahnung der Eltern gehorchen und die süßen Heimlichkeiten lassen, aber davon wollte Willibald ganz und gar nichts wissen, und, was er sagte, war ganz richtig, denn so hielten's alle anderen auch. Der Brautstand gab dem Manne schon Rechte, die aus seinem Versprechen kamen. Das wäre ja keine Liebe, die nicht das Vertrauen hätte. Im Lauf der Zeit merkte sie's auch der Mutter an, daß die dergleichen wußte und nur nicht offen zugestehen wollte. Der und dem Vater war's ja nur darum, daß sie nicht mit einem Kinde sitzen blieb. So schlecht war Willibald nicht. Freilich hielt sie die Augen offen, denn es gab genug nichtsnutzige Dinger, die sich nicht schämten mit einem verlobten Bräutigam zu liebäugeln. Mit der schwarzen Therese Lucius kam sie einmal gründlich aneinander. Die erwischte sie in einer allzu lustigen Unterhaltung mit Willibald. Die Lucius war eine von den Allerschlechtesten in der Fabrik, die ohne weiteres es mit jedem, der ihr gerade nicht mißfiel, trieb. Der zeigte sie aber, daß sie nicht auf den Mund gefallen war und über einen ausreichenden Wortschatz verfügte, sich verständlich zu machen. Der Willibald bekam auch seinen erklecklichen Teil mit. Es war schon abscheulich von ihm, mit dem Weibsbild nur zu lachen, denn das

führte ja gar nichts anderes im Mund als ganz wüste Redensarten. Dabei fühlte sie zum ersten Male, wie zornig die Eifersucht machen konnte. Sie war sonst gar nicht von der Art, die sich leicht erboste, sondern eher von der sanft Weinerlichen. Aber da packt sie's drinnen in der Brust, daß sie nicht genug schreien konnte, um Luft zu bekommen und der Speichel ihr vor den Mund trat. Nicht bloß umbringen, mit den Händen zerfleischen hätte sie die Elende können, die noch dreist werden wollte, beschimpfende Redensarten fielen ihr ein, sie wußte gar nicht woher, und mitten im Zorn war's eine Freude, wenn nach kurzem Verschnaufen ein neues, recht häßliches Wort über die Lippen kam, denn es hatten sich etliche Leute um die Streitenden gesammelt, und das gab dann noch einen vermehrten Anreiz. Die lachten, wenn die Lucius auf so einen Schimpf, rot vor Wut, aufschrie. Endlich war sie von einem Worte so schwer getroffen, daß sie auf Anna losgehen wollte und nur von Willibald daran gehindert wurde. Mit drohender Gebärde zog sie ab, und jetzt kam der Bräutigam an die Reihe. Er war ganz zahm und beschwichtigte sie nur. Ein anderes Mal gingen sie zum Tanze nach einer bei den Lanzinettischen Glashütten gelegenen Wirtschaft. Da liebäugelte er nach ihrer Meinung viel zu sehr mit den aufgeputzten, sich spreizenden Vergolderinnen.

Ihr Sonntagsstaat war freilich recht unscheinbar, und sie hatte keine so feine Stiefelchen, konnte nicht so schöne Unterröcke zeigen. Der ganze Nachmittag war ihr verdorben. Sonst war es am Heimweg im Dunkeln auf der winterlichen Straße immer so lustig gewesen, wenn man sich zum Schutze vor der Kälte recht dicht aneinanderschmiegte, und lustig war's, wenn man bei Mondschein Schneeball warf. In jener Nacht weinte sie still vor sich hin. So bange war ihr, daß sie nicht zornig werden konnte, wie damals bei der Therese Lucius. Als er wieder mit ihr dorthin gehen wollte, sträubte sie sich ganz entschieden dagegen.

Im Laufe der Fastnachtszeit kam der große „Papierball". Den durfte sie mitmachen, weil der Vater fünfundzwanzig Jahre in der Fabrik war. In früheren Zeiten, so erzählte der Vater bei dieser Gelegenheit, war dies ein allgemeines Arbeiterfest gewesen. Jetzt war aber die Arbeiterschaft schon lange viel zu groß dazu geworden. Für die Arbeiter waren jetzt von der Firma Sommerfeste in verschiedenen Abteilungen eingerichtet. Der Ball galt den Beamten, und nur diejenigen Arbeiter, die das Jubiläum von fünfundzwanzig, vierzig oder gar fünfzig Jahren Dienstzeit in demselben Jahre begehen konnten, wurden auch mit ihren Angehörigen dazu geladen. Sie bekamen dabei ein Geldgeschenk von hundert,

hundertfünfzig oder zweihundert Mark. Der große Sortiersaal wurde dazu ausgeräumt und geschmückt, und Wein gab es und feines kaltes Essen. Willibald durfte mitgehen, weil der Vater eigens zum Herrn Direktor gegangen war und gesagt hatte, er sei ein wirklicher Bräutigam, kein bloßer Liebhaber.

Es duftete nach Tannreis, und bunte Lampions hingen an den Gewinden. Quer vorn stand eine feingedeckte, blumengeschmückte Tafel für die Herrschaften, zu beiden Seiten reihten sich einfachere zugerichtete Tische. Die Frauen und Töchter der Beamten trugen sehr schöne helle Kleider und, was die Fräuleins anging, Blumen im Haar. Zwanzig Familien von Jahresjubilaren waren anwesend. Die alte Feinmüllerin war aber die einzige mit dem fünfzigjährigen Jubiläum. Anna besah sich alles mit erregt geröteten Wangen, musterte auch Willibald, der neben ihr stand und in seinem schwarzen Anzug und der grünseidenen Halsbinde ihr sehr nobel erschien. Sie selber hatte auch ihr schwarzes Festkleidchen und dazu die Korallenbrosche der Patin. Zudem hatte sie neue Stiefelchen mit Glanzkappen bekommen, die sie sich gelegentlich immer wieder besah.

Jetzt entstand ein Rücken und Zurechtrichten in der Versammlung, die Augen wendeten sich dem Eingang zu, und unter einem schmetternden Tusch, den

die Musikkapelle blies und lauten Hochrufen erschien Herr Heinrich Maus mit der Frau Gemahlin am Arm, von einigen wenigen anderen Herrschaften begleitet. Die prächtigen Kleider der Damen rauschten an Anna vorüber, und der gar so große Unterschied unter den Menschen, wie zwischen ihr und diesen Damen, tat ihr weh. Aber es war keine Zeit, dieser Empfindung weiter nachzugehen, denn es gab zu viel zu sehen. Jetzt trat Herr Maus etwas in den Saal vor und hielt eine Rede über den Frieden zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, den aufrecht zu erhalten sein ganzes Bestreben sei, und über den Segen des Fleißes und der Zufriedenheit. Er ließ die Jubilare hochleben. Diese mußten auf Namensaufruf alle vortreten. Der Vater wurde sehr aufgeregt, als zuerst die alte Feinmüllerin auftrat, und strich immer seinen Cylinderhut oder spreizte die Finger in den neuen weißbaumwollenen Handschuhen. Endlich klang der Name „Konrad Frege“ durch den Saal, und er marschierte in militärischer Haltung nach vorn. Wie den anderen schüttelte Herr Maus ihm die Hand, und der technische Direktor gab ihm ein Briefchen. Als er wieder zurückkam, flüsterte ihm die Mutter zu: „Verlier's ja nicht!“ Er hatte es gleich nach Empfang in die innere Rocktasche gesteckt. Als alle Jubilare beschenkt waren, dankte einer von ihnen mit mühsam

gesprochenen Worten und brachte ein Hoch auf die werte Familie des Herrn Prinzipals aus. Es kam eine kleine Pause, während der unter lebhaftem Stimmengesumme die älteren Leute an den Tischen Platz nahmen und diejenigen, die tanzen wollten, von zwei Ordnern, Herren aus dem Comptoir, in Reihe aufgestellt wurden. Die Musik begann, und Frau Maus tanzte mit dem technischen Direktor einmal um den Saal herum. Ihr weißes Seidenkleid, das sie mit einer Hand gerafft hielt, streifte Anna leicht im Vorbeitanzen. Sie sah merkwürdig kleine Füßchen, und zu ihrer großen Verwunderung schienen diese ganz bloß in den weißen, ausgeschnittenen Schuhen zu stecken. Die Mutter erklärte ihr aber, Frau Maus trage schon Strümpfe, aber so fein, daß die Haut durchschimmere. Anna fand dies höchst verwunderlich und beinahe unanständig. Aber jetzt ging auch für die anderen Leute das Tanzen los, und Willibald schlang, zwischen seine Hand und ihre Schulter ein Taschentuch legend, den Arm um sie. Ehe sie abtanzen durften, rief einer der Ordner noch kurz, in einem Nebenraum lägen Zigarren bereit, dort sei auch Bier zu haben. Er bat aber, die Zigarren nicht in den Saal hereinzunehmen.

Heinrich Maus tanzte nur mit jeder der beiden Direktorenfrauen eine Ehrentour, denn er fühlte zu

sehr, welch' schlechte Figur er als Tänzer machte und hatte nicht Lust, dies Angestellten und Arbeitern noch besonders vor Augen zu führen. Er unterhielt sich mit diesem und jenem, bald am Tische sitzend, bald abseits davon eine kleine Gruppe um sich scharend. Frau Luise dagegen wurde nicht müde, von einem Arm in den anderen zu wandern und wortlos mit einer graziösen Hingabe sich an jeden Kommis zu schmiegen, der sie mit tiefer Reverenz um eine Tour bat. Jetzt trat zum zweiten Male Herr Auermann an sie heran. Er hatte lange genug sich mit allerlei jungen Mädchen herumgedreht, bis er seit der ersten Tour gleich zu Anfang Zeit fand, wieder an sie heranzukommen, der ungeschickte Mensch. Ein Mann seines Alters, der weit in der Welt herumgekommen war, mußte doch den Vorzug, den eine schöne Frau gerade beim Tanze vor einem jungen Mädchen hatte, kennen. Suchte er am Ende nach einem Frauchen unter den Töchtern der Angestellten? Sie hatte aufgepaßt, irgend eine Bevorzugung war nicht da. Stattlich sah er im Frack aus, der sorgfältig breitgekämmte, blonde Schnurrbart gab dem kräftigen Männerkopf mit dem hellen Teint etwas Schneidiges, das, durch eine hohe Stirne verfeinert, über das hübsche Unteroffiziersgesicht hinausgehoben wurde. Bei seiner Körpergröße sah er nach etwas aus und machte eine

vortreffliche Erscheinung. Es gefiel ihr, daß er wieder kam. Da war auch schon, als er sie ganz leicht umfaßt hielt und sich ein paarmal mit ihr gedreht hatte, dieselbe eigentümliche Empfindung da, ein Drang, sich dichter an ihn zu schmiegen, ein Wunsch, fester von ihm gefaßt zu werden. Sie bog den Kopf zurück und sah zu ihm auf: „Tanzen wir nur weiter!" sagte sie, da die erste Tour fertig war und lehnte die eine Brust fester an ihn, immer wieder von Zeit zu Zeit zu ihm aufschauend. „Weiter!" rief sie leise und hastig, als die Tour wieder zu Ende gegangen war. So tanzten sie, bis die Musik inne hielt. Frau Luise, die lebhaft atmete, war es als sei sie eigentlich gestört worden. Das hätte noch viel, viel länger dauern sollen. Sie ging an Auermanns Arm an ihren Tischplatz und plauderte die ganze Pause hindurch mit ihm. Er war ja schon öfter im Hause gewesen, hatte sie mehrmals zu Tisch geführt, aber sie entdeckte erst jetzt, daß er ein sehr angenehmer Plauderer war. Bei jenen Anlässen hatte eben immer Heinrich das allgemeine Gespräch mit seinen Geschäftsangelegenheiten beherrscht. Sie neckte ihn mit den hübschen, jungen Mädchen, die anwesend seien, und er ging gewandt auf den scherzenden Ton ein, sich als Damenfreund, aber unverbesserlichen Junggesellen bezeichnend. Er hatte ein angenehmes, ganz diskretes Lächeln, bei dem man

aber doch die schönen Zähne sehen konnte. Es war nicht mehr dasselbe köstliche Gefühl, wie beim Tanze, aber er interessierte sie doch so lebhaft, daß es ihr unangenehm war, als Karl Lanzinetti herantrat, sie um den kommenden Tanz zu bitten.

„Vielleicht tanzen wir noch einmal zusammen," sagte sie zu Auermann, ihn mit einem freundlichen Lächeln verabschiedend.

„Wird mir eine Ehre sein," erwiderte dieser, sich tief verbeugend.

Es war zum vierten Male, daß Lanzinetti sie zum Tanze holte. Sie warf einen kurzen Blick nach ihrem Gatten, der nicht eben freundlich herübersah. Das machte ihr zwar Spaß, und sie lächelte ganz leise vor sich hin, aber dieser Lanzinetti störte sie jetzt in einer angenehmen Stimmung.

„Sie kommen zu oft. Das schickt sich nicht! Nächstes Mal gebe ich Ihnen einen Korb," sagte sie.

Er antwortete:

„Mit wem soll man denn hier tanzen? Von der Gesellschaft sind ja nur drei oder vier tanzfähige Damen da."

„Es ist auch eigentlich ein Hausball unserer Angestellten, und die haben doch genug Töchter mitgebracht."

Lanzinetti antwortete brutal:

„Da nehme ich mir denn gleich ein Fabrikmädel."

Frau Luise zuckte die Achseln und meinte spöttisch: „Warum denn nicht? Die tanzen meist recht gut. Also!" Dabei machte sie Miene, ihren Arm aus dem seinen zu nehmen.

Lanzinetti hielt ihr die Hand fest und sagte lachend:

„Bitte, nicht gleich! Erst kommen Sie dran!"

„Sie sind ein unverschämter Mensch!" sagte Frau Luise ernstlich erzürnt.

„Bemerken Sie das jetzt erst?" lautete die belustigte Antwort.

„Nehmen Sie sich in acht," drohte Frau Luise. „Einmal wird es ernster als Sie glauben!"

Er lachte wieder mutwillig und faßte sie zum Tanze. Nach der ersten Tour hielt sie inne und weigerte sich weiter zu tanzen. Lanzinetti verließ sie mit einer ironischen Verbeugung und schlenderte durch den Saal. Da kam er an Anna Frege, die eben ausrastend neben Willibald stand. Er bat um eine Tour. Anna war sehr verlegen und hatte gar keine große Freude daran. Es war nicht nur unbehaglich mit einem so feinen Herrn zu tanzen, sondern sie wußte auch, wie er es trieb, und da war es ihr geradezu peinlich, seine Aufmerksamkeit erregt

zu haben. Das konnte Willibalds Eifersucht wecken. Lanzinetti tanzte mit ihr stets in der nächsten Nähe der Frau Maus, die indessen einen anderen Tänzer angenommen hatte. Diese bemerkte sein Spiel, ohne eine Miene zu verziehen. Erst später sagte sie zu ihm:

„Glauben Sie der netten Kleinen, mit der Sie da tanzten, eine besondere Ehre angetan zu haben? Ich bin der Meinung, die hätte lieber mit ihrem Liebsten getanzt. Wollten Sie aber damit auf mich irgend einen Eindruck machen, dann kann ich Ihnen nur sagen, daß ich es sehr geschmacklos gefunden habe."

„Mir hat's Spaß gemacht," lautete die trotzige Antwort. „Und noch mehr Spaß macht es mir, daß Sie sich darüber ärgern."

„Wollen Sie denn durchaus hören, daß Sie anfangen mir sehr lästig zu werden?" sagte jetzt Frau Luise in einem Tone, der Lanzinetti doch einigermaßen betroffen machte.

„Pardon!" sagte er, sich zu einer selbstbewußten Haltung aufraffend, und trat vor ihr zurück. Sie empfand eine besondere Befriedigung darüber. Jetzt war es hoffentlich ganz aus mit ihm. Das wünschte sie auf einmal besonders lebhaft, und es lag ihr gar nichts mehr an dem Spiele mit dem Gatten, zu dem er dienen sollte.

Für die Herrschaften am Ehrentische servierten

die Mausschen Livreediener auserlesene kalte Gerichte, aber auch an die übrigen Tische brachten Aufwärter gute Dinge, die sich Anna trefflich munden ließ. Dabei fand sie doch noch Zeit, die Herrschaftstafel zu beobachten, die sie gerade vor Augen hatte. Als dort Champagner eingegossen wurde, fragte sie Willibald, was das für ein Getränke sei, das man aus so eigenartigen Gläsern trinke. Da erzählte ihr Willibald, wie er während seiner Militärzeit eines Tages als Ordonnanz zu einem Oberleutnant geschickt worden sei, der gerade Kindtaufe gehalten habe. Bei der Gelegenheit sei auch er zu zwei Gläsern Champagner gekommen, ohne aber für seinen Geschmack etwas Besonderes daran zu finden.

Man war gerade mit dem Essen fertig, als Herr Maus einen Rundgang bei den Jubilaren antrat und sich auch mit den Angehörigen unterhielt. Zum ersten Male wurde Anna von ihrem Prinzipal angesprochen. Er wünschte ihr und Willibald Glück, als der Vater sie als Brautleute vorstellte. Willibald stand militärisch stramm, und sie hielt den Kopf ganz tief gebeugt. Das war noch etwas ganz anderes, als wenn in der Schulzeit der Herr Pfarrer einen freundlich ansprach. Im weiteren Verlaufe des Abends gab es eine Damen- und eine Herrenwahl mit papierenen Blumensträußen und Orden. Anna war darüber sehr

belustigt, daß sie ihren Willibald auszeichnen konnte, und sie gab ihm gleich die drei Abzeichen, die sie vom Tanzordner erhalten hatte.

Frau Luise hatte die Gelegenheit, zweimal mit Herrn Auermann zu tanzen, und sie tat es mit einer Hingabe, die jede andere Rücksicht vergaß, mochte er es immerhin merken, wie ihre Sinne sich in seinen Armen erhitzten, und als er sie nach der ersten Tour losließ, da traf ihn ein Blick, der im Verein mit dem leichtgeöffneten lächelnden Munde deutlich sagte, daß sie trunken war und ihm ganz verfallen. Auermann erschrak über solche Selbstvergessenheit der Gattin seines Prinzipals, die dem wortkargen, hochmütig scheinenden Wesen, das er bisher nur an ihr gekannt hatte, so gänzlich widersprach, aber er konnte bei dem nächsten Tanze doch der Versuchung nicht widerstehen, sie kräftiger zu umfassen. Sie ging mit williger Schmiegsamkeit darauf ein, und er fühlte deutlich unter dem dünnen Korsett die leisen Bewegungen ihres Leibes. Noch einmal tanzten sie im Laufe des Abends zusammen und da war schon etwas, wie eine heimliche Zwiesprache zwischen ihnen, ein Spiel kaum merklicher Zeichen, daß man den Tanz nicht bloß als die rhythmische Bewegung hergebrachter Art betrachte.

VIII.

Die Reichstagswahlen waren vorüber. Ihr Ergebnis bewies ein ganz erhebliches Wachstum sozialdemokratischer Stimmen, nachdem schon die Wahlvorbereitungen gezeigt hatten, daß die Arbeiter des Tales sich überraschend schnell zu einer festgefügten Interessengruppe zusammengefügt hatten und sich so gut wie gar nicht mehr an den beratenden Einfluß von Arbeitgebern, Direktoren und sonstigen Vorgesetzten kehrten, die man gelassen anhörte, um dann nach eigenem Belieben zu handeln. Zwar hatte während der Agitation der berühmte Abgeordnete, der als sozialdemokratischer Zählkandidat aufgestellt worden war, in einer Versammlung gesprochen, aber darüber war man allenthalben einig, daß Brandstötter die Seele der merkwürdigen Veränderung altgewohnter Verhältnisse des Tales gewesen war. Dieser blutjunge Schulmeister hatte sogar, und zwar wie es hieß, nicht ohne Erfolg einen Vorstoß in das Bereich der

fürstlichen Verwaltung hinüber gewagt, wo doch noch weit mehr als in der Industrie patriarchalische Anschauungen herrschten. Zu fassen war der Mensch gar nicht. Selbst in der Hitze des Wahlkampfes hatte er sein Blättchen so geschickt geführt, daß die peinlichste Prüfung, für die wohl gesorgt war, ihm trotz der geführten kräftigen Sprache nichts anzuhaben vermochte. Einmal freilich, so hieß es allgemein, mußte ihn sein Schicksal ereilen. Einstweilen aber wurde er den alten Parteien höchst unbequem. Noch lästiger als seine sozialpolitische Tendenz empfand man deren Begleiterscheinung einer rücksichtslosen Kritik aller öffentlichen Verhältnisse, namentlich auch in städtischen Angelegenheiten. Nach dieser Richtung übte er über die Arbeiterbevölkerung hinaus noch auf die kleinbürgerlichen Kreise Einfluß aus. Er war eine Macht geworden.

Brandstötter machte keinen Hehl daraus, daß er sich solcher Erfolge nicht bloß um der Überzeugung willen, sondern auch aus Ehrgeiz freute. Wenn er mit breitem Filzhut und wallendem Kaisermantel durch die Straßen schritt, lag in Gang und Haltung ein bißchen bewußter Schauspielerei, und er verstand es, bei kleinen Leuten einen leutselig überlegenen Ton anzuschlagen. Man muß nur Talent haben, dann kann man schon gegen den Strom schwimmen, und

weil eben die meisten Menschen kein genügendes Talent besitzen, müssen sie, wie seine früheren Kollegen, die er verächtlich belächelte, sich am Gängelband hergebrachter Ordnung führen lassen und widerwillig ein Brothandwerk treiben. Freilich wußte er, daß ihn diese in der Selbstüberhebung gedankenträgen Kastengeistes als einen Entgleisten ansahen, dessen Gruß sie möglichst auswichen. Daran aber lag wenig, wenn man einmal das Hochgefühl des erfolgreichen Volkstribunen kannte, vor dessen Wort nicht bloß ein Häuflein Schulkinder zitterte, sondern das in der ganzen Stadt seine Wirkung übte. Und welche Wirkung war eigentlich die befriedigendere? Der bewundernde Beifall der Kleinen oder der Ärger und gar Zorn der Großen? Vom idealen Standpunkt aus natürlich der erstere. Aber man war doch auch Mensch und spürte mit Behagen den Kitzel, den es gewährte, gerade diesen Großen, für die ein junges Schulmeisterlein nur Luft gewesen wäre, sich kühnlich in den Weg stellen zu können. Je mehr er in seine Tätigkeit hineinwuchs und je gewandter er sich schriftstellerisch bewegen lernte, desto stärkeren Anreiz gewann dieser Kitzel. Mit Pathos die Menschenrechte der Armen verteidigen, das war recht schön, und er glaubte es wohl zu können in warmen, zu Herzen gehenden Worten. Aber daran erquickten sich eben nur

diese Armen selber. Das nannte man bei den Großen „Redensarten“ und legte es kühl beiseite. Wenn man sie aber an ihren Schwächen faßte, an ihrer hochmütigen Selbstsucht zumal, die in allen Dingen herrschen und die „Massen“ nur als Untertanen behandeln wollte, dann wurden sie ärgerlich, weil sie Schaden fürchteten. Das aber haßte er jetzt noch mehr als früher, daß das ganze öffentliche Wesen sich zuspitzte auf herrschende Klassen, die sich durch eine breite Kluft von der großen Menge trennten. Revolutionen hatten alle Vorrechte vernichtet, aber neue waren entstanden, die sich von den alten nur dadurch unterschieden, daß sie nicht in Gesetzen festgesetzt waren, sondern praktisch bestanden, obwohl theoretisch verleugnet. Sie waren noch drückender, weil heuchlerisch geübt und jederzeit leicht abzuleugnen, ein Mißbrauch günstiger Umstände, die an sich kein Recht begründeten, sondern nur eine Macht. Aber noch ein weiterer Umstand kam hinzu, in ihm einen besonderen Groll zu schüren. Er konnte sich des Bewußtseins eines gefeierten und gefürchteten Volkstribunen nie ganz erfreuen. Alsbald wurde dies durch die Kenntnis verbittert, daß er doch vielen Leuten und vor allem den beiden anderen Redakteuren der beiden anderen Bodenheimer Zeitungen trotz allem nur als „Winkelschreiber“ galt. Da wurde ihm denn mehr und mehr

das Kramlädchen zum Abzeichen einer unwürdigen Existenz. Seit das Kind da war, waren die Wohnungsverhältnisse noch proletarischer geworden. Zu Hause arbeiten konnte er schon gar nicht mehr. Er sagte zwar kein Wort darüber zu Hedwig, aber es fiel ihm oft recht schwer, aus einer hochfliegenden Gedankenwelt heraus den Übergang in diese häusliche Atmosphäre zu finden, die ihm den „Winkelschreiber" so aufdringlich zurief. Er war ja nicht als Baron aufgewachsen, und seine Ansprüche waren nicht allzu groß. Er wollte nur in einen sauber kleinbürgerlichen Zustand gelangen, wie er ihn allen jenen wünschte, für die er wirkte. Das zeigte sich auch notwendig für Hedwig. Diese entwickelte immer mehr Neigung, statt seinem Ehrgeize zu folgen, sich von ihrem Milieu beherrschen zu lassen. Sie vernachlässigte sich in ihrem Äußeren und zeigte einen bedauerlichen Hang dazu, den niederen Dialekt nicht nur, sondern auch die derben Redensarten ihrer Kundschaft sich zur Gewohnheit zu machen; kurz, sie war auf dem Wege zu verlottern. Jeden leisen Tadel nahm sie aber mit empfindlichem Mißtrauen auf, als ob er ihrer überdrüssig zu werden beginne.

Hedwig stand in der Tat unter dem Banne dieser Furcht. Hätte es sich nur darum gehandelt, was man so Ehe nennt und womit viele Frauen zufrieden

sind, dann hätte sie sich nicht zu beklagen gehabt. Aber gerade das tat ihr weh und war wie eine bittere Erinnerung an die Vergangenheit, daß er ihr wohl sinnliches Begehren kundgab, aber gar keine rechte Zeit mehr zu anmutiger Liebelei, zu kosender Unterhaltung finden wollte. Freilich kostete es zu viel Schaffen, neben dem Geschäfte auch noch das Kind zu versorgen, als daß sie sich noch so hätte herausputzen können, wie als Kellnerin, und es war auch nicht möglich gewesen, die verschleißenden Sachen wieder in gleicher Weise zu ersetzen. Sie hatte überdies, seit das Kind da war, sogar einen entschiedenen Widerwillen gegen alle die Äußerlichkeiten, die sie jetzt im Tone ihrer Umgebung so „hurenmäßig" fand. Wollte er denn gerade das von ihr? Hing davon die Liebe ab? Sie dachte so ganz anders in diesem Punkte. Die Verhältnisse waren ja eng, und es mochte ihm schwer fallen, daß er des Abends nicht mehr so recht ruhig in der Stube arbeiten konnte. Aber, so meinte sie, das hätte sich mit Liebe doch auch überwinden lassen. Schließlich, wenn man es so nahm, hatte sie es früher als Kellnerin in der „Rose" viel besser gehabt, und er war doch ein recht armer Schlucker gewesen. Der Stolz war in ihn gefahren. Wenn er nun eines Tages an ihr bemäkelte, was sie gewesen war, daß sie ihn aus der Stellung gebracht

hatte? Es wäre schrecklich gewesen! Gibt es denn gar keine Sühne der Vergangenheit? Endlich kam ein Tag, an dem Brandstötter nicht mehr an sich halten konnte. Den Anlaß dazu gab ein kleiner Brand in der Druckerei seiner Zeitung. Dabei war die ihm als Bureau eingeräumte Stube durch Wasser arg beschädigt worden und für längere Zeit unbrauchbar gemacht. Da seine Wohnung, auch wenn sie näher an der Druckerei gelegen hätte, doch zum Arbeiten nicht tauglich gewesen wäre, mußte er eine besondere Stube mieten. Diesen Umstand benutzte er zu einer Auseinandersetzung mit Hedwig. Die Einkünfte hatten sich gehoben, und es war Aussicht auf deren weitere Zunahme vorhanden. Das Kramgeschäft ließ sich gewiß mit einigem Vorteile verkaufen. So war es möglich, ohne besondere Gefahr, wenigstens auf Abzahlung, sich in einem geeigneten Stadtteile besser einzurichten. Durch Vermietung eines möblierten Zimmers konnte man sich vielleicht noch eine wesentliche Erleichterung schaffen. Hedwig war über diese Pläne sehr erschrocken. Eben, da man sich ein bißchen bewegen konnte, sollten neue Unternehmungen gewagt werden, die ohne Schulden nicht durchführbar waren. Das Geschäftchen hatte sie lieb gewonnen, sie lebte gern in dem Arbeiterviertel, wo sie, allen früheren Beziehungen völlig entrückt, sich

ein ganz neues Dasein begründet hatte, und der Gedanke war ihr zuwider, sie könnte, in der inneren Stadt wohnend, auf irgend eine Weise wieder in Zusammenhang mit Vergangenem kommen. Aber anderseits hatte sie das Gefühl, das vielleicht ihr ganzes Eheglück in Frage stehe. So willigte sie ein. Das Geschäft war schnell und mit einem ganz hübschen Nutzen an einen Parteifreund Brandstötters verkauft. Die Kunden meinten freilich, wenn die hübsche, allezeit freundliche Frau Hedwig nicht mehr hantiere, würde sich zeigen, wie viel von der höheren Bewertung des Ladens auf ihre Person zu nehmen war. Dabei fehlte es nicht an Leuten, die sich wie beleidigt zeigten, als ob eben Genosse Brandstötter seit der Reichstagswahlen etwas stolz geworden sei und sich zu gut fühle, um länger im Arbeiterviertel zu wohnen, in dem doch die meisten seiner Anhängerschaft säßen. Hedwig beschwichtigte die Leute nach Möglichkeit, und als der Umzugstag kam, war es ihr, als würde sie, wie eine Pflanze, aus dem Erdreich gerissen, in dem sie behaglich gediehen war. Brandstötter hatte eine Wohnung am entgegengesetzten Ende der Stadt, beim Bahnhof, gemietet. Dort war eine völlig neue Straße entstanden, die noch viel unbebaute Flächen aufwies, aus denen da und dort, bald einzeln, bald schon zu dreien und vieren, schmale

und hohe Neubauten modisch reich verzierter Art aufragten. Noch fehlten die Bürgersteige, und die tiefen Gräben zu beiden Seiten der Fahrbahn erhielten mit den Baumreihen noch den bisherigen Charakter der Chaussee. Zwei oder drei Wirtshäuser und etwa ebenso viele Kramläden hatten sich schon aufgetan. Über eine noch unbebaut zwischen Feldern einhergehende frisch angelegte Straße gelangte man jedoch von diesem ganz neuen Außenviertel viel schneller als von der früheren Wohnung her in den Mittelpunkt der Stadt, so daß es ganz zweckmäßig für Brandstötter war, seine Redaktion in die Wohnung zu verlegen. Hedwig aber sah sich vor sechs Räumen in zwei Stockwerken. Diese konnte sie nicht allein in stand halten. Zwei von ihnen, die mit dem Redaktionsbureau im zweiten Stockwerk lagen, sollten, ganz gefällig eingerichtet, vermietet werden. Das machte aber zunächst Schwierigkeiten. Die Herren, die zur Besichtigung kamen, wendeten sich mit allerlei gemurmelten Redensarten wieder zum Rückzug, sobald sie erfuhren, sie sollten sich beim Redakteur des sozialdemokratischen Blattes einmieten. Endlich, nach vierzehn Tagen angstvollen Wartens, wurde eine Stube an einen Geschäftsreisenden vermietet. Die andere blieb aber leer. Hedwig durfte von ihren Sorgen, die keine rechte Freude an den neuen, saube-

ren Möbeln aufkommen ließen, gar nicht zum Gatten reden, der sich sofort nervös zeigte, denn auch ihm war vor seinem kühnen Unternehmen bange geworden. Endlich stellte sich die Direktrice eines Konfektionsgeschäftes als Mieterin des zweiten Zimmers ein. Die hübsche Dame schloß sich alsbald vertraulich an Hedwig an, die durch deren Art mehr und mehr an die eigene Vergangenheit erinnert wurde. Fräulein Winter war ja viel feiner, aber es fanden sich doch in der Lust, sich etwas auffällig zu putzen, in der Freude an zweideutigen Späßchen und pikantem Klatsch allerlei Anklänge, und Hedwig wurde davon peinlich berührt. Sie wäre gern ausgewichen, es paßte ihr ganz und gar nicht. Da draußen bei den Arbeitern war es auch nicht tugendsam zugegangen, aber es herrschte dort ein derber Ton, der keine weitere Wirkungen hinterließ. Da aber, bei Fräulein Winter, gab es eine Nachwirkung. Es war, als würde sie wieder ganz sachte zu den alten Lebensformen hingeschoben, vor denen sie doch noch immer ein Grauen empfand. Eines Tages kam nun auch noch Fräulein Winter mit der Nachricht, sie habe jetzt erfahren, daß Frau Brandstötter früher Kellnerin in der „Rose" gewesen sei. Das war nicht gerade zu verwundern, aber Hedwig war sehr unangenehm berührt davon. Sie bemerkte auch alsbald einen wesentlich ver-

änderten Ton des Fräuleins Winter, der in die Vertraulichkeit einen Zug wohlwollender Herablassung mischte.

Eines Sonntags nachmittag, als Hedwig zu einer Frage das Zimmer des Fräuleins betrat, traf sie eine andere Dame zu Besuch. Ins Gespräch gezogen, erfuhr sie bald, daß sie die Kammerjungfer der Frau Maus vor sich hatte. Sie wußte von dieser Frau Maus nur, daß sie eine sehr reiche Dame war, hatte sie aber niemals gesehen. Jetzt erzählte die Kammerjungfer von dem üppigen Toilettenluxus und rühmte sich dessen, daß sie es sei, die die Anleitung dazu gebe.

„Ich bekomme aber auch manchen Rat von Fräulein Winter!“ fügte sie, dieser zulächelnd, bei.

Als nun Hedwig meinte, Frau Maus beziehe wohl ihre Kleider aus dem Geschäfte, in dem Fräulein Winter konditionierte, da zeigten sich die beiden Damen belustigt und erklärten, das komme alles bis ins kleinste nur aus Berlin oder Paris. Weiter wurde ihr erzählt, Frau Maus trage jedes Stück nur eine kurze Weile, dann werde es der Kammerjungfer geschenkt. Die dürfe es aber nicht selber tragen, sondern nur verkaufen. Fräulein Winter war es, die diese Verkäufe in der Provinzialhauptstadt vermittelte. Es schien keine geringe Summe zu sein,

die beide aus der Üppigkeit der Millionärin zogen.

„So was ist wirklich Sünde!“ meinte Hedwig, wurde aber wieder belächelt und dahin unterrichtet, daß ja das einzige Gute des Reichtums sei, daß mehr Leute als nur die Reichen selber etwas davon hätten.

„Und dabei hat sie diese häßliche Kröte von Mann!“ fuhr dann Fräulein Winter fort.

„Den hat sie eben in Kauf nehmen müssen,“ entgegnete die Kammerjungfer. „Er ist furchtbar verliebt in sie und bei dem Leben, das sie hat, kann man schon ein Auge zudrücken.“

„Ja, ja,“ fuhr Fräulein Winter fort, „es ist eben dasselbe, als wenn unsereins sich von einem aushalten ließe. Da früge ich auch nicht lange nach der Schönheit, wenn es darauf ankäme.“

Jetzt tischte die Kammerjungfer ihre Neuigkeit auf, daß es wohl bald mit dem Herrn Lanzinetti zu etwas kommen werde. Frau Maus habe sich schon ein paarmal über die Eifersucht ihres Gatten halb scherzend beklagt, sie sei noch heikler und studiere den Spiegel noch sorgfältiger als sonst.

Hedwig hörte und dachte dabei, ihr Mann habe doch recht, wenn er so gegen die Reichen schreibe, die schlecht seien ohne all' die Ursachen, die ein armes

Ding zu Fall bringen. Im übrigen gefiel ihr auch diese Kammerjungfer ganz und gar nicht, der nach der Art, wie sie über ihre Herrin sprach, nicht allzu viel Gutes zuzutrauen war. Ihr schien es fast, als hätte sie gar keinen Grund, sich ihrer Vergangenheit als Kellnerin so sehr zu schämen. Es gibt allerlei Schlechtigkeit in der Welt, und das Maß des Urteils ist nicht immer gerecht.

Das Bild der schönen Frau des reichen Mannes, die nicht genug Kleider haben konnte und sie dann wieder alle verschenkte, weil sie keinen Spaß mehr daran hatte, stand aber wie eine Traumgestalt von Zeit zu Zeit immer wieder vor ihr. Seit jenem „Papierballe" war mit Frau Luise Maus eine große Veränderung vorgegangen. Das Spiel mit Lanzinetti war eine kleine Teufelei gewesen, eine prickelnde Naschhaftigkeit mit der Sünde tändelnder Gelüste. Jetzt ging ihr Sinnen und Trachten nach ganz anderem Ziele. Eine Sehnsucht, die mit jeder zufälligen Begegnung wuchs, trieb sie zu Auermann hin. Sie nannte diesen nie gekannten Sturm der Empfindungen „Liebe". Eine Begierde, die ihr Blut peitschte, daß sie vor Unruhe sich kaum zu fassen wußte, wechselte mit tiefster Melancholie. Der Gatte war ihr zuwider, wenn er nur ins Zimmer trat, und Lanzinetti ging ihr an die Nerven. Sie wollte, sie mußte Auer-

manns Geliebte werden. Nur darüber zerbrach sie sich den Kopf, wie dies einzuleiten wäre. Es gab gar keine rechte Gelegenheit, ihm näher zu kommen, und er war bei allen jenen gelegentlichen Begegnungen so feierlich, so ganz der ergebene Angestellte. Mochte sie seinen Gruß auch mit der dreistesten Koketterie erwidern, er folgte solchen Winken nicht, dessen war sie bald gewiß geworden. Sie hatte vielmehr das Gefühl, daß er unter Umständen ihr kurzweg eine beschämende Abweisung bereiten würde. Offenbar wollte er auch hier den treuen Diener seines Herrn spielen, aus dessen gelegentlichen Reden sie heraushörte, daß er immer mehr in dessen Vertrauen wuchs und ihm eigentlich näher stand, als jeder der beiden Direktoren. Es mehrten sich die Fälle, daß er mit Heinrich in der Privatwohnung arbeitete. Sie lauerte, an der Türe ihres Zimmers lauschend, bis sie ihn fortgehen hörte und trat ihm dann auf dem Korridor entgegen, ihn herzlich begrüßend. Er blieb nach wie vor gemessen höflich und hielt nicht lange stand. So war es seine Schuld, wenn in ihr der böse Wille immer mehr wuchs, immer hartnäckiger auf die Mittel endlichen Gelingens sann. Sie litt sogar um seinetwillen. Heinrichs Eifersucht war noch mehr gestiegen, seitdem sie ganz selbstvergessen sein gelegentliches Bedauern, daß wegen der Geschäftsanhäufung nichts

aus der versprochenen Pariser Reise werden könne, mit einem Ausdrucke großer Gleichgültigkeit gegen diese beantwortete. Er dachte natürlich an Lanzinetti. Daß sie diesem noch immer nicht endgültig den Laufpaß gegeben hatte, ihn vielmehr neuerdings wieder mehr an sich lockte, das geschah ja nur in der Voraussicht, daß sie früher oder später eines Strohmannes bedürfen könnte. Heinrich bereitete ihr aber namentlich in den vertraulichen Stunden schwere Not. Da kam seine eifersüchtige Angst oft so heftig zum Durchbruch, daß die verliebte Zärtlichkeit sich in eine ganz unheimliche Erregung verwandelte, bei der tätliche Mißhandlung nahe schien. Sie beschwor ihre Unschuld, zuweilen unter Tränen, und dachte dabei, wie gut es sein werde, ihn auf solcher Fährte zu wissen. Im Comptoir merkte man immer deutlicher, daß mit dem Chef nicht alles in Ordnung sei. Er war gegen alle bisherige Gewohnheit öfter zerstreut, schob wichtige Entschließungen müde den Direktoren zu und bot ganz das Bild eines Mannes, den schwere Sorgen drücken. Langsam und nur vorsichtig geflüstert, bildete sich, da andere Gründe solch' merkwürdigen Verhaltens gar nicht zu finden waren, die Mutmaßung, es müsse in der Ehe etwas nicht stimmen, und dann war bald eine Beziehung zu Lanzinettis häufigen Besuchen hergestellt.

Auermann blieb dies Gerede natürlich nicht fremd. Er hatte aber selbst die erste und beste Gelegenheit gehabt, die eigentümliche Wesensveränderung zu beobachten, die er sofort auf irgendwelche Störungen des ehelichen Glückes zurückführte. Damit schien es zusammenzuhängen, daß Herr Maus ihn noch viel mehr an sich heranzog, so daß der kaufmännische Direktor ernstlich verstimmt wurde. Es war, als habe er ein besonderes Bedürfnis nach der Nähe einer ihm sympathischen Persönlichkeit, und zuweilen kam es Auermann vor, als schwebe ihm schon eine außerhalb des geschäftlichen Gebietes liegende Vertraulichkeit auf der Zunge, die er nach einem zaudernden Blick wieder für sich behielt. Auermann hätte der schönen Frau als der Ursache dieser geheimen Leiden des ausgezeichneten Mannes grollen mögen, aber jede, noch so flüchtige Begegnung wühlte in ihm seit jenem „Papierball" die heißesten Empfindungen auf, die wieder zu unterdrücken, schmerzliche Mühe kostete. Es hatten mit ihm schon schöne Frauen kokettiert, und er hatte die bestrickende Eigenart des feinsten Halbweltduftes eingeatmet. Er war einigermaßen blasiert in Bezug auf Liebesabenteuer. Aber wenn dies schlanke Weib aus dem zum Gruße geneigten Köpfchen ihn mit den schwarzen Augen starr, wie durchbohrend ansah und dabei keine Miene verzog,

das mußte auch auf den verwöhntesten Lebemann wirken, wie die Ahnung eines orientalischen Zaubermärchens mit nächtlichen Wundern in teppichbedecktem, magisch beleuchtetem, rosendurchdufketem, schweigsamem Gelasse, Wundern heißglühender Sünde, Wundern des Weibes. Jetzt sprach man von dem aufgeblasenen Gecken, diesem Lanzinetti, daß er den Schlüssel habe zum Märchengelasse. Das war abgeschmackt und doch keineswegs unmöglich. Man hätte es eben mit einer jener vielen Frauen zu tun gehabt, die des Gatten überdrüssig waren, und die Art dieser Sorte von Weibern ist es, daß sie sich mit Vorliebe an die einfältigsten Bengel wegwerfen. Es ärgerte ihn, und er war entschlossen, sich die Dame kühleren Blickes anzusehen.

Da mußte er schleunigst auf einige Tage wegen des neuen Unternehmens in den bayerischen Wald reisen. Es war ein regnerischer Märztag mit bodenlosem Schmutz auf den Straßen. Der Chef teilte ihm mit, daß mit demselben Zuge, den er zu seiner Weiterfahrt benutzen mußte, dessen Schwiegermutter zu Besuch komme, die Frau Maus am Bodenheimer Bahnhof abhole. Er könne mit dieser die Fahrt dorthin in der Equipage machen.

Frau Luise war beim Frühstück von ihrem Gatten gefragt worden, ob ihr die Gesellschaft Auer-

manns genehm sei. Sie bemeisterte den Eindruck dieser Frage und gab kühlen Tones ihre Zustimmung. Als sie aber allein war, bemächtigte sich ihrer eine große Aufregung. Eine so günstige Gelegenheit, endlich dem ersehnten Ziele näher zu kommen, fand sich so leicht nicht wieder. Aber wie war es in der kurzen Frist einer solchen Fahrt einzuleiten, ohne daß man sich eine Blöße gab? Er war ein ernster Mensch. Sie fühlte, daß ihre Begierde schüchtern vor ihm werden könnte, und doch mußte etwas gewagt vorgegangen werden, sollte nicht alles als ein Gebändel ohne weitere Folgen verlaufen. Je näher die Stunde rückte, desto aufgeregter wurde sie und desto mehr gewann der Entschluß Raum, um jeden Preis ihre Absicht zu erreichen. Als sie in den Wagen stieg, war sie ganz erfüllt von Sündenlust und in der Laune, den größten Frevel zu begehen. Aber, als Auermann am Fabrikgebäude einstieg, klopfte ihr das Herz. Sie suchte mit einem nervös hastigen Gespräch die Lage zu meistern, dem er aufmerksam, den Blick nicht von ihr wendend, zuhörte, obwohl es sich um nichts anderes handelte, als um das schlechte Wetter, die schmutzige Straße, die Langeweile bei solcher Witterung und die Schwierigkeit, dabei für die ankommende Mama Zeitvertreib zu finden. Plötzlich lehnte sie sich gegen ihn, der auf dem Rücksitz saß, ihm ganz nahe kommend, vor und sagte:

„Sie könnten eigentlich manchmal herüberkommen und uns unterhalten.“

Lächelnd, mit heiter fragenden Augen, sah sie ihn an, und ihre Kniee berührten ganz leise, kaum fühlbar, die seinen.

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich der rechte Gesellschafter für die Damen wäre!“ antwortete Auermann bescheiden und gemessen.

„Zieren Sie sich nicht! Wer so gut tanzen kann, wie Sie, kann mit Damen umgehen,“ entgegnete Frau Luise und fuhr dann, sich weiter zurücklehnend, die Augen groß auf ihn gerichtet, fort:

„Ich möchte mich wirklich einmal länger mit Ihnen unterhalten.“

Ernst, weich hatte sie das gesagt und verdrießlich fügte sie hinzu:

„Man hat ja gar keinen Umgang hier!“

„Ich dachte, gnädige Frau leben sehr gesellig,“ wendete Auermann ein.

„Ach Gott, diese Geselligkeit!“ entgegnete sie verächtlich.

Auermann reizte es, einen Vorstoß in bestimmter Richtung zu machen.

„Aber mit der Familie Lanzinetti,“ sagte er, „bestehen doch, so viel ich weiß, sehr freundschaftliche Beziehungen.“

Frau Luise antwortete gelassen:

„Ja, mein Mann hat alte Familienverbindungen damit, und der junge Herr Lanzinetti kommt sehr oft herüber. Daß das aber für mich ein gar so großes Vergnügen wäre, kann ich nicht behaupten. Meinetwegen könnte er ruhig wegbleiben."

„Ich kenne den Herrn zu wenig," sagte Auermann jetzt, „aber er gilt als ein sehr feiner Kavalier!"

„Was man in Bodenheim alles Kavalier nennt!" spottete Frau Luise. Dann beugte sie sich wieder gegen ihn vor und sagte:

„Ich bin ja erst in diesem Jahre zu einem eigentlichen gesellschaftlichen Verkehr gekommen, seit ich verheiratet bin. Da muß man sich erst orientieren. Leute, wie Sie, müssen in die Gesellschaft, und ich bringe Sie hinein!"

„Ich bin nur Angestellter, gnädige Frau, und es ist hier nicht Sitte, diese in die Geselligkeit heranzuziehen," lautete Auermanns leise ironische Antwort.

„Dann mache ich es bei mir zur Sitte," versetzte sie lebhaft. „Zunächst schließen Sie sich en famille an. Nicht wahr?"

Sie streckte ihm die Hand entgegen. Er nahm diese und berührte mit seinen Fingern den Handschuh ganz flüchtig. Dabei spürte er den starken Geruch des mächtigen Pelzaufschlages am Ärmel ihrer

Jacke. Es reizte ihn, dieses langhaarige, dunkelbraune Pelzwerk zu streicheln, sein Blick irrte nach dem breiten Halskragen, nach den Brustpatten, und er beobachtete, wie sich die Taille unter der eng anliegenden Jacke so schlank formte. Frau Luise richtete sich gerade auf und ließ, die Beine übereinanderschlagend, den seidenen Jupon knistern. Der Regen klatschte grimmig an die Fenster, man hörte, wie die Pferdehufe in den Straßenkot schlugen. Frau Luise hatte den neben ihr liegenden Muff auf den Schoß genommen und streichelte ihn spielend. Sie bemerkte es genau, daß Auermann sie ganz gedankenverloren ansah.

„Wie lange bleiben Sie aus?" fragte sie nach einer kleinen Weile.

„Höchstens vier Tage," lautete die Antwort.

„Und wenn Sie sich dann nicht bei mir melden, bin ich Ihnen sehr böse," sagte sie mit einer leicht drohenden Bewegung des Muffes und einer eindringlichen Miene.

Der Kutscher fuhr so rasch. Jetzt aber kam endlich ein Lächeln auf Auermanns Lippen.

„Es ist mir sehr ernst damit!" fuhr Frau Luise fort. „Ich bilde mir nun einmal ein, daß Sie nicht nur dem Geschäft, sondern auch mir nützlich sein können, mit anderen Talenten zwar, die aber doch nicht brach liegen sollen."

„Und wenn sich gnädige Frau in mir irrten?" entgegnete er.

Da sagte sie scharf betont:

„Ich irre mich nicht!" und sah ihn lauernd an.

Auermann fühlte, daß ihm das Gesicht heiß wurde, und daß er sich nicht von dem Banne dieses Blickes zu befreien vermochte.

Sie aber legte ihre Hand leicht auf die seine und sagte lächelnd:

„Also?"

Der Blick lockte in ungestillter Sündhaftigkeit.

Er küßte sie. Sie löste ganz langsam ihre Lippen von den seinen und winkte, leicht errötet, mit einer leichten Gebärde, sich neben sie zu setzen. Leicht an ihn gelehnt, seine Hand spielend streichelnd, sprach sie langsam, nach Worten suchend, von den Eindrücken auf dem „Papierball" und von ihrer langen Sehnsucht. Sie erzählte ihm auch, wie ihre Beziehungen zu Lanzinetti beschaffen waren. Sie war offenbar ein schlechtes Weib, aber daß sie mit Lanzinetti nichts Ernstliches zu schaffen habe, hörte er gern, und ihre körperliche Nähe lockte allgewaltig. Es ist für einen gesunden Mann bei aller Ehrlichkeit ein allzu schweres Stück, ein schönes Weib, das sich begehrlich anschmiegt, tugendhaft zurechtzuweisen, und die Sünde, die man theoretisch verdammt, hat in un-

mittelbarer Lebendigkeit zu große Pracht. Er umschlang sie mit festem Griff und küßte sie nochmals im Augenblick, ehe sie vor dem Bahnhof anfuhren. Es war ein Erlebnis, ein Schicksal vielleicht, und man mußte die Folgen auf sich nehmen. Im Wartesaal sprachen sie förmlich miteinander, und sehr förmlich verabschiedete sich Auermann, als der Zug einlief. Frau Luise nahm ihre Mutter in Empfang und wußte es mit allerlei Umständlichkeiten so einzurichten, daß sie bei Abfahrt des Zuges sich noch auf dem Perron befand und sah, wie sich Auermann aus dem Wagenfenster beugte.

IX.

Frau Lanzinetti beklagte in der Stille immer aufs neue, daß Klara den Freund abgewiesen hatte. Diese unselig vergebliche Herzensneigung wurde dem Mädchen zum Lebensverhängnis. In der Gesellschaft behandelte man sie immer deutlicher als alte Jungfer, obwohl es eigentlich doch noch etwas zu früh dazu war. Das wäre aber ein geringerer Umstand, wie er sich nun einmal im Leben ergibt, gewesen, wenn Klara sich in die Art anderer abblühender Mädchen eingelebt hätte, mit kleinen Liebhabereien, und vor allem mit einem gewissen Humor, der vielen derartigen Damen sehr gut ansteht. In der Gesellschaft machte sie sich unbeliebt durch ihr schweigsames Wesen gerade gegen Herren, in dem etwas Geringschätziges steckte, und dann fing sie wieder sehr gerne Meinungskämpfe mit älteren Damen an, die man ihr verübelte, während bei den jüngeren Damen ihre Art, die Überlegene zu zeigen, geradezu verhaßt

wurde. Das war seit der Sache mit Onkel Thomas so scharf hervorgetreten. Zu Hause war sie still und wurde nur reizbar, wenn man sich erkundigte, ob ihr nicht wohl sei, oder wenn man ihr Vorschläge machte, wie sie sich beschäftigen könnte. An schönen Wintertagen liebte sie es, in selbstgelenkten Schlitten zu fahren, und wenn sie dann aus der Kälte nach Hause kam, zeigte sie sich auf eine Weile angeregt, jugendlich lebensfrisch. Das hatte die Mutter veranlaßt, ihr eine größere Reise vorzuschlagen; sie aber wollte nicht aus den heimischen Bergen hinaus, die gerade zur Winterszeit so schön seien. Ging es mit dem Schlittenfahren nicht, dann saß sie wortkarg umher, las in einem Buche, schrieb lange Briefe an auswärtige Freundinnen, und sehr oft starrte sie nur zum Fenster hinaus. Zu Bekannten in der Stadt ging sie nur, wenn es durchaus nötig war. Etwas Krankhaftes war dabei doch nicht an ihr zu beobachten, sie blieb vielmehr nach wie vor ein psychisch kräftiges Weib, das nicht einmal von irgend einem winterlichen Unwohlsein befallen wurde.

Betrübte sich Frau Lanzinetti um die Tochter, so wurde der Sohn ein Gegenstand noch schwererer Sorge. Mit Onkel Thomas war über die geschäftlichen Dinge nicht mehr zu reden gewesen, aber Karl gestand selber übellaunig zu, die Konjunktur in der Glas-

industrie sei so schlecht, wie noch nie, und die Aufnahme eines größeren Bankanleihens wurde unvermeidlich, wenn man den Betrieb in der bisherigen Weise fortsetzen wolle. Eine Einschränkung desselben erschüttere aber den Kredit in vielleicht gefährlicher Weise. Dabei kam er auf den Gedanken der Umwandlung in eine Aktiengesellschaft zu sprechen, und mit Entsetzen bemerkte sie dabei seine frivolen kaufmännischen Anschauungen. Das Anleihen kam nicht ohne Schwierigkeiten zu stande, und aus gewissen Gestalten, die auf dem Werke sichtbar wurden, schloß Frau Lanzinetti, daß es sich dabei nicht um ein Geschäft besten kaufmännischen Stiles gehandelt habe. Das tat der alten Frau bitter weh. Sie hatte den Namen Lanzinetti mit Stolz getragen, und ihr verstorbener Gatte war ein vornehmer Kaufmann gewesen. Kam es zum äußersten, so war Klaras Vermögen, das im Geschäft steckte, auch verloren, und das verwöhnte Kind litt Not und mußte sehen, als Gesellschafterin irgendwo unterzukommen, bei Leuten vielleicht, die lange nicht so viel waren, als heute noch der Name Lanzinetti bedeutete. Eine gute Weile trug sie ihren Kummer ganz still mit sich herum, bis sie es doch nicht mehr verwinden konnte, ihm gegen Klara wenigstens mit andeutenden Wendungen Luft zu machen. Diese schien lange solche Andeutungen

gar nicht zu verstehen, bis sie eines Tages trocken bemerkte:

„Ich bin darauf gefaßt.“

Das erstaunte Gesicht der Mutter wahrnehmend, fuhr sie fort:

„Es ist vielleicht ganz gut. Ich erfahre dann, ob ich überhaupt zu etwas tauge im Leben.“

„Das könnte eine harte Probe werden!“ meinte die Mutter. „Arm werden ist ein schweres Los. Gott behüte dich davor!“

„Ich finde mein jetziges Los nicht gar so günstig, Mama,“ sagte Klara. „Es ist mir fast unerträglich.“

Sie sagte es so bitter, daß Frau Lanzinetti nur ganz schüchtern bemerkte:

„Du hast es ja nicht ändern wollen.“

Die Änderung wäre keine Besserung gewesen,“ versetzte Klara.

„'s ist ein Jammer,“ sagte Frau Lanzinetti resigniert. Nach kleiner Pause fuhr sie fort:

„Hast du denn nie bedacht, daß ein Mann, der sich von einer so unbedeutenden, hübschen Puppe einfangen läßt, dir ja doch nie treu geblieben wäre, daß seine Wahl ganz deutlich kennzeichnet, was er sucht?“

„Vielleicht hätte er mich doch nicht betrogen,“ entgegnete Klara in einem selbstsicheren Ton.

Damit durfte ihr die Mutter nicht kommen, daß

ihre Macht nicht ausgereicht hätte, den Jugendfreund zu fesseln. Sie hatte einen ganz klaren Begriff davon, daß die Ehe für das Weib eine Berufskunst war, die großer Klugheit bedurfte. Sie kannte aber auch Heinrich Maus, daß ihm, mochte er heute noch sich von der koketten Schönheit seines Weibes bestrickt fühlen, früher oder später fühlbar werden mußte, was ihm diese nicht geben konnte. Dann aber, so träumte sie, würde er von selber zur Jugendfreundin zurückfinden, zwar nicht als Verliebter, aber als Notleidender, Hilfesuchender. Dann kehrte die Jugendzeit wieder, in der der gedrückte Knabe und Jüngling ihr allein anvertraut hatte, was heimlich in ihm lebte. Sie wollte zufrieden sein damit; es war ein Stückchen wenigstens des entgangenen Glückes, und so oft sie ihn in Gesellschaft bemerkte, sah sie mit gespannter Erwartung nach Anzeichen dieses Kommenden. Aber sie gelangte in schmerzvoller Pein von Enttäuschung zu Enttäuschung, und es dünkte ihr, als verliere ihre Seele immer mehr an Würde durch ein derartiges bedenkliches Spiel, das sie noch mehr in Versuchung brachte, als sie des Bruders Bemühungen um Frau Luise wahrnahm. Sie konnte ihre Freude daran nicht bemeistern und belauerte aufmerksam die weitere Entwicklung. Sie wußte nicht recht, auf welche Weise, aber es schien ihr, eine Untreue der Frau käme ihr

zu statten. Wie viel solchen Herzeleides ihr bitteres Geheimnis mit sich herumschleppender Mädchen mag wohl in der Welt äußerlich unkennbar einhergehen? Und wüßten's die Menschen, sie hätten nicht einmal Mitleid mit so großem Weh, das sie gar nicht ernst nehmen, sondern bespötteln oder mit häßlichen Auslegungen beleidigen würden! Einem geliebten Manne leben, das ist das eine große Ziel des Weibes, das nur die unterschätzen können, deren Herz eben nie zur Liebe aufgewacht ist. Darüber hilft keine irgendwie geartete Reform weg, und daher gibt es auch kein Mittel gegen des Weibes größtes Leid, nicht lieben zu dürfen! Was lag ihr daran, ob sie noch ärmer wurde, sie fühlte sich schon arm genug, so arm, daß sie es bitter belächelte, wenn die Arbeiterfrauen sie respektvoll bestaunten, sobald sie mit ihrem Schlitten an deren kleinen Häuschen vorüberfuhr. Selbst in einer schlechten Ehe fanden diese Leutchen mit ihrem robusten Gefühlsleben sich noch leidlich zurecht, wenn sie nur Kartoffeln und Speck hatten, und was eine einsame Seele bedeutete, davon ahnten sie nichts.

Karl Lanzinetti änderte trotz der Gefahr, die er vor sich sah, nichts an seinen Lebensgewohnheiten. Das mußte auf andere Weise in Ordnung gebracht werden. Das Nächstliegende war eine reiche Heirat. Ehe er dazu aber ernstliche Schritte tat, sollte erst der

Roman mit Frau Luise Maus durchlebt sein. Dieses Weib hatte nachgerade eine Leidenschaft in ihm entfacht, die ihn mehr erfüllte, als je irgend eine andere Weibergeschichte, und zumal seit sie anfing, ihn schlecht zu behandeln, wurde die Begierde noch durch das Gefühl gekränkter Eitelkeit gereizt. Man hänselte ihn schon im Klub, wo er erst mit leisen Andeutungen den Siegessicheren gespielt hatte, und er empfand selbst, daß die Sache anfing läppisch zu werden, wenn es nicht bald zu einer entscheidenden Wendung kam. Einstweilen huldigte er mit wechselndem Erfolge und vermehrtem Eifer dem Spiele. Die Verwegenheit, die er dabei zeigte, sowie das nervöse Wesen, das sich bei ihm bemerkbar machte, brachte die intimen Freunde mit jener Leidenschaft für Frau Maus in den engsten Zusammenhang. Aus solcher Nervosität erklärte man sich auch einen im Klub um so unangenehmer empfundenen Vorfall, als das sozialdemokratische Blatt sich desselben sofort bemächtigte. Lanzinetti war mit seinem Kutscher in Wortwechsel geraten und hatte ihn mit einem Peitschenstiel mißhandelt. Durch eine Geldentschädigung hatte sich der sofort den Dienst niederlegende Kutscher zwar von einer gerichtlichen Klage abhalten lassen, aber nicht davon, dem Vorfall breiteste Verbreitung zu geben. Karl Lanzinetti selbst ärgerte sich am meisten darüber, daß er mit der

Pflege seiner erst kürzlich neu erworbenen prächtigen Fuchsstuten zunächst in Schwierigkeiten geriet und sich gezwungen sah, bei der Auswahl neuer Bewerber um den Kutscherposten weniger wählerisch zu sein, als es seinen Ansprüchen paßte. Er war es unter diesen Umständen wohl zufrieden, als der Rollkutscher Willibald Siebmann aus der Mausschen Fabrik sich meldete. Der Bursche sah stattlich aus, und bei einer Probefahrt bewies er auch die Fähigkeit, eine Equipage in eleganter Form zu führen. Heinrich Maus gab auf einen Brief Lanzinettis hin seine Einwilligung, daß Siebmann sofort bei ihm austrete.

Anna Frege war ein bißchen betrübt über Willibalds Übersiedlung nach dem Glashüttenwerk. Jetzt hatte man keine sichere Gelegenheit mehr, sich zu sehen, denn Willibald mußte sich stets bereit halten und durfte nur mit besonderer Erlaubnis die allernächste Umgebung des Glashüttenwerkes verlassen; sogar an Sonntagen hatte er keinen unbedingten Urlaub, sondern war von dem Bedarfe der Herrschaft abhängig. Willibald tröstete sie, es werde nicht allzu schlimm werden, es komme nur eine gewisse Unregelmäßigkeit in ihren Verkehr, dafür gewinne man aber die Aussicht auf baldige Heirat. Der bedeutend höhere Lohn eines Herrschaftskutschers gestattete dies, wenn man nur erst des Dienstverhältnisses sicher geworden

war und sich auch ein geeignetes kleines Nebenverdienst für Anna gefunden hatte. Schon am ersten Sonntag, als er sie abholte, erzählte er sehr erfreut von dem viel angenehmeren und eben doch vornehmeren neuen Dienst. Anna bedauerte es, daß er nicht in Livree gekommen war, aber sie mußte sich belehren lassen, daß es nun einmal nicht Sitte sei, in der freien Zeit die Dienertracht zu tragen. Gleich darauf erkannte sie die Zweckmäßigkeit dieses Herkommens. In dem Gasthaus, das sie besuchten, traf man eine größere Anzahl von Fabrikarbeitern, von denen etliche alsbald eine Neckerei mit dem „Herrn Leibkutscher" anfingen. Sie waren offenbar der Ansicht, daß ein Herrschaftsdiener gar nicht in ihren Kreis gehöre, und daß Willibald selber durch seine Umwandlung in einen solchen sich gedemütigt, eine Einbuße seiner Manneswürde erlitten habe. Die Sache wurde ernst, als man auch Anna hereinzog und sie fragte, ob ihr denn Messingknöpfe gar so gut gefielen. Sie solle ihn doch den Glasmachermädeln überlassen, den „Flittgen". „Jede, die's mit der Glashütte hält, ist so was!" schrie ein junger Arbeiter.

Jetzt fuhr Willibald, der sich bisher zurückgehalten hatte, auf, und von dem Angstgeschrei Annas übertönt, begann bedrohlicher Lärm. Schließlich ge-

lang es einigen besonnenen Elementen, das Paar hinauszudrängen, das nun nicht recht wußte, sollte es sich als befreit oder als an die Luft befördert betrachten.

Willibald schimpfte zornig auf die „Fabriklümmel", die „Hungerleiderbande". Das kränkte Anna doch wieder. Sie wußte aber nicht recht, was sie denken sollte. So ein Livreekutscher war ihr immer als etwas sehr Schönes, Höheres erschienen. Jetzt erfuhr sie, daß die Arbeiter, die doch ihresgleichen waren, derlei verachteten. Das war aber am Ende nur wegen der Glashüttenmädel, die in so bösem Rufe standen, und jetzt stieg die eifersüchtige Angst heftig in ihr auf. Als sie ganz erregt sagte: „Nicht wahr, das tust du mir nicht an, mit den schlechten Weibern da drüben läßt du dich nicht ein?" da wurde er noch zorniger, und der Tag endete recht trübe. Damit war es aber noch gar nicht zu Ende. In der Fabrik mußte sie täglich Neckereien hören, und jeder Anlaß wurde dazu benutzt, ihr entweder einen Hochmut unterzuschieben, den sie gar nicht besaß, oder aber umgekehrt, von ihrem Geliebten verächtlich zu reden. Letzteres taten ganz besonders die Burschen, die zugleich eifrige Versuche machten, sie zum Abbruch des Verhältnisses zu bereden. Dabei wurden sie zuweilen so roh zudringlich,

daß Anna sich ihrer kaum zu wehren vermochte. Aber auch der Vater schien nicht sonderlich erfreut über Willibalds neue Stellung.

Dieser machte sich bei seinem Herrn rasch beliebt, weil er sich nicht nur als guter Pferdewärter erwies, sondern auch große Sorgfalt auf seine äußere Erscheinung verwendete. Er fühlte sich recht wohl in seiner neuen Umgebung und ließ es sich gefallen, daß die schicken Vergolderinnen mit ihm sehr kräftig kokettierten. Da heraußen auf der Glashütte war es schon viel ländlicher als im Maustal, man war ganz im Wald und doch hatte alles einen „nobleren" Anstrich, war nicht so auf Arbeitermassen zugeschnitten, und selber stand man abseits vom Fabrikgetriebe, war nicht, wie als Rollkutscher mitten darunter. Unangenehm waren nur die täglichen Nachtfahrten nach Bodenheim hinein. Er hatte sich beim Verein der Bodenheimer Herrschaftsdiener als Mitglied anmelden lassen und erwartete täglich seine Aufnahme. Mit den neuen Kollegen war er sehr schnell bekannt geworden. Es waren ihrer nicht allzuviele, und die einige Minuten hinter der Glashütte ganz vereinzelt gelegene Schenke „Zum Waldfrieden" war ein Lieblingshaltepunkt der Kutscher, wenn sie die Pferde ohne Herrschaft ausfuhren. Es gab einige weniger angenehme Gesellen unter ihnen, die den bisherigen Rollkutscher noch

immer wie einen Eindringling anzusehen Lust hatten, und einem von ihnen hatte Willibald es besonders angesehen, daß er spöttisch lächelte, als er erzählte, seine Braut sei in der Mausschen Fabrik beschäftigt. Seine Anna ließ er sich niemals bemäkeln. Er wußte, warum er das Mädel lieb hatte, und wenn sie auch mit den Fräuleins von der Glashütte verglichen, etwas unscheinbar daherging, so war doch auf der ganzen Glashütte keine da, die so hübsch gewesen wäre, wie sie. War sie nur erst einmal mit ihm verheiratet, dann wollte er sie schon herausputzen, und allzulange wollte er die Hochzeit nicht mehr hinausschieben. Er konnte dem leichtfertigen Getriebe auf der Glashütte — im „Waldfrieden" ging es nach Feierabend zuweilen ganz seltsam her — nicht ausweichen und war doch ein junger Mann, der nicht auf die Dauer wie ein blöder Knabe nebenan sitzen konnte. Zu kleinen Scherzen war es schon gekommen, die Anna nicht hätte erfahren dürfen. Wenn er mit ihr ausging, vermieden sie es, einzukehren, wo Arbeiter von der Papierfabrik verkehrten, und ebensowenig ließen sie sich im „Waldfrieden" sehen. Sie wendeten sich der Stadt zu. Anna klagte dann oft über die Belästigungen, denen sie ausgesetzt war, und wollte gar nicht begreifen, daß arme Leute, die doch zusammenhalten sollten, sich anfeindeten, weil der eine auf

diese, der andere auf jene Weise sein Brot verdiente. Willibald sprach aber darüber nicht gern. Er besuchte mit ihr nur bessere Wirtschaften, wo sie dann mit einer neugierigen Befangenheit neben ihm saß und sich, wie sie offen sagte, nicht recht wohl fühlte. Einmal trafen sie an einem solchen Orte das Lanzinettische Stubenmädchen, das einen Bodenheimer Herrschaftskutscher zum Liebhaber hatte. Man setzte sich zusammen, und da bemerkte Willibald recht deutlich, wie unbeholfen sich Anna gebärdete. Des anderen Tages meinte das Stubenmädchen zu ihm, sein Schatz sei ein allerliebstes Mädchen, das nur ein bißchen herausgeputzt und zugerichtet werden müsse. Das Gespräch fand in der Küche statt, wo sich auch die Köchin einmischte. Da hieß es denn, es werde einige Mühe kosten, so ein Fabrikmädchen zur richtigen Frau zu erziehen, die einen Haushalt führen und ihn sauber im Stande halten könne, und Willibald erhielt verschiedene Ratschläge und wohlgemeinte Winke. Das Stubenmädchen sagte nebenher:

„Mein Fritz und ich, wir können nicht ans Heiraten denken. Wir haben es eben nicht dazu. Wenn er auch wollte, würde ich nicht mögen. Deshalb haben wir uns doch gern, und ich wünsche es mir gar nicht anders.“

Willibald war über die Unterhaltung verstimmt.

Er fing an allerlei Putz für Anna zu kaufen, wobei er das Stubenmädchen zu Rat zog. Anna war erst verwundert und mahnte ihn, nicht zu viel Geld auszugeben. Als er ihr aber erklärte, daß sie sich überhaupt mehr herausmachen müsse, weil die Frau eines Herrschaftskutschers doch anders aussehen müsse, als es bei den Fabrikarbeiterinnen Übung sei, da erschrak sie. Die ganze lange Zeit hindurch hatte sie ihm so gut gefallen, und jetzt war er schon angesteckt von diesen abscheulichen Unterschieden, schämte er sich wohl gar, daß man ihr das Fabrikmädchen ansah. Sie war nun einmal eines und war das Kind von Fabrikarbeitern, und dessen wollte sie sich gar nicht schämen. Das sagte sie ihm gerade heraus, und sie verbat sich jetzt Geschenke, die nur gemacht würden, weil sie ohne diese nicht gut genug für ihn angezogen sei. Als er sie dann beschwichtigen wollte und sie endlich mit Zärtlichkeiten bedrängte, da geschah's zum ersten Male, daß sie ihm beharrlichen Widerstand leistete. ‚Wenn sie ihm nicht fein genug aussehe,' sagte sie, ‚dann könne er auch die Hände von ihr lassen.'

X.

Auermanns Mission im bayerischen Wald hatte zwölf Tage gedauert. Nur durch die Treibereien eines adeligen Gutsbesitzers waren neue Schwierigkeiten entstanden, und als er dort ankam, sah er sich fast in einem feindlichen Lager. Man wollte durchaus nichts von einer industriellen Anlage wissen, die fremdes Volk in die Gegend bringe, und auf Schritt und Tritt versuchte man dem Unternehmen Hemmnisse zu bereiten. Überall, wo er erschien, wurde er in Gespräche verwickelt, aus denen Ärger, üble Prophezeiungen, spöttischer Zweifel herausklangen, und das spiegelte sich sogar in dem Verhalten der unteren Verwaltungsbehörde wieder. Es war aber auch einer der entlegensten Winkel des weltverlassenen Gebirges, zwar von einer Eisenbahnstation nicht weit entfernt, aber von jedem größeren Platze. Noch herrschte hier tiefster Winter, und der war bei der Beschaffenheit der Wege noch viel wilder geartet als

im Maustal. Dazu kamen die primitivsten Lebensverhältnisse, sobald er sich nicht in dem kleinen Amtsstädtchen aufhalten konnte, wo er wenigstens erträgliche Kost bekam. Meist hauste er in dem alten, herabgekommenen Schlößchen, das zu dem erworbenen Besitz gehörte, in einem notdürftig eingerichteten Zimmer, das von einem alten Weibchen besorgt wurde, und seine nur aus geräuchertem Schweinefleisch mit Sauerkraut bestehende Kost verzehrte er im Wirtshause des nahen Dorfes unter scheelen Blicken der Bauern und auch des Herrn Pfarrers. Mit dem regsten Eifer diente er den Interessen des Prinzipals, der bei der Erwerbung dieses Besitzes trotz alledem sehr weitschauend gehandelt hatte. Man hatte es hier mit einem Urlande zu tun, das entwicklungsfähig war, wenn nur erst einmal Bresche für die Industrie gelegt war. Die billig erstandenen Waldgrundstücke boten neben der Cellulosefabrik noch weiten Raum für andere gewerbliche Niederlassungen, die Wasserläufe mit starkem Gefäll ausnutzen oder Holzindustrie betreiben wollten, von denen außer ganz bäuerlichen Sägemühlen noch keine Spur in der Gegend war. Zunächst war es nicht unwahrscheinlich, daß die Firma Maus selbst früher oder später auch noch ein großes Sägewerk bauen würde. Er hatte vor, dem Chef davon zu sprechen. Einem tüchtigen Mann, der in dem

neu in stand gesetzten alten Adelsschlößchen hauste, war jedenfalls ein reiches Feld für seinen Unternehmungsgeist geboten. Aber mit Schrecken dachte er daran, Heinrich Maus könne ihn selber dazu ausersehen. Es war deshalb nicht sehr wahrscheinlich, weil er in Maustal ganz unentbehrlich war und weil es sich hier neben den kaufmännischen Kenntnissen auch ganz wesentlich um technische handeln würde. Aber nach vollbrachtem Tagewerk spielte er in seiner weltverlassenen Einsamkeit mit den Gedanken, und dann geschah es immer, daß ihm Frau Luise erschien, sündhaft lächelnd, eine verheißende Sirene, und sein erhitztes Blut sehnte sich nach ihr und malte Zukunftsbilder aus. Es erzürnte ihn, daß dabei der Chef immer wieder störend dazwischen trat. Was wollte er denn? Er arbeitete genug für ihn, er war ein gewissenhafter Angestellter. Das aber war etwas anderes, das hatte mit der Treue des Angestellten nichts zu tun. Das war die allgemeine Menschensünde, die nun einmal in der Welt ist, und deren man sich nicht erwehren kann, wie man gerade will. Das war der uralte Kampf um das Weib, der nie aufhören wird, so lange das Weib ist, wie es ist und mit dem Manne buhlt, der ihm gefällt.

Endlich kam der Tag der Erlösung. Heinrich Maus war außerordentlich befriedigt von den Er-

gebnissen, die sein Vertreter erzielt hatte und dankte ihm sehr warm für den selbstlosen Eifer, mit dem er die mühselige Aufgabe gelöst habe. Während der Unterredung wurde der Chef, dessen übles Aussehen Auermann jetzt erst recht auffiel, immer angeregter, und schließlich sprach er so temperamentvoll, wie in einer Siegerlaune. Seine Augen leuchteten, er warf sich in die Brust, und mit lächelnden Lippen pries er die innere Befriedigung, die es ihm gewähre, das Haupt eines wachsenden Unternehmens zu sein.

„Da ist es doch der Mühe wert zu leben!“ rief er aus.

Es war nachmittags, und Auermann wurde zum Abendessen geladen. Er bat, vorher noch Frau Maus begrüßen zu dürfen und traf bei ihr und ihrer Mutter Karl Lanzinetti. Er sah eine kurze lebhafte Bewegung in ihrem Gesichte, als sie ihn bewillkommte. Sie sprach dann aber ebensowenig, wie ihre Mutter, und da auch Herr Lanzinetti keine besondere Gesprächslust offenbarte, kam es, daß er das Wort führte. Er verweilte nicht lange. Beim Abschied fühlte er in Frau Luisens Händedruck eine vertrauliche Zeichensprache. Am Abend bemerkte er beim Chef eine lauernde Überraschung, als die Gattin auf seinen häufigeren Verkehr im Hause drang. Gleichwohl unterstützte dieser in der Folge den Wunsch mit warmer Herz-

lichkeit. Dieses widerspruchsvolle Benehmen befremdete ihn. Litt der Chef am Ende an einer krankhaften Eifersucht, die jetzt schon Argwohn schöpfte? Eine kurze Weile später gewann er einen ganz anderen, nicht minder auffälligen Eindruck. Der Chef war sehr empfindlich dafür, daß alle Angestellten, wie er selbst, die Geschäftsstunden auf das pünktlichste einhielten. Jetzt sagte er im Zusammenhange des Gespräches ganz lässig:

„Darauf kommt es bei Herrn Auermann nicht an, ob er einmal etwas später ins Comptoir kömmt. Ich weiß, daß er deshalb doch keine Arbeit liegen läßt."

Den ganzen Abend nahm er an Frau Luise das ungeduldige Bestreben wahr, ihm etwas Vertrauliches mitzuteilen. Endlich, als er es schon schicklich fand, sich zurückzuziehen, sagte Herr Maus:

„Das ist noch zu früh, und eine besondere Flasche ist Ihre glückliche Rückkunft aus der Wildnis auch wert."

„Die trinken die Herren aber drüben im grauen Zimmer," fiel Frau Luise ein. „Wir sitzen jetzt lange genug auf einem Fleck!"

Das war nur insofern richtig, als man noch im Speisezimmer saß, sich aber schon längst vom Eßtische nach einer Sofaecke gewendet hatte. Herr Maus

war damit einverstanden und reichte seiner Schwiegermutter den Arm, mit ihr aus dem Zimmer über einen kurzen Korridor schreitend. Während Auermann mit Frau Luise folgte, raunte ihm diese zu:

„Morgen um drei Uhr bin ich allein. Er hat ein Herrenessen in der Stadt, und Mama schläft.“ Ihre Blicke tauchten ineinander, und er fühlte eine stärkere Berührung ihres Armes. —

Als er anderen Tages um die angegebene Stunde bei ihr eintrat, stand sie aufrecht mitten in ihrem kleinen Salon und beobachtete aufmerksam, wie er die Tür schloß. Dann ließ sie ihn herankommen, den Mund kußbereit ihm entgegenkehrend. Rasch entwand sie sich seiner Umarmung. „Kommen Sie!“ hauchte sie und drängte ihn sanft nach einer Tür. Ehe sie diese öffnete, trafen sich beider Blicke. Frau Luisens weitgeöffnete Augen flackerten wie im Fieber. Sie durchquerte raschen Schrittes das nächste Zimmer, öffnete wiederum eine Türe und trat, Auermann zuwinkend, stehen zu bleiben, auf den Korridor hinaus. Als sie dort eine Sekunde gehorcht hatte, machte sie Auermann wieder ein stummes Zeichen, überquerte den Korridor und öffnete einen offenbar zum Fremdenzimmer bestimmten Raum.

„Mama schläft zwar,“ sagte sie leise, „aber, man weiß nicht, es könnte ihr einfallen, ihren Schlaf früher

zu unterbrechen. Hier sucht sie mich nicht.“ Dann kam es auf einmal wie eine Erstarrung über sie. Sie stand ganz steif da, und ihr Blick schweifte durch die kleine Stube. Auermann näherte sich ihr und umfaßte sie. Sie verhielt sich eine Weile völlig willenlos. Ihr Gesicht glühte, und die Augen irrten hin und her, während er sich an ihrer schlanken Gestalt berauschte. Langsam wehrte sie ihn ab und begann sich zu entkleiden. Mit einer stummen, wilden Wollust gab sie sich ihm hin, und ein stummer Kuß, ehe sie die Türe wieder aufschloß, beendete den heimlichen Frevel.

Draußen raunte sie Auermann noch zu:

„Du wirst schon wieder von mir hören!“ reichte ihm ganz flüchtig die Hand und verschwand raschelnd in ihre Gemächer.

Auermann verließ den stolzen Palast, nach seinen Fensterreihen aufblickend. An einem der Fenster stand das sündhafte Weib und nickte ihm leise zu. Ein teuflischer Reiz lag in ihrer Verworfenheit, ein unwiderstehlich lockendes Gift, auf das er nicht mehr verzichten wollte. Soweit hatte sie ihn schon gebracht mit dem buhlerischen Zwange, der von ihr ausging. Aber sie war anscheinend doch Anhängerin der bösen Kunst, Männer zu betäuben, der arme Maus war vorläufig wohl noch ihr einziges Opfer. Darum also

handelte es sich nicht, sich selber zum Knecht ihrer Gelüste machen zu lassen, sondern umgekehrt, sie eben durch diese Gelüste zu bändigen. Ein solches Weib zu heiraten, war Wahnsinn. Das war ja zur Ehebrecherin förmlich bestimmt! Dieser Gedanke entlastete sein Gewissen ganz wesentlich.

Frau Luise spielte eine Weile mit dem Nachgeschmack des Erlebnisses, die Lust am Bösen voll Behagen in sich nährend. Da kam die Mutter und machte die Stimmung völlig umschlagen. Es war ihr zu Mut, als sei sie gezeichnet, als könne man ihr von dem Geschehenen etwas ansehen, und sie fühlte, daß sie sich ihres Geheimnisses zu schämen hatte, und sie würde sich auch mit frechem Mute gegen Vorwürfe gewehrt haben. Aber sie brachte die dreiste Verlogenheit ihrer Mädchenzeit nicht mehr fertig, sie wich jedem Blicke der Mutter mit instinktiver Scheu aus. Dabei aber reizte sie ein seltsamer Kitzel, doch mit ihrem Geheimnis zu spielen.

„Herr Auermann war hier,“ sagte sie, wie beiläufig, und dabei der Mutter den Rücken zuwendend.

„So?“ entgegnete diese sehr gleichgültig. Nach einer Weile fing Frau Luise wieder an:

„Wie gefällt er dir eigentlich?“

„Wie soll er mir denn gefallen? Er ist ein ganz netter Mensch; aber für einen eurer Angestellten

mich besonders zu interessieren, habe ich doch keine Veranlassung," lautete die Antwort.

Alsbald fuhr die Mutter fort:

„Da fällt mir übrigens etwas anderes ein. Treibe es nicht zu weit mit diesem Herrn Lanzinetti! Mache keine Dummheiten." Frau Luise spürte etwas, wie einen kleinen Stoß, dann lachte sie laut auf und rief:

„Aber Mama, welche Idee!"

„Na, ich habe meine Augen."

Jetzt packte Frau Luise etwas wie Mutwille. „Du bist ganz und gar im Irrtum, Mama," sagte sie lustig, aber ohne die Mutter anzusehen.

„Das wäre mir nur lieb," versetzte diese. „Du kannst mit deinem Manne wohl zufrieden sein, wenn er auch nicht gerade schön ist. Das ist doch Nebensache."

„Aber, Mama, wie kommst du dazu — — — —"

„Machen wir uns nichts vor, Luise! Du bist schön; aber es lag nun einmal in den Verhältnissen, daß deine Erziehung nicht ganz so war, wie sie hätte sein sollen. Du verstehst mich recht gut. Ich möchte nichts erleben."

Jetzt wurde Frau Luise doch wieder unbehaglich.

„Das ist ja geradezu beleidigend," sagte sie hastig. „Daß ich in neuerer Zeit etwas auflebe, das ist doch kein Unrecht. Ich habe es erst hart genug gehabt.

Was kann ich dafür, daß dieser Hanswurst mir das Haus einläuft. Ich habe ihn nicht gerufen. Heini quält mich schon mit Eifersucht. Jetzt kommst du auch noch. Schafft mir den Menschen doch vom Hals! Ich tue kein Unrecht. Dazu bin ich zu stolz, den kleinstädtischen Lästermäulern hier Anlaß zum Klatsch zu geben. Mit derartigem Verdacht spielt man doch nicht, Mama. Du mußt erlauben, daß ich das sage."

„So war es ja gar nicht gemeint," beschwichtigte jetzt die Mutter. „Ich glaubte nur, dich vor einer Unvorsichtigkeit warnen zu sollen. Du hast eine gewisse Art, und eine junge Frau verstrickt sich, ehe sie es recht merkt."

Frau Luise sagte schmollend:

„Eine gewisse Art habe ich? Was willst du damit sagen? Ich kann doch nichts dafür, wenn ich mein Gesicht zeige, wie es nun einmal ist!"

Als Heinrich Maus nach Hause kam, wurde ihr wieder unbehaglich. Wie er so herantrat, da klopfte ihr wahrhaftig das Herz, und ganz deutlich sprach es in ihr: ‚Jetzt könnte er mich schlagen.'

Er aber küßte sie, und in raschem Einfalle beantwortete sie diesen Kuß auf eine Weise, die den Betrug mit der frechsten Lüge besiegelte. Er sah sie fragend an und gab ihrem lächelnden Erröten eine Deutung, die die mitgebrachte gute Laune noch er-

höhte. Es kam zu einer sehr heiteren Unterhaltung, in die Frau Luise keck einflocht:

„Dein Auermann war wieder hier. Er nimmt es ein bißchen hastig, der gute Mann, mit unserer Aufforderung, sich näher anzuschließen.“

„Das schadet nichts,“ lautete die Antwort. „Ist mir immer lieber als gewisse andere Besuche.“

Ein scharfer Mißton klang aus diesen Worten plötzlich heraus, der die Schwiegermutter veranlaßte zu sagen:

„Aber, lieber Heinrich, ziehen Sie doch nicht den Anlaß zu Verstimmungen an den Haaren herbei!“

Frau Luise sagte gekränkt:

„Das bin ich schon gewohnt.“

Heinrich Maus schämte sich. Frau Luise aber fand es köstlich, wie das frevle Spiel sich entwickelte und fing mit dem Gatten zu kokettieren an. Ein in kleinen Goldlackschuhen steckendes Füßchen wippte vor ihm hin und her, auf das er starrte, während sie mit dem Gedanken tändelte, daß es nur einer frechen Schlauheit bedürfe, um skrupellos genießen zu können. Frech und schlau, das wollte sie sein. Nur keine Angst und erst recht keine sogenannte Sündenfurcht. Die Welt läßt sich ja leicht täuschen, und Sünde wird etwas nur, wenn man dabei ertappt wird.

Jetzt streichelte er ihre auf der Stuhllehne ruhende

Hand und sah sie mit einem um Verzeihung flehenden Blick an. Die Mutter hatte sich in Zeitungslektüre vertieft. Frau Luise lächelte ein ganz klein wenig und duldete es, daß er die Hand in seine nahm und sie liebkosend streichelte. Wie häßlich war er doch gegen Auermann, gerade wenn die Begehrlichkeit aus seiner Miene sprach! Der arme Schelm! So verliebt sah er sie an. Er tat ihr fast leid. Gar so gescheit dünkst du dich, Männchen, und bringst es auch weit damit, aber daß in deinem Hause dein Weib mit deinem vertrautesten Diener dich hintergeht, das kannst du doch nicht hindern.

Auermann wurde der dienstwillige Ehrenkavalier der beiden Damen, und sehr rasch war die Gewohnheit dahin gekommen, daß sowohl diese, wie Heinrich Maus, ihrer Verwunderung Ausdruck gaben, wenn er einmal sich erst gegen Abend sehen ließ, ohne wenigstens „auf einen Sprung" während des Tages sich gezeigt zu haben. Die Schwiegermama, die sich für längeren Besuch eingerichtet hatte, hielt große Stücke auf ihn, weil er, wie sie sagte, so taktvoll seine Stellung zu wahren wußte. Karl Lanzinetti war einigermaßen verstimmt, ihn immer anzutreffen. Da aber „der Mensch" doch durch die Comptoirstunden gebunden war, wäre noch genug Gelegenheit geblieben, mit Frau Luise allein zu sein, wenn

nicht deren Mama so unbequem seßhaft gewesen wäre. Sie wich höchstens auf Augenblicke von der Stelle. Das war um so ärgerlicher, als er wahrzunehmen glaubte, daß die schöne Frau ihm mehr entgegenzukommen bereit war, als bisher. In jenen kurzen zufälligen Augenblicken des Alleinseins verriet sich dies ganz deutlich an der Art, wie sie Versuche zu größerer Freiheit mit einer Angst vor Entdeckung abwehrte, die von der früheren überlegen spöttischen Abweisung sehr verschieden war. Offenbar fürchtete sie die Mutter, und sie machte auch gewisse Andeutungen, als ob dieser etwas plötzlich hervorgetretene Herr Auermann so etwas wie ein bestelltes Hindernis sei, ohne selber zu wissen, welche Rolle er spiele. Da war offenbar etwas vorgekommen. Das arme Frauchen war ja ganz verschüchtert. Er stellte sie endlich geradewegs zur Rede. Sie antwortete ihm denn auch im Tone bedrängter Vertraulichkeit:

„Ich darf mich ja nicht mehr rühren. Ich bin eine Gefangene, Ihretwegen!"

Aus ihren Blicken war zugleich deutlich zu lesen, daß sie ihn doch nicht missen wollte. Zu romantischen Abenteuern war er ganz und gar nicht veranlagt; aber als ihm eines Tages beim Weggehen die Kammerjungfer in den Weg lief und mit verschmitztem Lächeln grüßte, da hielt er sie an und tastete nach der Mög-

lichkeit eines Einverständnisses. Das Mädchen war trotz klingender Versprechungen sehr zurückhaltend und meinte, sie wüßte nicht, wie sie der Gnädigen derlei auch nur andeuten sollte, noch weniger, wie sie dabei eine weitere Rolle spielen könnte. Nach einer Weile aber und mit einem Zehnmarkstück in der Hand, erklärte sie sich bereit, wenn er ihr Zeit lasse, einen Versuch zu machen, obwohl sie so etwas noch nie in ihrem Leben getan habe.

Schon am nächsten Morgen erzählte sie den Vorfall beim Frisieren ihrer Herrin.

„Der unverschämte Mensch!" sagte diese nur, aber es war in ihr ein Gedanke angeregt, der sie lebhaft beschäftigte. Die Beziehungen zu Auermann hatten immer noch den Charakter eines Gelegenheitsdiebstahles mit seiner Hast und seinen Möglichkeiten unberechenbarer Zufälle. Es sah mehr nach der ungezogenen Heimlichkeit eines frühreifen Pärchens aus, als nach einer Schäferstunde mit ihrem spielend sich entwickelnden Reize. Auermann hatte das schon mehrmals und mit einer gewissen Ärgerlichkeit beklagt, und am Ende wurde er der Sache überdrüssig. Ihr selber machte eigentlich gerade diese Art, in einem unbewachten Augenblick einen verbotenen Seitensprung zu machen, Spaß. Aber sie fühlte sich mehr und mehr von dem Willen des Liebhabers abhängig,

über den sie zwar die Macht der Lockung besaß, der aber, sobald sie sich in ihrem Schlupfwinkel befanden, eine Herrennatur herauskehrte. War nun vielleicht das Mädchen im stande, guten Rat zu geben, zweckmäßige Beihilfe zu leisten? Bisher hatte sie sich wohl für kleine Anzüglichkeiten, die diese zur Unterhaltung bei der Toilette auftischte, empfänglich gezeigt, und dadurch eine gewisse Vertraulichkeit im Verkehr mit ihr hergestellt, aber diese blieb immer nur scherzender, plaudernder Natur, ohne daß sie Persönliches ihr anvertraut hätte. Gelegentliche Erwähnungen Lanzinettis, die das Mädchen erregte, hatte sie nur lächelnd geduldet. War es ratsam, darin eine Änderung eintreten zu lassen? Es lockte dazu ein weibliches Bedürfnis, vom Geheimnis zu reden, ein schamloses Gelüste, die eigene Sündhaftigkeit zu enthüllen.

Einige Tage überlegte sie, bis das Mädchen den Gegenstand selbst wieder aufnahm mit der Redensart:

„Wenn Herr Lanzinetti wieder kommt, dann muß ich ihm das schöne Zehnmarkstück zurückgeben."

„Allerdings!" lautete der Herrin trockene Antwort.

„Das ist um so bitterer," fuhr das Mädchen fort, „als ich helfen könnte, wenn — — — —"

„Sind Sie so freundlich und fahren Sie nicht fort!" sprach Frau Luise streng, und nach einer kleinen Pause setzte sie im selben Tone hinzu: „Sie wären also im stande, sich auf einen solchen Handel einzulassen? Damit gibt sich doch ein ordentliches Mädchen nicht ab."

„Wenn's so wäre und ich wüßte zufällig Rat, das wäre doch nicht so schlimm. Mit der Hauptsache hätte ich ja doch nichts zu tun."

„Sie haben ja nette Grundsätze."

„Gnädige Frau dürfen deshalb nicht schlecht von mir denken. Mir ist derlei nie vorgekommen. Aber komisch ist's doch, daß ich gleich so ganz zufällig wußte — —"

„Was geht Ihnen denn eigentlich im Kopf herum, was wüßten Sie denn?" fragte Frau Luise jetzt leichten Tones.

„Ich meine bloß, es handelte sich um einen sicheren Ort, und meine Freundin, von der ich der gnädigen Frau schon öfter gesprochen habe, die hätte ein ganz nettes Zimmerchen zu vergeben."

„Sie werden doch nicht einen dummen Klatsch gemacht haben?"

„I wo! Ich weiß nur, daß die mit sich reden ließe!"

„Ich verstehe! Ums Geld tut die Freundin wohl alles?"

„Das ist nun mal so in der Welt! Man will leben, und wer's zu ängstlich nimmt, der kommt zu nichts."

„Sagen Sie mal, Sie zeigen mir ganz neue Seiten! Ich will weiter gar nichts hören, sonst könnte ich auf den Gedanken kommen, daß Sie nicht die vertrauensvollste Person sind."

„Gnädige Frau werden mich doch nicht mißverstehen?" rief das Mädchen jetzt lebhaft. „Man redet halt so, weil ja doch nichts Ernsthaftes dahinter ist. Meine Freundin ist höchst anständig, und was mich angeht, so habe ich mir in keiner Beziehung etwas vorzuwerfen, was es auch sei. Wahrhaftiger Gott! Ich hätte ja auch an so was nicht gedacht, wenn nicht der Herr Lanzinetti — — — — und man hat doch schon gehört — — — — es wäre ja möglich — — — —"

„Jetzt aber Schluß, meine Liebe," sagte Frau Luise mahnend, aber nicht gerade böse.

Am selben Abend noch sprach sie die Kammerjungfer an:

„Das Zehnmarkstück geben Sie also Herrn Lanzinetti zurück und sagen ihm, Sie könnten ihm nicht zu Diensten sein."

Dann trat sie dicht an das Mädchen heran, und es mit einem durchdringenden Blick ansehend, in dem

doch eine lauernde Vertraulichkeit lag, fuhr sie fort:

„Sie bekommen guten Ersatz dafür, wenn Sie dennoch mit Ihrer Freundin Rücksprache nehmen."

Das Mädchen machte ein erstaunt fragendes Gesicht.

Frau Luise lächelte leise und sagte:

„Es kann Ihnen doch gleichgültig sein, ob es sich um Herrn Lanzinetti oder irgend jemand anderen handelt. Oder haben Sie noch weitere Abmachungen mit ihm über meine Person getroffen?"

„Aber, gnädige Frau — — — —"

„Tun Sie nur nicht so!" sagte Frau Luise lustig. „Es wäre ja möglich, und ich bin am Ende ein kleines Sümmchen wert. Wo wohnt übrigens Ihre Freundin?"

Das Mädchen bezeichnete die Straße, in der die Direktrice bei Brandstötter wohnte und gab auf verschiedene Fragen noch weitere Auskunft.

„Bringen Sie alles hübsch in Ordnung! Verstanden?" sagte Frau Luise schließlich und streichelte der Vertrauten die Wange.

Auermann äußerte zwar, als er von dem Vorhaben erfuhr, einige Bedenken über ein auf zwei Weiber sich verteilendes Vertrauen, aber vor allem befriedigte ihn die Aussicht auf eine andere Art des

heimlichen Verkehrs als die bisherige. Mochte er immerhin in seinem Verhalten gegen die Geliebte auch deutlich betonen, daß sich unter vier Augen nur „Mann und Weib“ gegenüber standen und die Stellung der Millionärin zu dem einfachen Angestellten dabei auch nicht die geringste Rolle zu spielen habe, so machte er sich selber keinen Hehl daraus, daß er eigentlich doch ihr Sklave war, der sich auf einen verheißenden Blick hin in das tollste Abenteuer gestürzt hätte. Gerade das machte das Blut kochen und riß zu einer Begierde hin, in der etwas wie Haß lebte, daß sie nur eine frevelmütige Sünderin war, die keine zarteren Gefühle kannte, sondern nur die Lust am Bösen um des Bösen willen, das würzte seine Begierde mit einem wilden Humor, der doch seine Nahrung aus dem Umstand holte, daß es die Millionärin war, die große Dame, die in einem heimlichen Winkel ihres Palastes mit ihren Reizen einen Kommis lockte, dreister als manche Dirne. Es war etwas ganz anderes, als was er sonst erlebt hatte, Schlimmeres, das fühlte er wohl. Das kam von der furchtbaren Ironie des Umstandes, daß, je mehr er sich in seine Begierde unentrinnbar verstrickte, desto inniger seine Beziehungen zu dem Manne wurden, den er mit seinem Weibe hinterging. Man konnte es nicht anders als Freundschaft nennen, was Heinrich Maus ihm

bot. In einem ganz anderen, zutraulichen Ton sprach dieser jetzt mit ihm selbst innerhalb der Geschäftsräume, und vor allen Angestellten gab er zu erkennen, daß er ihm eine wesentlich andere Stellung zuerkenne, als sogar den Direktoren, die jetzt ihre anfängliche Verstimmung über die Bevorzugung eines unter ihnen stehenden Beamten aufgaben und den Freund des Chefs für manche Dinge angingen, die spröder Art waren. Dem Gros der Angestellten war er zu einer Persönlichkeit geworden, die man unmittelbar nach dem Chef und vor den Direktoren nannte. Das ging bis zu den Arbeitern und dem niedersten Hilfspersonal hinunter, mit denen er so gut wie gar nicht in Berührung kam. „Herr Auermann" war der große Name in der Fabrik.

Da kam einmal ein Tag, an dem Heinrich Maus mit Auermann eine sehr vertrauliche Unterhaltung in Personenfragen führte. Am Schlusse sagte er herzhaften Tones, ihm die Hand entgegenhaltend:

„Wahrhaftig, ich darf's zufrieden sein, daß wir uns so nahegetreten sind. Im trockenen Geschäftston läßt sich doch nicht alles abmachen. Man muß für die Behandlung mancher Dinge eine menschliche Beziehung zueinander haben."

Auermann berührte leise die ihm gereichte Hand und verbeugte sich.

Ein wenig zögernd kam es weiter von den Lippen des Chefs:

„'s ist da noch etwas anderes, was mir diese Beziehungen höchst dankenswert gemacht hat. Meine Frau hat an Ihnen Gefallen gefunden, und das ist mir sehr lieb."

Auermann schnürte es schier die Kehle zu.

„Es hat ja wohl jeder Mensch noch ein anderes Gesicht als dasjenige, das er jedem zeigt," sprach Heinrich Maus weiter, und sein Mund zuckte nervös, als koste es ihm Mühe, die Worte zu formen:

„Ich habe meine Frau sehr gerne, und da ist dieser Herr Lanzinetti — — — er stützt sich auf eine alte Familienbeziehung — — — —"

Er machte dann eine Pause ehe er hervorstieß: „Ich habe sehr darunter gelitten, und 's ist noch nicht ganz vorbei."

Ruhiger fuhr er fort:

„Wenn ich in letzter Zeit anfange, die Sache etwas harmloser anzusehen, dann danke ich das Ihnen. Sagen Sie mir aber offen, als Freund, was Sie davon denken!"

Auermann erwiderte, seine ganze Selbstbeherrschung anspannend, festen Tones:

„Herr Lanzinetti ist ein junger Weltmann, der einer schönen Dame gern den Hof macht, und die

gnädige Frau duldet das lächelnd. Von anderem kann meiner festen Überzeugung nach keine Rede sein."

„Ich danke Ihnen, lieber Auermann, für dieses Wort," sagte hierauf Heinrich Maus tief bewegt und preßte die Hand des Vertrauten. „Sie haben mir damit einen größeren Dienst erwiesen, als wenn Sie mir eine Million gerettet hätten."

„Sie sind also überzeugt davon?" fragte er nochmals, als Auermann sich erhoben hatte und zu gehen im Begriffe war.

„Vollkommen!" antwortete dieser und empfing einen neuen dankenden Händedruck.

Mit dem Bewußtsein eines vollkommenen Schurken ging er seiner Wege. Dahin also war's mit ihm gekommen? Mit der höchsten Herzensnot, mit dem innigsten Vertrauen eines unglücklichen Menschen, dessen besseres Wesen er bewunderte, trieb er so ruchloses Spiel! Das wurde nicht gut gemacht durch allen Eifer, alle Pflichttreue des Angestellten. Das war ärger als die Tat des Ischariot! So alt war er geworden, und die Weiber hatten seine mannhafte Gesinnung nicht verderben können. Jetzt war's doch noch geschehen, daß er sich ans Weib verlor. Er hatte manchen gekannt, dem dasselbe widerfahren war und verächtlich darüber die Achseln gezuckt, zuweilen auch heftig gescholten, wie es der Brauch ist

unter Männern. Jetzt nannte er sich selber einen Schurken und empfand dabei ein heißes Verlangen nach Frau Luisens Umarmung. Er wollte sie beschimpfen und die Reize der Beschimpften gierig liebkosen. Er war ein Verräter, aber er freute sich auf den reichen Lohn des Verrates.

XI.

Frau Hedwig Brandstötters stille Sorge, daß den Gatten die Erfolgsfreude zu weit fortgerissen habe, fand bittere Bestätigung. Hielt es ohnedies schon schwer zurecht zu kommen, so bekam zunächst die Rechnung ein böses Loch dadurch, daß der Handlungsreisende auszog und sich nun die frühere Erfahrung wiederholte, daß die Suchenden nicht gerade beim sozialdemokratischen Redakteur wohnen wollten. Dazu kam noch, daß der Besitzer der Druckerei plötzlich starb und die Vormundschaft der minderjährigen Kinder sofort den Vertrag mit dem sozialdemokratischen Blatte löste. Eine andere Druckerei war alsbald gefunden, aber sie war so weit von Brandstötters Wohnung entfernt, daß sich in dem Verkehr zwischen Redaktion und Druckerei die größten Unzuträglichkeiten herausstellten, während in der Druckerei eine geeignete Redaktionsräumlichkeit vorhanden war. Die Übersiedlung der Redaktion mußte

schließlich erfolgen. Nun hatte man für zwei überflüssige Räume Miete zu zahlen, denn der Hausherr ließ sich nicht dazu herbei, den langjährigen Mietsvertrag zu lösen, sofern man ihm nicht eine geeignete Ersatzpartei bot. Diese war zunächst nicht zu finden. Aber auch das Zuwarten brachte alsbald Schwierigkeiten. Der Zufall spielte Brandstötter eine gerade für Arbeiterkreise berechnete Zigarrenagentur in die Hände, die bei viel Lauferei ein kümmerliches Erträgnis abwarf, das aber doch unter den gegebenen Umständen nicht zu verachten war. Brandstötter mußte sich schwer plagen, vormittags redigierend, nachmittags Zigarren verkaufend und bis spät nachts Artikel und Berichte für auswärts schreibend oder aber in diesem oder jenem Wirtshause Parteiangelegenheiten beratend. Es war dabei gar nicht mehr viel von dem bisherigen idealen Reiz zu finden. Nachdem die Reichstagswahlen einmal vorbei waren, gab es zu größeren Volksversammlungen und damit zu anregenden Redeerfolgen nicht mehr viel Anlaß, wohl aber waren gerade bei dem durch Brandstötters Eifer veranlaßten Aufblühen der Partei manche Elemente in diese gekommen, die sich jetzt auch geltend machen wollten und wichtigtuerisch ihre Meinungen vordrängend, Brandstötter, der ihnen doch geistig überlegen war und sich eine Routine in Parteigeschäften

erworben hatte, Hindernisse in den Weg legten und Verdrießlichkeiten bereiteten. Er lernte etwas von der menschlichen Undankbarkeit an der Art der Leute kennen, die er erst geweckt und geschult hatte und die ihm jetzt mehr oder minder deutlich sagten, wenn nötig, könnten sie auch ohne ihn fertig werden, und er mußte sich sagen lassen, daß er selber kein Arbeiter sei. Dabei wurde gelegentlich bemäkelt, daß er aus dem Arbeiterviertel fortgezogen sei, weil es ihm dort nicht mehr „fein" genug gewesen sei.

Diese Ärgernisse führten in Verbindung mit den häuslichen Sorgen bittere Stimmungen herbei, unter denen Hedwig viel zu leiden hatte. Sie sah, wie ganz anders der Mann geartet war, der sich von den Berufsgeschäften auch das Liebesglück trüben ließ, während sie sich für allen Kummer reichlich entschädigt fühlte, wenn sie sich der Zärtlichkeit des Gatten erfreuen konnte. Seine üble Laune füllte ihr Auge oft genug mit Tränen. Er hatte sie noch lieb, das fühlte sie recht wohl, aber ihr war es doch zuweilen, als ob er sie samt dem Kinde als Last verspüre. Dann grübelte sie darüber nach, ob es ein Unglück für ihn gewesen sei, daß er in die „Rose" geraten war, und daß sie seine Verliebtheit nicht abgewiesen hatte. Schulmeister wäre er doch nie geblieben, und seine Jugend begehrte heftig nach dem Weibe. Das hätte

viel schlimmer ausfallen können als mit ihr. Es war ja auch nur die Armut und nicht ihre Vergangenheit schuld an allem. Wäre sie früher noch so tugendhaft gewesen, das hätte an der Sachlage nichts geändert.

Da kam nun eines Tages die Direktrice an sie heran, und nach einer langen Einleitung, was doch alles in Bodenheim vorkomme und wie es in den reichen Häusern oft so ganz anders zugehe, als man glaube, sagte sie:

„Ich wüßte jemand, der Ihnen das Zimmerchen neben mir abmieten würde und um viel besseren Preis, als Sie sonst je bekommen können.“

Hedwig meinte, das sei ihr höchst angenehm und fragte etwas argwöhnisch, wer denn der zahlungswillige Mieter sei. Wieder machte das Fräulein weite Umschweife und tat dazu höchst geheimnisvoll, bis sie endlich damit herausrückte, daß es sich um ein Nestchen für ein Liebespaar handle.

Das Geld war notwendig, und was gingen sie die Sünden anderer Leute an? Aber gewiß war auch, daß ihr Mann niemals derlei erlauben würde. Das sagte sie denn auch dem Fräulein in einem Ton, der unwillkürlich ein gewisses Bedauern durchblicken ließ.

Das Fräulein meinte, der Herr Brandstötter

brauche ja gar nichts davon zu erfahren, dem solle Hedwig sagen, sie selber habe das Zimmer noch zu dem ihrigen dazu gemietet.

„Sie können ruhig das Doppelte verlangen, und es wird Ihnen gegeben,“ setzte sie hinzu.

Das Doppelte! Damit war die ganze sorgenvolle Mietsfrage ins reine gebracht. Zugleich aber hörte Hedwig die Stimme des erzürnten Gatten, und von Hinterlist und Lüge war die Rede und davon, daß sich die Vergangenheit geltend mache und nach altem Brauche die Dirne zur Kupplerin geworden sei. Sie kam auf einen Ausweg. Mochte doch das Fräulein wirklich selber das Zimmer mieten und dann nach Belieben darüber verfügen. Sie war es wohl zufrieden, den normalen Preis zu bekommen, wollte von höherem Gewinn nichts wissen. Das Fräulein aber meinte, sie sei den ganzen Tag nicht zu Hause, es müsse doch irgend jemand den Herrschaften zur Verfügung stehen für irgendwelche Dienstleistung, und sie betreibe ja auch das Geschäft des Zimmervermietens nicht. Hedwig merkte es wohl, das Fräulein dünkte sich zu gut zu dem Handel, die ehemalige Kellnerin aber mochte sich auf derlei einlassen. Jetzt schlug sie die Sache rundweg ab. Da rechtfertigte sich das Fräulein, daß sie auch nur eine Gefälligkeit für ihre Freundin, die Kammerjungfer, übe, und damit erfuhr

Hedwig, daß es sich in der Sache um Frau Maus handle. Jetzt regte sich eine starke Neugier in ihr, die noch mehr Anreiz gewann, als sie erfuhr, die vermittelnde Kammerjungfer wisse selber vorläufig noch nicht, wer der Begünstigte sei. Von neuem begann die Unterhaltung, und mehr und mehr erwachte in Hedwig ein prickelndes Gelüste danach, diesen Roman einer Millionärin einigermaßen miterleben zu können, Mitwisserin eines solchen Geheimnisses zu sein, das in ihrer Vorstellung der Sache ein ganz anderes Gepräge gab. Es bedurfte nur noch einiger Redensarten der Direktrice über die Sünden der Vornehmen, die man sich klugerweise zu Nutzen machen solle, da man sie weder hindern könne noch sie zu hindern Anlaß habe, und Hedwig war gewonnen. Zwar brachte sie die Scheu vor dem Gatten nicht weg, und es quälte sie immer aufs neue das Bewußtsein, daß wieder ein Flecken in ihr Leben komme, daß sie sich selber in ihrem Stolz der ehrlichen Ehefrau schädige. Aber was hat man denn von alledem, wenn die Sorge die Freude daran nimmt? Und die Neugierde, die sie vor allem angetrieben hatte, bekam einen Beigeschmack von Schadenfreude. Sie wollte einmal ein schlechtes Weib aus diesen vornehmen Kreisen sehen und sich dabei an dem Gedanken weiden, daß es noch ganz andere Leute, als arme, mißachtete

Kellnerinnen gab, die jener Sünde nachgehen. Man hat eben einmal den Dorn im Gemüte sitzen, den eine grausame Welt der einen, die zur offenen Schande kommt, einbohrt, während die andere sich hinter dem Schleier des Geheimnisses gütlich tun darf.

Die Kammerjungfer war gekommen und hatte allerlei kleine Toilettengegenstände beigebracht, sowie Hedwig die letzten Weisungen erteilt. Dabei erfuhr diese nebenher, daß die Direktrice doch auch an dem Gewinn beteiligt war, den das Geheimnis einer Millionärsfrau abwarf.

„Die hat's dazu!" sagte die Kammerjungfer lachend. „Soll bezahlen, wenn ihr bei ihrem guten Leben noch nach Extrabissen gelüstet. Sehen Sie nur herauszubekommen, wer der Herr ist. Der muß dann auch daran glauben. So mir nichts dir nichts lasse ich keinen die Toilette meiner Gnädigsten in Unordnung bringen."

Hedwig wurde es ganz unheimlich darüber, wie viel Schlechtigkeit mit einem Male an sie herantrat. War da eine Kellnerin wirklich etwas so Verworfenes? Sie erinnerte sich auch dessen, was sie damals in ihrem Kramladen mancherlei erfahren hatte, und es dünkte ihr nicht schlimmer. Auch jetzt war sie doch die beste von der ganzen Gesellschaft. Was sie tat, tat sie nur aus Armut, und sie bot immerhin

eine Leistung, tat nicht selber Sünde und beutete doch nicht einfach eine Wissenschaft von Sünde aus.

Brandstötter war es wohl zufrieden, daß die Direktrice noch das zweite Zimmer gemietet habe und beschränkte sich auf eine etwas verwunderte Bemerkung, die Hedwig in einer ihm ganz plausibel erscheinenden Weise beantwortete. Von der wesentlichen Erhöhung der Miete sagte sie ihm nichts, wohl aber machte sie ihm deutlich, daß er das kleine Zigarrenlager, das er als Kommissionsware im früheren Redaktionszimmer bewahrte, herunternehmen und auf dem Gange und in der Wohnstube verteilen müsse. Das Fräulein, so bemerkte sie halb scherzend, halb ernst, hause jetzt ganz allein da oben und war gerade nach Tisch zu Hause, wenn er zu seinen Zigarren hinaufging. Das sei recht überflüssig und dem Fräulein selber unbequem. Daraus nahm er wieder die Veranlassung, zu erörtern, daß jetzt auch dieses Zimmer zur Vermietung mit einigen neuen Möbeln versehen werden müsse, da er die bescheidenen Redaktionsmöbel, die sich ohnehin nicht zu diesem Zwecke geeignet hätten, in die Druckerei hatte überführen lassen müssen. Hedwig führte dagegen eifrig aus, daß man sich noch nicht neue Schulden aufhalsen dürfe, sondern noch geduldig warten müsse, und knüpfte daran ein Klagelied über die ganze Spekulation mit der

Zimmervermietung, die so viel Angst und Sorge gemacht habe, daß Brandstötter sich schuldig fühlte und ihren sanften, aber deutlichen Vorwürfen auszuweichen, künftighin über den Gegenstand schwieg. Das Hauptergebnis aber war, daß er das obere Stockwerk nicht mehr betrat. Hedwig schämte sich im stillen vor sich selbst, wie schnell sie lernte den lieben Mann zu nasführen, aber es war eben einmal die notwendige Folge alles übrigen.

Das Pärchen kam an ganz unregelmäßigen Tagen in den Nachmittagsstunden, jedes allein in kurzen Zwischenräumen. Hedwig hatte alsbald auch von der Kammerjungfer, der sie den Herrn geschildert hatte, erfahren, wer dieser war. Frau Maus pflegte im Vorbeigehen Hedwig durch ein kurzes Klingelzeichen ihre Anwesenheit anzuzeigen. Sie bedurfte immer irgend einer kleinen Bedienung. Dabei kam es zu gelegentlichen kurzen Gesprächen, bei denen sie Hedwig mit einer herablassenden Freundlichkeit behandelte, aus der diese einen unerträglichen Hochmut herauslas. Wenn sie das Zimmer nach ihrem Weggang wieder betrat, dann faßte sie vor den Spuren ihrer schuldvollen Anwesenheit ein dumpfes Angstgefühl. Boshafte Dämonen verbreiteten einen Gifthauch, den sie widerwillig als Wohlbekanntes einatmete, und raunten ihr kichernd zu: „Weißt du noch?"

Immer mehr haßte sie dieses Weib, das sich noch im Schlupfwinkel seines Lasters etwas Auserlesenes dünkte und in diesem Dünkel nicht ahnte, daß es nur alte Quälgeister auf eine brav gewordene Frau hetzte, indem es mit dem eigenen Tun ihr einen Spiegel des Vergangenen vorhielt.

Eines Tages las Hedwig in dem Blatte ihres Mannes einen Artikel, auf den sie aufmerksam geworden war, weil in der großgedruckten Überschrift der Name „Maus“ vorkam. Sie verstand davon nur, daß der Fabrikant darin sehr heftig angegriffen wurde. Der Mann ging sie nur so viel an, als sie um den Betrug seines Weibes und seines Angestellten wußte, aber der Name reizte sie, und da sie aus dem Artikel Anklagen gegen ihn entnahm, bereitete es ihr eine Wollust, mit vollem Atem „Lumpenpack“ sagen zu können.

In einem der Mausschen Arbeiterhäuser war ein Typhusfall ausgebrochen. Brandstötter hatte erfahren, es handle sich um ein altes Haus, das als ungesund befunden worden sei. Er war schon seit jenem Falle der Arbeiterentlassung mit seinen eigenartigen Folgen sehr gereizt gegen Maus, denn seitdem hatten die Mausschen Arbeiter innerhalb der sozialdemokratischen Partei eine ganz veränderte Stellung genommen. Die Mausche Fabrik

war nun einmal die größte industrielle Anlage des Tales, und so war es ganz natürlich, daß man sich mit ihr besonders beschäftigte, daß jede Blöße, die bei ihren Arbeiterverhältnissen zu entdecken war, eifrig aufgegriffen wurde. Da Heinrich Maus bei seinen Leuten höchst unbeliebt war, so hatte es früher nie an Material gefehlt. Seit er aber seine Leute so schneidig gegen Landrat und Gendarmen in Schutz genommen hatte, nahmen die Maustaler Parteimitglieder eine ganz andere Haltung ein. Zwar wollten sie als treue Anhänger des Parteiprinzipes gelten, aber sie opponierten immer lebhaft dagegen, wenn Heinrich Maus selber oder Vorkommnisse in der Fabrik zum Gegenstand der Erörterung gemacht werden sollten. Es hatte den Anschein, als wollten sie sich zu einer besonderen Schattierung im örtlichen Parteileben ausbilden. So hatte denn Brandstötter eine Gelegenheit ergriffen, die ihm ganz besonders günstig schien, diesen Leuten die Augen zu öffnen, und einen Artikel gegen Heinrich Maus geschrieben, der den selbstherrlichen Papierkönig entlarven sollte.

Das Häuschen, in dem der Typhus ausgebrochen war, lag ganz abseits. Es war nicht das einzige seiner Art, aber auch die anderen boten sich nicht sofort dem Blicke. Da konnte man also die Groschen sparen, ohne daß dem großartigen Bilde der Maustaler An-

lagen Abbruch getan wurde. Das war die Arbeiterfreundschaft des bei seinen Leuten aus guten Gründen verhaßten Tyrannen. Um eine schnöde Schauspielerei handelte es sich zum Zwecke des öffentlichen Ansehens. Nichts anderes als eine solche Komödie war auch das Verhalten des Herrn damals, bei der Einmischung des Landrates gewesen.

Diesen Gedankengang führte der Artikel in sehr heftigen Wendungen durch, die unter Heranziehung einer Reihe anderer Dinge Heinrich Maus als einen industriellen Humbugmacher kennzeichneten, der zum Danke für die Stellung, die ihm die Einwohnerschaft des Tales eingeräumt habe, dieser jetzt eine Seuche beschere.

Brandstötter wurde von Heinrich Maus wegen Beleidigung verklagt. Der Rechtsanwalt, an den er sich wandte, bestätigte ihm die eigene Vermutung, daß er eine Gefängnisstrafe von drei bis sechs Monaten zu erwarten habe, denn die Beleidigung war sehr schwer, und der Staatsanwalt ließ sich sicherlich nicht entgehen, daß dabei auch eine Aufreizung enthalten sei. Seine Personalien dienten endlich nicht dazu, ihm eine milde Beurteilung zu verschaffen.

Hedwig war ganz außer sich, als sie von dem dem Gatten bevorstehenden Schicksal hörte. Sie wollte sich von ihm, der gefaßt, wenn auch sehr erregt war,

nicht damit beschwichtigen lassen, daß es sich sozusagen um einen Berufsunfall handle, der tapfer hingenommen werden müsse. Der Zusammenhang der Umstände versetzte sie in einen Zustand verzweifelter Geistesverwirrung. Ihr war es gerade, als ob der arme Gatte das unschuldige Opfer ihrer heimlichen Sünde sei, mit der sie an Herrn Maus ein viel schlimmeres Unrecht begehen half. Eine geheimnisvolle Vergeltung war im Werke und mochte noch weiteres Unheil bringen. Die Gewissenspein erdrückte sie fast, und mächtig drängte es sie, dem Gatten ein Geständnis abzulegen. Da kam ihr der Gedanke, das Pärchen müsse Rat schaffen oder aber die gefällige Teilnahme an seiner Sünde hatte ein Ende. Ungeheuerlich schien ihr der Zustand, daß sie künftighin das Sündenlager der Ehefrau dessen richten solle, der ihren Mann ins Gefängnis schicke. Aber ehe sie ihren Plan ausführen konnte, erschien die Kammerjungfer der Frau Maus, brachte die Vorausbezahlung der vereinbarten Miete für einen Monat und erklärte die Vereinbarung für aufgelöst. Sie machte dabei eine sehr hochnäsig reservierte Miene. Dadurch wurde Hedwig erst recht gereizt, ihren Gefühlen Luft zu machen, welches Unheil durch diese Familie für sie entstanden sei, und sie forderte kurzweg, daß Frau Maus für eine günstigere Wendung sorge. Als die

Kammerjungfer wiederum sehr überlegenen Tones meinte, ihre Gnädige könne sich auf derlei nicht einlassen und sei vielmehr höchst verstimmt über diesen peinlichen Zusammenhang der Dinge, da wurde Hedwig noch heftiger und stieß Drohungen aus, als wolle sie schon Mittel und Wege finden, Herrn Maus zur Kenntnis zu bringen, wer ihn noch viel ärger beleidigt habe als ihr Mann. Die Kammerjungfer war schließlich doch über die maßlose Erregung, in die sich Hedwig hineingeredet hatte, erschrocken und machte ihrer Herrin Mitteilung davon.

Frau Maus war über die Störung, die ihr Liebeshandel erfahren hatte, sehr ärgerlich, scheute sich aber, diesen Ärger allzu heftig an der Dienerin auszulassen, obwohl diese die Hauptschuld trug. Sie hatte nämlich den Glauben erweckt gehabt, als habe Brandstötter selber Kenntnis von der Heimlichkeit in seiner Wohnung, und Auermann hatte lustig gespottet über sonderbare Grundsätze des sozialdemokratischen Volkstribuns, die aber eine gewisse wertvolle Sicherheit böten. Als nun jener Artikel erschienen war und in der Fabrik großes Aufsehen erregte, sprach er sich gegen Frau Luise über die peinliche Situation, die entstanden war, aus, und in der weiteren Folge kam die Kammerjungfer zu dem Geständnis einer begangenen Unaufrichtigkeit.

Frau Luise nahm die Sache zunächst gar nicht so schlimm. Was habe ein Zeitungsartikel gegen ihren Mann mit ihrem Geheimnisse zu tun? Auermann war aber ganz anderer Ansicht und verlangte sehr entschieden, daß unter solchen Umständen die Beziehungen zu jener Frau Brandstötter sofort gelöst würden.

Als jetzt die Kammerjungfer von Hedwigs erregten Drohungen erzählte, wurde Frau Luise doch ängstlich, und auch Auermann fand die Sache nicht ungefährlich. So sehr es ihn bedrückte, daß da gegeschäftliche Dinge in Zusammenhang mit seiner persönlichen Schuld gerieten und so seine bisherige Spitzfindigkeit des Unterschiedes von privatem Betrug und geschäftlicher Pflichttreue in die Brüche geriet, sah er sich denn doch gezwungen, mit dem Chef über eine Zurücknahme des Strafantrages gegen Brandstötter zu sprechen. Es war keine leichte Sache, denn Heinrich Maus war gerade durch den gegebenen Fall aufs höchste erbost, weil er sich selbst im Unrecht fühlte. Freilich war es in erster Linie der Fehler einer Verwaltungsabteilung gewesen; aber er hatte es wiederholt ausgesprochen, daß jeder Fehler, der in der Leitung des Geschäftes gemacht werde, ihn persönlich mit einem Mangel der Sorgfalt oder Umsicht belaste. Jenes Haus, in dem der Typhus aus-

gebrochen war, war ein altes, vom Vater erworbenes Bauernhäuschen. Man hatte es mit drei anderen, dicht benachbarten einfach bei der Aufstellung des Voranschlages für das Baukonto schon vor einigen Jahren übersehen, und dieser Fehler hatte sich dann weiter geschleppt. Die ganz abseits, wie eine besondere Kolonie, gelegenen Häuschen führten ein Sonderdasein, um das sich niemand kümmerte, weil auch ihre Inwohner nie etwas von Wünschen oder Klagen verlauten ließen. Daß sich jetzt ein solcher Typhusfall ereignete, das war eine zweifellose Niederlage seiner Verwaltung, und besonders erboste es ihn, daß der Sozialistenführer Brandstötter ihm einen Vorwurf machen konnte, bei dem er nicht unrecht hatte. Bisher war ihm der junge Rabulist, der von einem großen Fabrikbetrieb keine Ahnung hatte, eine Persönlichkeit gewesen, die er belächelte, ein tollgewordener Schulmeister. Jetzt ging das nicht mehr an. An den einzelnen beleidigenden Wendungen des Artikels war ihm wenig gelegen. Sie boten nur die Möglichkeit, den Mann zu treffen, der sich erkühnt hatte, was man noch nie in Bodenheim gewagt hatte, zu behaupten, Heinrich Maus schädige durch seine Verwaltung das öffentliche Interesse. Auermann kannte diese Denkweise des Chefs sehr genau, er wußte ebenso genau, daß es ein kühnes Beginnen war, seinen

verletzten Stolz zur Milde wandeln zu wollen, und er fühlte zugleich, wie schmachvoll er damit auch dessen geschäftliches Vertrauen mißbrauchte. Aber die Gefahr war da, denn einem gereizten Weibe ist nie zu trauen.

Heinrich Maus machte ein höchst erstauntes Gesicht, als sein Vertrauter von dem Strafantrage gegen Brandstötter zu reden anfing und davon, daß es einen Sensationsprozeß geben würde. Die Sensation sei schon darin gelegen, daß die Firma überhaupt im Zusammenhang mit gegen ihren Betrieb gerichteten Vorwürfen vor Gericht erscheine; der Rechtsanwalt des Angeklagten werde sich nicht scheuen, allerlei Klatsch aufzustöbern; Arbeiter und Angestellte der Fabrik würden als Zeugen vernommen, und das könne die Disziplin schädigen.

„Ja, was ist denn in Sie gefahren, Herr Auermann?" unterbrach Heinrich Maus endlich den Sprechenden in einem sehr unwilligen Ton. Auermann meinte, er habe sich nur verpflichtet gefühlt, von gewissen Stimmungen und Meinungen, die in der Stadt bemerkbar seien, Kenntnis zu geben.

Der Chef sah ihn verwundert an und entgegnete:

„Seit wann holen wir uns denn die Verhaltungsmaßregeln aus der Stadt? Ich hoffte vielmehr, daß Sie solchen aufdringlichen Ratgebern die richtige Antwort nicht schuldig bleiben!"

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Lassen Sie sich nicht etwa zu irgend einer Vermittlerrolle gebrauchen. Ich liebe eine solche Ausnutzung meines persönlichen Vertrauens nicht."

Auermann versetzte, er spreche in keinerlei Auftrag, sondern habe nur das Interesse, den Chef davor zu behüten, daß er in der Öffentlichkeit herumgezogen werde.

„Ich fürchte Ihre Öffentlichkeit nicht!" lautete die Antwort. „Diese ängstliche Scheu vor dem Skandal ist das größte Übel. Dadurch werden die böswilligen und die leichtfertigen Lästerer in ihrem Handwerk gefördert. Sie waren doch sonst ein schneidiger Mensch. Hoffentlich sind Sie mir nicht in falsche Gesellschaft geraten. Ich kenne die Sorte der immer Schlauen, immer Bedenklichen, die an jedes Ding gleich ein Aber anhängen und das Achselzucken gewohnheitsmäßig üben. Bodenheim ist ein Spießbürgernest. Versumpfen Sie hier nicht, lieber Auermann! Das täte mir leid."

Auermann gab seine Versuche nicht auf, obwohl er die Ungeduld des Chefs wachsen sah, und kam dazu, in der Angelegenheit, bei der nun einmal doch Fehler begangen worden seien, eine sehr heikle Wunde der Firma zu sehen, während anderseits dieser Brandstötter ein junger Mensch sei, dessen Bedeutung in

gar keinem Verhältnis stehe zu der Gefahr, die das Ansehen der Firma laufe.

„Ich sollte also klein werden vor der Schreiberei eines jener jungen Burschen, die eine Zukunft bauen wollen, indem sie viele Worte machen, um die Taten anderer in den Staub zu ziehen? Sie sind ein gewandter Kaufmann, Herr Auermann, aber wie ich sehe, leider nicht mehr, und Ihre Besorgnis um die Ehre meiner Firma ist philiströse Angst, die ein Krämer bekömmt, wenn man von seinem Geschäfte übles spricht. Sie hüllen das nur in Geringschätzung dieses Brandstötters. Ich aber schätze ihn gerade gut genug, um als Beispiel zu dienen, daß nicht jeder Phrasendrescher ungestraft ein Werk besudeln darf. Der schaffenden Jugend gehört die Zukunft, die nörgelnden Wortemacher aber, die nichts Besseres können, als die Arbeit der Zeit mit ihren impotenten Randglossen zu begleiten, muß man unschädlich machen, so viel man kann; sie sind störende Schmarotzergewächse, die im Wege stehen. Das ist mein Standpunkt. Ich kann mich nicht auf enge Kaufmannsschlauheit beschränken und sehe solche Beschränktheit sehr ungern bei Personen, denen ich Vertrauen schenken soll."

Der Ton der Schlußworte war so hochfahrend, wie Auermann ihn noch nie gegen sich angewendet gehört hatte. Der Chef hatte offenbar seine Ein-

mischung als einen lästigen Übergriff in persönlichste Empfindungen verspürt und eine bittere Form gewählt, ihn in seine Schranken zu weisen. Wie ein kleiner Comptoirist fühlte er sich behandelt. Das war denn doch nicht nötig gewesen. Die Kränkung schmerzte heftig und ließ etwas wie Haß aufkeimen, und der Haß erzeugte ein Hohngefühl gegen diesen Herrenstolz, der in seiner Ahnungslosigkeit doch so lächerlich war. Aber diese Regung hielt nicht lange vor, sie reichte nicht aus, das ganz andere Gefühl zu überwinden, daß er im Joche des Weibes sein Bestes verloren hatte. Er war vor Heinrich Maus klein geworden und damit im Kern seines Selbstgefühls schwer verwundet. Ein Stück Selbstverstümmlung war es gewesen, das er verübt hatte.

XII.

Es hatte des Ärgers genug gegeben mit Eifersüchteleien, Auflauern, klagenden und drohenden Briefen; dann war eines Tages das Ende gekommen. Herzbrechend hatte das Dingelchen geweint, und es war auch für Willibald keine leichte Stunde gewesen. Aber über so etwas muß man eben wegkommen, wenn man einmal eingesehen hat, daß es nicht weiter geht. Andere Mädel haben oft Schlimmeres durchzumachen. Hier war kein Kind da und auch nicht in Aussicht; wäre er nicht dagewesen, so hätte ein anderer sie herumgekriegt, denn ihre Zeit war einmal gekommen. Blutjung war sie noch, hatte sich prächtig entwickelt, und da fand sich bald wieder ein Liebhaber, auch wohl ein Freier. Ihr Vater hatte ihn damals mit seinen Redensarten überrumpelt, und er hatte den kleinen, frischen Racker, der voll Verliebtheit steckte, wirklich gern gehabt. Aber es war doch nichts Besseres, als eben ein Fabrikmädel, wie die andern

auch, und da hat man es sonst mit dem Heiraten nicht so eilig. Sie paßte nun einmal nicht zu seiner neuen Stellung, und es hätte nur ein Unglück gegeben. Wenn mit den Weibern ein vernünftiges Wort zu reden wäre, hätte man nicht gleich ganz zu brechen brauchen. Sie aber steifte sich auf die „Brautschaft", während ihm ein ganz neues Leben aufging. Er stand einfach vor der Wahl, als ein schwerfälliger Tölpel zu gelten, oder aber umgekehrt eine sehr angesehene Rolle zu spielen. Es ging flott her auf den Glashütten, und so nett die Anna auch sein mochte, es waren eben ganz andere Verhältnisse, die man nicht hatte voraussehen können. Peinlich war es immer, wenn er, was gar nicht selten geschah, gerade um die Zeit durch Maustal fahren mußte, da die Arbeiter auf der Straße waren. Annas Vater hatte schon die Faust gegen ihn geballt, und sie selber hatte einmal ausgespuckt, ein anderes Mal etwas gerufen, was er nicht verstand, und noch dazu, als die Damen im Wagen saßen, die aber nichts davon merkten. Es konnte eines schönen Tages zu irgend einem Skandal kommen. Da entstand allerlei Gerede und Gemurmel, als ob es mit der Glashütte nicht mehr recht stimme, und mehr und mehr traten in der Waldschenke an die Stelle übermütiger Kurzweil sehr ernste Gespräche. Willibald fand keine Ur-

sache, besonders bekümmert zu sein, wenn er auch die angenehme Stellung nicht gern verlor. Für einen guten Herrschaftskutscher, als den er sich inzwischen gezeigt hatte, gab es, wenn nicht in Bodenheim, so anderswo immer Stellung. So nebenher machte sich der Gedanke geltend, es möchte ganz gut sein, wenn er aus dem Gesichtskreis der Anna Frege käme.

Eines Vormittags wurde die Equipage für Frau Lanzinetti bestellt, die dann beim Einsteigen befahl, nach Maustal zu fahren. Es war nicht mehr weit von zwölf Uhr, als Willibald die Pferde in Bewegung setzte, und dabei fiel ihm ein, daß der Wagen in Maustal gerade zur Zeit eintreffen würde, da die Arbeiter zur Mittagspause die Fabrik verließen. Zwar brauchte er nur bis an das Mausche Palais zu fahren, und in dieser Richtung hatte eigentlich niemand von denen etwas zu suchen, deren Begegnung ihm unangenehm gewesen wäre. Aber möglich war's doch, daß Anna sich einen kleinen Spaziergang erlaubte. Er ermunterte die Pferde zu einer schärferen Gangart. Wahrhaftig, da kam langsamen Schrittes ein Frauenzimmer herangeschlendert. Einige Schritte noch, und er erkannte Anna. Wäre nur niemand im Wagen gesessen, wie ein Windstoß hätten die Pferde an ihr vorbeisausen müssen. Es ging aber nicht an,

die alte Dame durch ein noch stärkeres Tempo, als das bisher schon eingehaltene, zu ängstigen.

Anna wich dem heranjagenden Gefährt aus.

Wie Willibald so hoch oben auf dem Bocke saß, mit dem Cylinderhut und der feinen Livree, die Zügel in beiden weit vorgestreckten Händen und den Blick nur auf die stolzen Tiere gerichtet, das war gerade so, als wolle er sagen: „Mich kümmert nicht, was da am Straßenrande an mir vorbeiläuft.“

Der Elende, der ihr so bitter weh getan, mißachten durfte er sie doch nicht! Wenn sie auch nur ein Fabrikmädel war, sie hatte ihm ihre Unschuld geschenkt, war lieb zu ihm gewesen und doch zu gut, daß man einfach sie nicht mehr sieht. In die Zügel hätte sie den Pferden fallen mögen, wenn sie nur die Kraft dazu gehabt hätte, und den Schuft von seinem stolzen Sitz herunterreißen, der so abscheulich schlecht war, daß ihr bei seinem Anblick eine wilde Wut kam über die Niedrigkeit, mit der er sie betört, mißbraucht, genarrt und abgeschüttelt hatte. Wenn nun einmal ein Fabrikmädel so wenig galt, dann schämte sie sich auch nicht mehr, sich zu gebärden, wie andere ihresgleichen. So besann sie sich auf ein recht gemeines Schimpfwort, das sie ihm jetzt gleich zurufen wollte, und die feine alte Dame sollte es hören. Da fiel ihr Blick auf einen Stein, der gerade vor ihr

lag, rundlich glatt, gut in die Hand zu nehmen, und nicht zu schwer. Sie bückte sich und schleuderte ihn mit Kraft gegen den Kopf des stolzen Kutschers, der eben an ihr vorbei war. Aber der Stein flog diesem dicht an der Wange vorbei und traf eines der Pferde, das hochaufsteigend einen Seitensprung machte.

Willibald hatte wohl gesehen, wie Anna den Stein aufhob und gefühlt, wie er ihm dicht am Auge vorbeiflog. Er war sich dessen nicht bewußt, daß er dadurch in seiner Zügelhaltung beirrt worden wäre, im Gegenteil glaubte er besonders auf die Pferde geachtet zu haben; Tatsache aber war, daß jetzt die Tiere im rasenden Galopp dahinjagten, er ihrer nicht mehr Meister wurde und Frau Lanzinetti ängstlich aufschrie. Eine kleine Weile ging es noch schnurgerade die Straße entlang, dann kam eine Zickzackbewegung der Tiere, der Wagen stieß mit einem Hinterrade an einen Baum, und Willibald flog von seinem Sitz.

Anna hatte dies alles mit einem Entsetzen beobachtet, das ihr die Füße lähmte und die Brust zersprengen wollte. Ihre Hände klammerten sich ineinander, und sie wimmerte ein Gebet. Als Willibald stürzte, schrie sie gellend auf. Wie ein dunkler Fleck lag er auf der Straße, während die Pferde weiterrasten. Tot konnte er davon nicht sein, aber ein großes Verbrechen hatte sie doch begangen. Jetzt bewegte

er sich, er wollte offenbar aufstehen, aber er konnte nicht und blieb in sitzender Stellung auf der Straße. Zögernd erst, mit scharf spähenden Augen ging sie vorwärts, dann begann sie zu laufen. Das Blut floß ihm reichlich vom geschundenen Gesicht.

„Du verdammtes Mensch du!“ schrie er sie an. „Das kommt dir teuer zu stehen!“

„Was hast' dir denn getan?“ fragte sie weinerlich und blieb scheu einige Schritte von ihm entfernt.

„Das Bein wird gebrochen sein, ich kann nicht aufstehen,“ lautete die unwirsche Antwort. „Den Hintern sollt' man dir vollhauen, daß du sechs Wochen nicht sitzen kannst, niederträchtiges Aas!“

„Ich bitt' schön, Willibald, verzeih' mir,“ sagte Anna, die Hände ineinanderschlingend. „Ich hab' dich halt so lieb gehabt!“

Willibald sah das totenbleiche Mädchen mit dem verzerrten Gesichte einen Augenblick an, dann murrte er:

„Dummes Weibsbild, du kannst was Schönes angerichtet haben. Jetzt schau 'mal zu, daß du jemand findest, der mich von der Straße bringt.“

Da sahen beide schon Leute heranlaufen.

Anna bekam Angst.

„Sag's nicht gleich,“ raunte sie mit heiserer Stimme. Zugleich machte sie eine Bewegung, als wollte sie alsbald querfeld laufen.

„Das Davonlaufen bedeutet jetzt auch nichts mehr," sagte Willibald streng, „und wenn nicht etwas ganz Schlimmes passiert ist, wissen sie schon, daß du die Schuld hast."

Sofort fragte er die Herankommenden, wie es um das Gefährte und Frau Lanzinetti stehe und erhielt die Nachricht, daß der Wagen ohne weiteres Unheil aufgehalten worden sei. Frau Lanzinetti wurde wohlbehalten zu Maus gebracht, nachdem sie selber Anordnung gegeben hatte, ihrem verunglückten Kutscher Hilfe zu bringen. Die Leute luden Willibald auf eine aus der Papierfabrik herbeigeschaffte Bahre, und Anna, der der Anblick dieses Vorganges Tränen erpreßte, bekam von ihnen harte Vorwürfe neben der Meinung zu hören, daß sie wohl mit dem Gefängnis werde Bekanntschaft machen müssen. Ehe man mit dem Verletzten aufbrach, kam eilfertig ein Polizist heran. Als ihn Anna gewahrte, schluchzte sie laut auf, denn sie glaubte sofort verhaftet zu werden. Er befragte aber nur Willibald über den Tatbestand, nahm ihr Geständnis entgegen und notierte dazu ihre Wohnung. Sie ging immerfort weinend hinter dem Transport her bis nahe an das Mausſche Haus. Da war aber schon ein Haufen Neugieriger versammelt.

Willibald war es, der sagte:

„Schickt doch das Mädel heim!“

Man gab ihr in gutmütig derbem Ton die Weisung, der sie, in einen Seitenpfad biegend, langsamen Schrittes, eine Hand an den weinenden Augen, gehorchte.

Frau Lanzinetti, die sich zunächst sehr tapfer gehalten hatte, schien, als Heinrich Maus und Frau Luise sich lebhaft um sie bemühten, von einer nachträglichen nervösen Erschütterung befallen zu werden. Nach einer Weile erholte sie sich so weit, daß sie sagen konnte:

„Es ist nicht der Unfall, das ist das wenigste.“ Nach einer weiteren Frist setzte sie hinzu: „Ich wollte eben zu dir fahren, Heinrich!“

Heinrich Maus bekam eine Ahnung, die ihn höchst peinlich berührte. Er ermahnte die alte Freundin seiner Eltern, erst sich ganz zu erholen, ehe sie an irgend etwas anderes denke.

Sie meinte aber:

„Es muß sein, Heinrich. Du mußt mich anhören, und ich werde schon fertig damit. Luise wird verzeihen, daß ich mit dir unter vier Augen sein will. Es handelt sich um Geschäfte.“

Als sie mit Heinrich Maus allein war, erzählte sie, daß Karl vor wenigen Tagen mit der Eröffnung vor sie getreten sei, der Konkurs sei unvermeidlich,

wenn sich nicht die rettenden Hände wirklich wohlmeinender Freunde fänden. Sie habe sofort an Bankier Stein geschrieben und von ihm die großherzige Antwort erhalten, er sei bereit, sich der Lage anzunehmen, wenn er dabei noch von anderer Seite unterstützt würde, wobei er hauptsächlich an Heinrich Maus denke.

Dieser hörte mit der undurchdringlichen Miene des kaltblütigen Geschäftsmannes zu. In seinem Innern entwickelte sich aber dabei eine lebhaft bewegte Welt der Gedanken und Vorstellungen. Der Sturz des Hauses Lanzinetti war ein Ereignis. Mochte man im allgemeinen noch so kühl über Leute denken, die durch eigene Schuld zu Grunde gehen, es hatte sich in den industriellen Kreisen des Tales schon eine deutliche aristokratische Richtung gebildet, die zwischen alten Firmen und herandrängenden Emporkömmlingen scharf unterschied, und wenn Heinrich Maus auch nicht zu denjenigen gehörte, die gegen solche neue Größen einen förmlichen Ahnenstolz herauskehrten, so war es ihm doch eine mit dem Heimatsgefühle zusammenhängende Pietätssache, jene Familien, die, wie die Lanzinetti, zu den Begründern der heimischen Industrie gehörten, mit besonderen Augen anzusehen. Es war demnach mehr als nur ein auffallendes Ereignis des Geschäftslebens, wenn die

Firma Lanzinetti sank. Diese Empfindungen verwuchsen aber noch auf das engste mit den Erinnerungen an Kindheit und Jugend, und da trat Klara in die Erscheinung mit einer solchen Macht und solcher Dringlichkeit, daß es ganz selbstverständlich schien, das Haus Lanzinetti müsse unter allen Umständen gerettet werden. Es war, als fiele ein Schleier nieder, als gestalte sich die Gewöhnung seiner Vorstellungen plötzlich ganz anders. Daß ihm das Mädchen in dieser Gewöhnung so nebensächlich hatte werden können! Die traulichsten Erinnerungen huschten vorüber, ein ganzes Leben vieler Jahre breitete sich aus, und in dieser langen Zeit erschien er ganz verwachsen mit Klara, die jetzt einem sorgenvollen Schicksal anheimfallen, ausgestrichen werden sollte aus den Kreisen der Gleichberechtigten. Aber da tauchte dann neben ihr ihr Bruder auf, und eine eisige Kälte machte alle anderen Empfindungen erfrieren, daß nur ein tiefer Widerwille übrig blieb. Auermann hatte damals wohl die schlimmsten Qualen der Eifersucht gelöscht, aber damit war doch die Abneigung gegen den jungen Fant nicht verwischt. Es blieb ein lauerndes Mißbehagen zurück, denn die Freude an seinem schönen Weibe war ihm vergällt, etwas Unerklärliches haftete an Luise, etwas wie ein heimliches, nur leise ahnbares Widerstreben bei seiner Berührung. Wie

es immer sein mochte, dieser Karl Lanzinetti hatte sich ihm lästig gemacht und war ohnedies ein Mensch, dem man keine Teilnahme schenken konnte. So wurde seine Antwort viel frostiger, als er es der schwer bekümmerten alten Dame eigentlich hatte zufügen wollen. Zwar wies er sie nicht in deutlichen Worten ab, aber die Art, wie er seine Gebundenheit durch eigene Unternehmungen klar legte, hatte nicht den geringsten Klang jenes Mitgefühls, das die alten Familienbeziehungen erforderten. Frau Lanzinetti mußte zu dem Schlusse gelangen, daß diese für ihn nicht die geringste Bedeutung mehr hatten und jeder andere Bewohner von Bodenheim für das Schicksal eines so angesehenen Hauses mehr Interesse gehabt hätte, als gerade derselbe Mann, der die innigste Jugendfreundschaft beiseite geschoben und damit das Herz ihrer Tochter so schwer verwundet hatte.

Ihre tiefe Entrüstung bebte deutlich durch die Worte:

„Du verzeihst, Heinrich, daß ich dich behelligt habe. Ich dachte an vergangene Zeiten und vergaß dabei, daß sich die Verhältnisse eben geändert haben. Du bist ein großer Industrieller, mit in die Weite gehenden Plänen, und da kannst du dich natürlich nicht mehr auf Umstände einlassen, die mit früheren Gewohnheiten zusammenhängen.“

Heinrich Maus fühlte den Stachel und erwiderte:

„Ich entziehe mich ganz und gar nicht den Beweggründen, die du andeutest, und werde auch sehr gerne mit Herrn Stein in eine Beratung eintreten — — — —“

Frau Lanzinetti hatte das Gefühl, daß er erst etwas anderes hatte sagen wollen, als er fortfuhr:

„Ich kann aber jetzt nicht ermessen, ob ich wirklich durchgreifende Hilfe zu bringen in der Lage bin.“

Es klang wieder sehr kalt, und die alte Dame zögerte Hoffnung zu fassen. Da sagte er ganz anderen Tones:

„Es handelt sich zunächst um dich und Klara. Da werden, denke ich, doch Wege zu finden sein.“

Diese Bemerkung verwirrte Frau Lanzinetti einigermaßen, daß sie Heinrich Maus nun ganz schüchtern fragend ansah. Dieser gab aber keine nähere Erklärung. Nach einer kleinen peinlichen Pause raffte sie sich dazu auf, den Sohn zaghaft in Schutz zu nehmen und allerlei Gründe aufzuzählen, die das Mißgeschick herbeigeführt haben sollten.

Heinrich Maus erwiderte kühl:

„Ich habe keinen näheren Einblick in die Verhältnisse, aber wenn die Firma überhaupt noch auf-

recht erhalten werden kann, dann wird jedenfalls für eine bessere Leitung zu sorgen sein."

Frau Lanzinetti weinte leise. Es blieb ihr nichts mehr zu sagen. Trost hätte sie gebraucht, und den gab ihr der Mann nicht, der ihrem Sohne übelwollte.

Der Maussche Kutscher fuhr sie mit ihren Pferden nach Hause. Dort erzählte sie ihren Kindern den bestandenen Unfall ganz kurz als Nebensache, um mit desto größerer Erregung von dem Verhalten zu sprechen, durch das Heinrich Maus ihr gezeigt habe, wie widerwillig er seine Hilfe leiste, und welche Demütigungen daraus noch entspringen würden.

„Er mag dich nicht leiden," sagte sie zu Karl, „und läßt uns jetzt entgelten, daß du seiner Frau mehr als gut, den Hof gemacht hast."

Karl Lanzinetti zuckte mit einer höhnischen Miene die Achseln, Klara sah ihn zürnend an. Dies gab der Mutter die Veranlassung, mit scharfer Betonung fortzufahren:

„Onkel Thomas benimmt sich wenigstens edler, aber wir steh'n ihm in einer peinlichen Lage gegenüber. Gerade die beiden Menschen, an deren Freundschaft für uns jetzt so viel gelegen ist, fühlen sich von euch verletzt."

„Hat uns Heinrich nicht ganz anders verletzt?"

warf Karl Lanzinetti ein. „Wir haben eine Rechnung mit ihm, dächt' ich, und wenn er es darauf ankommen läßt, will ich sie ihm schon klar machen."

„Ich verbitte mir ein für allemal so niedrige Redensarten!" rief Klara aus und erhob sich mit heftiger Bewegung vom Sitze.

Brutal entgegnete ihr Bruder:

„Du hast dir was zu verbitten! Die Dinge stünden ganz anders, wärst du Onkel Thomas' Frau geworden. Immer soll der Sohn des Hauses die Familienverpflichtungen tragen, und ihm macht man Vorwürfe, wenn die Dinge schief gehen. Das Fräulein Schwester aber verbringt seine Zeit mit Schmachtereien und weist einen tüchtigen Freier ab, weil sie ihre überspannten Gefühle nicht aufgeben will. Es ist übrigens noch gar nicht gesagt, daß Onkel Thomas jetzt nicht seinen Antrag in der Form einer Bedingung wiederholt. Was gedenkt das Fräulein dann zu tun?"

„Jedenfalls mich nicht zu verkaufen! Darauf rechne nicht!" erwiderte Klara.

Frau Lanzinetti beschwichtigte die Geschwister damit, daß ja solche Erwägungen bei Onkel Thomas ganz ausgeschlossen seien und mahnte sie, doch die Not der Zeit nicht noch durch Zwietracht zu erschweren. Dabei gewann Klara die deutliche Em-

pfindung, daß die Mutter keinesfalls gewillt war, sich auf ihre Seite zu stellen.

Karl sprach jetzt davon, daß er zusehen müsse, ob die Pferde doch keinen Schaden genommen hätten und beklagte die Verlegenheit, in die er durch den Unfall des Kutschers komme.

„Ein nettes Gesindel hat der Musterknabe unter seinen Leuten!“ schalt er noch im Hinausgehen.

Er haßte jetzt Heinrich Maus, den er bisher mit spöttischer Miene betrachtet hatte, und ein beträchtlicher Teil dieses Hasses hatte seinen Grund in dem Gedanken, daß Frau Luise den Mann, der bei ihrem Gatten um Hilfe hatte bitten müssen, mit ganz veränderten Gesinnungen betrachten würde. Er selber fühlte sich ihr gegenüber befangen. Obwohl er sich sagte, daß solche geschäftliche Dinge eigentlich gar nichts mit einer galanten Werbung zu tun hätten, regte sich doch etwas von den kaufmännischen Anschauungen Bodenheims in ihm, über das er nicht wegkam. Ein Mann in seiner Lage war im Sinne dieser Anschauungen wenigstens vorläufig gesellschaftlich bemakelt, hatte keine volle Position. Freilich war Frau Luise keine Bodenheimerin, aber er wußte nicht, wie sie der kaufmännischen Tradition gegenüberstand, ob sie von ihrem Gatten nicht schon

nach dieser Richtung ausreichend beeinflußt war. Gerettet wurde er ja, daran hatte er nie gezweifelt. Wenn aber dabei diese Frau verloren ging, dann war ihm doch ein großer Schade geschehen. Daß er, der elegante Lanzinetti, einmal so grimmigen Neid gegen diesen jämmerlichen Heinrich Maus mit seinem blühenden Reichtum und seinem schönen Weibe fühlen sollte, das hätte er sich nicht träumen lassen.

Klara stand den Dingen mit zweifelvoller Erregung gegenüber. Peinigend war es, Onkel Thomas als Retter sich gefallen lassen zu müssen, peinigend war es, dem Jugendfreund, der sie verschmäht hatte, lästig zu werden. Karl war schuld daran, daß dieser als eine Last empfand, was ihm ein gern gewährter Freundschaftsdienst hätte sein sollen, und nächst Karl jenes Weib, das ihn so kleinlich machte. Sie malte sich aus, wie sie an Stelle der Mutter zu ihm gesprochen und damit die großherzige Sinnesart, die doch in ihm wohnte, geweckt hätte. Dann hielt sie erschrocken inne, denn heiße Röte trieb die Vorstellung ihr in die Wangen, ihre Beredsamkeit habe Heinrich Maus so sehr bezwungen, daß er erkenne, was er versäumt, wie er geirrt und ein reuevolles Bekenntnis vor ihr ablege. Das wäre etwas Entsetzliches gewesen, und mit schmerzlicher Gewalt drückte sie die Empfindung nieder, als ob dieses Ent-

setzliche sehr schön sein könnte. Auf alle Fälle trat ihr Heinrich aber doch durch die Ereignisse näher, sie mußte bei irgend einer Gelegenheit ihm danken, er mußte darauf eine passende Antwort finden. Würde er, der so kalt gegen die Mutter war, es auch gegen sie sein? Hatte sie nicht die Pflicht, durch ihr eigenes Verhalten eine solche kühle Förmlichkeit selbst herbeizuführen? Wäre es Sünde gewesen, hätte sie durch einen wärmeren Gefühlsausdruck ihm das Geheimnis ihrer Seele verraten? Mit der Mutter war sie der festen Überzeugung, daß Onkel Thomas sie nicht unedel vor eine Zwangslage stellen würde, für sich selber aber hatte sie noch die weitere Überzeugung, daß ein leiser Wink ihn seinen Antrag erneuern lassen würde. An diesen Wink war nicht zu denken, und eben darum erschien ihr ihre Lage so bitter seltsam zwischen den zwei Männern, die beide an ihr Herzensleben tasteten und doch nichts anderes ihr sein konnten, als die Retter ihres Vermögens. Nach getanem Werke gingen sie wieder ihres Weges, und ein Weibesschicksal ließen sie unerfüllt zurück, das nach Erfüllung lechzte, aber für den einen unfruchtbar bleiben mußte, weil seine Blüte bei dem anderen die Sonnenwärme suchte. An Gott zu freveln war sie geneigt, der die Lose des Menschen so verwirrt, gewiesene Bahnen des Glücks

durchkreuzt und die Kraft zum Guten lähmt, indem er ihre natürliche Entwicklung stört. Wozu legt er in die Menschenbrust große, starke Gefühle und läßt sie dann brachliegen? Warum gibt er das Heiligste in uns zweckwidrigen Zufällen preis und läßt die Menschen auseinandergehen, die miteinander die große Harmonie, das Ziel einer vollen, schönen Menschlichkeit erreicht hätten? Warum hindert er, daß die Welt so schön ist, wie sie sein könnte?

XIII.

Die Gerichtsverhandlung gegen den Redakteur Brandstötter war anberaumt, als die in Maustal ausgebrochene Typhusepidemie, nachdem sie auch in Bodenheim selbst und dort nicht nur in den Arbeiterquartieren zahlreiche Erkrankungen mit manchen Sterbefällen erzeugt hatte, eben erloschen war. Vom Kreisphysikus wurde ein Gutachten dahin abgegeben, daß die alleinige Entschuldigungsursache der Epidemie in dem schlechten gesundheitlichen Zustande jener Mausschen Arbeiterhäuser zu suchen sei, die namentlich sehr schlechte Wasserversorgung gehabt hätten, so daß eine der ersten Maßregeln die Sperrung des dortigen durchseuchten Brunnens war. Die als Zeugen vernommenen Kassenärzte sagten aus, daß sie zwar nie Anlaß zu besonderen Äußerungen gehabt hätten, daß ihnen aber allerdings ein auffallender Unterschied dieser Häuser von allen anderen Arbeiterwohnungen bekannt gewesen sei. Der kaufmännische Direktor der

Maus'schen Fabriken erörterte sehr ausführlich die auf lange Jahre zurückgehende Ursache, warum gerade diese Häuser eine Sonderstellung einnahmen, mußte aber auf Befragen des Vorsitzenden einräumen, daß man nie daran gedacht hatte, näher zu prüfen, ob sich nicht eben in diesem langen Zeitraume Übelstände ausgebildet hätten. Er rechtfertigte diese Unterlassung damit, daß die Bewohner sich nie beschwert hätten. Durch Aussagen von Arbeitern ergab sich, daß in Arbeiterkreisen selber die schlechten Zustände dieser isolirten Kolonie zuweilen besprochen worden seien, aber weil dort immer dieselben Familien hausten, habe sich eben eine Gewohnheit ausgebildet, während bei einem Wechsel der Insassen wohl Beschwerden laut geworden wären. Diese Wohnungsfrage wurde so ausführlich behandelt, daß es zeitweilig den Anschein gewann, als sei der Inhaber der Firma Maus und nicht der Redakteur Brandstötter der Angeklagte. Der Staatsanwalt erhob denn auch in seinem Plaidoyer mit sehr scharfen Worten Einspruch dagegen, daß man die Aufmerksamkeit vom eigentlichen Gegenstand der Verhandlung abzulenken gesucht habe, und die großen Verdienste der Firma Maus um ihre Arbeiter hervorhebend, behauptete er, der Redakteur Brandstötter habe nur aus unglücklichen Umständen Agitationsstoff geschöpft. Sein

Artikel gehe noch über den Begriff der schweren Beleidigung hinaus, er enthalte eine Aufreizung und beute die traurige Erscheinung einer Epidemie zur Störung des Friedens zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer aus. Der Antrag des Staatsanwalts lautete auf drei Monate Gefängnis. Der Verteidiger führte aus, daß die laute Erörterung der den Artikel veranlassenden Tatsachen sehr notwendig gewesen sei, um festzustellen, daß der Verfasser nicht leichtfertig gehandelt habe, sondern zu seinen Angriffen durch ein schwerwiegendes öffentliches Interesse veranlaßt worden sei. Er schilderte eingehend den Entwicklungsgang der Epidemie, die Beunruhigung der Bevölkerung, die Gefährdung des guten Rufes der Stadt in bezug auf ihre Gesundheitspflege und meinte, die Gelegenheit sei schlecht gewählt, besondere soziale Verdienste der Firma Maus zu rühmen, die gerade in diesem Falle ihre öffentlichen Pflichten gröblich verletzt habe. Angesichts der Sachlage könne, obwohl eine beleidigende Form des Artikels nicht zu leugnen sei, doch keinesfalls auf eine Gefängnisstrafe erkannt werden, sondern nur auf eine mäßig berechnete Geldbuße. Brandstötter ergriff selbst das Wort zu einer längeren Rechtfertigung. Er hob hervor, ihm seien in seinen Bestrebungen zum Wohl der Arbeiter die Personen der Fabrikinhaber sehr gleichgültig, er habe

sich aber allerdings darüber entrüstet, daß ein Riesenunternehmen, dem Millionen zur Verfügung ständen, durch Vernachlässigung eines gerade in diesem Tale so wichtigen Gebietes, wie das der Arbeiterwohnungen, nicht nur die eigenen Arbeiter, sondern eine ganze Stadt gefährden könne und habe in seinem Artikel möglichst scharf hervorheben wollen, daß solche Großindustrieen, die Menschenmengen an sich heranziehen, aus dieser Anhäufung von Arbeitermassen öffentliche Verpflichtungen haben, die nicht, wie es zu geschehen pflege, mit Wohltätigkeitsakten verwechselt werden dürften. Anderenfalls werde die Großindustrie zu einer öffentlichen Gefahr.

Das Gericht kam in seinem Urteile zu dem Ergebnis, daß der Artikel zwar schwere Beleidigungen des Inhabers der Maustaler Papierfabriken enthalte, daß aber der bisher noch nicht bestrafte Angeklagte wohl der Meinung habe sein können, er vertrete ein wichtiges Interesse seines Leserkreises. Daher sei eine Geldstrafe von zweihundert Mark als eine ausreichende Sühne zu betrachten. Dem Beleidigten sei ferner das Recht zugesprochen, das Urteil in sämtlichen in Bodenheim erscheinenden Zeitungen auf Kosten des Angeklagten zu veröffentlichen.

Es war zur vorgerückten Abendstunde, als Brandstötter mit diesem Ergebnisse nach Hause kam,

wo Hedwig in banger Aufregung seiner harrte. Sie fiel ihm zunächst jubelnd um den Hals. Dann hielt sie mit ihrer Freude etwas inne und fragte bedenklich, wer denn diese großen Kosten aufbringen werde? Als ihr aber der Gatte erklärte, daß die Parteikasse um so bereitwilliger einspringen werde, als dieses Urteil eigentlich einen großen Sieg bedeute, gewann sie die frohe Laune wieder, und in stürmischen Zärtlichkeiten gab sie dem Gefühle Ausdruck, daß ihr der Liebste gewissermaßen wiedergegeben sei. Sie hatte so Angst gehabt vor der Vorstellung, ihn monatelang eingesperrt zu wissen. Brandstötter, der sich selber von einem höchst unbehaglichen Gefühle erlöst fühlte, war von der innigen Liebe, die aus Hedwigs Wesen leuchtete, überaus beglückt. Er hatte eine Zusammenkunft mit Gesinnungsgenossen verabredet. Hedwig bat ihn aber, halb schmollend, halb lockend, wenigstens noch ein kleines Weilchen zu bleiben. So dringliche Beredsamkeit lag in ihrem durch lebhafte Erregung verschönten Gesicht, daß er es nicht über sich brachte, sie mit der Redensart, er werde bald zurück sein, abzuspeisen. Seit langem hatten sie sich nicht mehr zu einer solchen Liebesseligkeit zusammengefunden, wie sie jetzt über sie kam. Hedwig war es, als müßte sie weinen vor Glück, da der nachdenkliche, arbeitsvolle Gatte lachend sie mit einer Fülle von Koseworten

überschüttete und dazwischen mit weicherem Ernste die Vorzüge rühmte, die ihn an sie fesselten und beglückten. Er war so gut, so lieb, daß ihr ganz fromm zu Mut wurde, und sie ahnte es gar nicht, daß von ihr doch ein berauschender Duft der Weiblichkeit ausging, sie hatte gar nicht acht darauf, daß der feuchte Schimmer ihrer Augen, die schmachtende Bewegung ihrer Lippen, ihr zuweilen zu einem leisen Seufzer werdendes Atmen, die weiche Schmiegsamkeit ihres Körpers köstlichen Zauber um den Gatten woben, bis sie halb traumentrückt die Schauer fühlte, die sie selbst durchbebten. Sie hatte den Kopf fest an seine Schulter gelehnt, er spielte mit ihrem Haar und ihrer Hand. So plauderten sie glücksmüde in kurzen Sätzen. Da sagte Brandstötter:

„Herr Maus wird sich jetzt so wohl nicht bei seiner Frau Gemahlin fühlen, wie ich bei dir."

„Du meinst, er ärgert sich, weil du nicht eingesperrt wirst?" fragte Hedwig.

„Darüber wenigstens, daß das Gericht meine Vorwürfe nicht ganz ungerechtfertigt gefunden hat."

„Recht geschieht ihm!" sagte Hedwig darauf in einem Ton schadenfroher Befriedigung, und diese Schadenfreude gab ihr den Anreiz fortzufahren. „Ich könnt' ihn übrigens noch ganz anders ärgern."

„Du?“ warf Brandstötter mit heiterem Erstaunen ein.

„Ja, ich!“ erwiderte sie. „Ich weiß etwas von seiner Frau.“

„Daß du dich nicht an irgend einer Schwätzerei beteiligst, Schatz,“ mahnte Brandstötter sanft. „Das könnte gerade jetzt, wo man von dem Prozesse viel sprechen wird, seine Folgen haben.“

Hedwig stutzte ein wenig. War's doch besser zu schweigen? Aber die vertrauliche Situation lud dringlich dazu ein, ihr Geheimnis loszuwerden. Es war nicht mehr bloß der Kitzel des Hasses, sondern es machte sich ein Bedürfnis nach Aufrichtigkeit geltend. Auch fiel es ihr schwer, auf schon begonnenem Wege wieder einzuhalten.

„Ich sag's ja nur dir,“ sprach sie, „und 's ist auch keine bloße Schwätzerei. Ich weiß es bestimmt, daß Frau Maus ein Verhältnis hat.“

Brandstötter lachte erst kurz auf, sagte aber dann in einem lebhaften Ton des Tadels: „Da sieht man, wie Schwätzereien bei euch Weibern entstehen. Du redest von einem bestimmten Wissen und hast die ganze Geschichte von unserem Fräulein oben, die sie wieder von der Mausschen Kammerjungfer hat. Du hast mir ja erzählt, daß sie die kennt. Bist ein richtiges Klatschmäulchen!“ Dabei gab er ihr einen scherzenden

Backenstreich und erhob sich zugleich, indem er noch sagte:

„Jetzt will ich doch noch die Genossen aufsuchen. Sonst wird es wirklich zu spät."

Hedwig ersuchte ihn noch um ein kurzes Verweilen, und ein wenig befangen sagte sie:

„Das Fräulein und die Kammerjungfer haben wohl damit zu tun, aber 's ist doch nicht bloß Klatscherei. Die Frau Maus ist mit ihrem Liebhaber hier im Hause gewesen."

Dabei wies sie mit dem Finger nach der Decke und sah Brandstötter forschend an.

Dieser machte erst eine verwundert nachdenkliche Miene. Dann rief er, sich an die Stirne fassend:

„Hedwig! Du wirst doch nicht — — —"

Sein Gesicht war glühend rot, und seine Augen starrten sie an. Er hörte nur noch einige Worte von ihr an, dann sprang er auf, und mit beiden Händen seinen Kopf haltend, lief er in der Stube hin und her, dabei klagend:

„Das ist ja entsetzlich! Gott, o Gott! Was soll das nur werden! Ich bin ruiniert! Diese Schande!"

„So schrei doch nicht so! Das Kind wacht ja auf!" versuchte ihn Hedwig zu beschwichtigen. Da

trat er dicht vor sie hin, und die geballte Faust ihr entgegenhaltend, sprach er mit zornerstickter Stimme:

„Du elende, falsche Kreatur! Mit anderen Schandweibern treibst du hinter meinem Rücken ein Sündenhandwerk, während ich glaube, eine brave Frau zu haben, für die ich ehrlich arbeite. Eine Dirne warst du, und eine Dirne bist du geblieben! Du weißt gar nicht, was Ehre ist, und um Geld sind dir Leib und Seele, Mann und Kind feil! Zur ungeheuerlichen Komödie, zur erbärmlichsten Niedertracht ist der Kampf geworden, um den ich das Gefängnis gewagt habe. Als Schuft lauf' ich jetzt herum und kann keinem anständigen Menschen mehr ins Gesicht sehen. Mir ekelt vor mir selber und dem stinkenden Schmutz, in dem ich lebe!"

Wie eine Bildsäule war Hedwig dagestanden und hatte sich schmähen lassen. Daß er ihr Geständnis nicht so milde aufnahm, wie sie es aus der augenblicklichen Stimmung gehofft hatte, war ja zu erklären; aber das begriff sie nicht, daß sich ein Mensch so jählings völlig verwandeln und an Stelle zärtlichster Liebe bitterste Beschimpfung setzen konnte. Das konnte doch nicht recht sein, und es mußte da doch etwas im Gemüte fehlen. Auch die dunkle Empfindung lebte auf, als ob Brandstötter keine Ursache

hätte, gar so entrüstet zu reden. Es hatte eine Zeit gegeben, in der er nicht so empfindlich in Geldsachen gewesen war.

Ihn reizte Hedwigs stumme Wehrlosigkeit noch mehr, und er fuhr zu schelten fort:

„Dir fehlt eben jeder Begriff von Recht und Unrecht, du hast gar keine moralische Empfindung! Ich glaube gar, du wunderst dich noch, daß ich mich nicht freue über das feine Geschäft, das du gemacht hast?' Das saubere Fräulein da oben fliegt sofort hinaus. Das ist natürlich gerade die Richtige gewesen für dich. Die hat dich bald erkannt. Brauchtest nur ein bißchen angetippt zu werden und warst dann gleich dabei."

„Wir haben eben das Geld gebraucht," warf jetzt Hedwig schüchtern ein. „Das war nicht meine Schuld."

„Wie? Möchtest du etwa gar mich für diese Gemeinheit verantwortlich machen?"

Hedwig schüttelte leise den Kopf.

„Na, das möchte ich mir auch nachdrücklich verbeten haben! Freilich, wenn es bekannt wird, bin ich's, der dafür büßen muß, geht es auf meine Kappe, denn sag' ich auch, daß alles hinter meinem Rücken geschehen ist, so bleibt's doch ein Schandfleck, eine Kupplerin zur Frau zu haben."

„Dann jag' mich halt fort!" schrie Hedwig auf und brach in Schluchzen aus.

„Verdient hättest du es!" versetzte Brandstötter hart.

Er ging einige Male erregt in der Stube hin und her, dann griff er mit heftiger Gebärde nach seinem Hut.

Er war im Begriff die Türe zu öffnen, als es leise, gebrochenen Tones an sein Ohr drang:

„Ich bitt', verzeih' mir doch!"

Ohne Antwort verließ er die Stube, die Türe heftig hinter sich schließend.

Das Kind im Nebenzimmer erwachte jetzt und schrie. Hedwig setzte sich an dessen Bettchen und schläferte es, den eigenen Tränen gebietend, wieder ein, blieb dann aber am Bettchen sitzen, in traurige Gedanken versunken und dazu neuerdings, aber nur ganz leise weinend. Das war nicht recht gewesen, so hart mit ihr zu verfahren. Echte Liebe muß verzeihen können. Aber das war das Schrecklichste, was aus all den Beschimpfungen herausklang: er hatte ihre Vergangenheit noch immer nicht überwunden, in der Erinnerung an diese ging er so verächtlich mit ihr um. War es jetzt wirklich mit allem aus? Sah er in ihr nichts anderes mehr als ein schlechtes, gemeines Weib? Und das gerade nach so seligen Augen-

blicken, in denen es war, als sei eine neue Liebe aufgeblüht. Das hielt sie nicht aus, so neben ihm herzugehen, nur geduldet und dabei mißachtet. Ein Lump wäre er geworden, wenn sie damals nur mit seiner unerfahrenen Verliebtheit gespielt hätte. Ihr Drang zum Guten war es gewesen, der seinem erst gar nicht nach Gutem gerichteten Trieb die bessere Richtung gab, auf der er festen Halt gewann. Das war ihm jetzt nicht mehr bewußt. Jetzt fühlte er sich als der Mann, der etwas bedeutete, und sie war eben nur ein Weib, das tief unter ihm stand und das er beschimpfen durfte, wenn es etwas falsch gemacht hatte. So sind die Männer. Sie haben die rechte Liebe nicht, denn ihr Stolz sieht, wenn nicht der Rausch der Leidenschaft sie erfüllt, das Weib als ein geringeres Wesen an. Zanken hätte er mit ihr ja können; aber wenn eine Frau, auf die Gunst einer solchen Stunde bauend, aufrichtig wird, dann vergißt man doch nicht so ganz und gar, daß sie sich wenige Augenblicke zuvor mit ihrem ganzen Sein zur höchsten Freude dargeboten hat. Er hatte eben die rechte Liebe nicht, und das war ein großes Unglück für sie und wohl auch für ihn, denn er bedurfte eines braven, tüchtigen Weibes. Gegen ihn war sie das aber, wie sie sich auch sonst verfehlt haben mochte. Und, wenn sie's näher besah, wollte sie es auch jetzt noch nicht für

wahr halten, daß sie ein gar so großes Verbrechen begangen habe. Sie waren eben arme Leute. Dafür, daß das mit jenem Artikel zusammentraf, konnte doch sie nichts, das hatte sie nicht voraussehen können. Es war das erste Mal, daß es in ihrer Ehe einen so heftigen Sturm gegeben hatte. Wenn weiter nichts aus der Geschichte mit Frau Maus herauskam, dann beruhigte sich der Gatte vielleicht doch bald wieder. Es war ja gar nicht möglich, daß er darum eine Frau, wie sie es doch nun einmal war, ganz aufgeben sollte.

Freilich brachte die nächste Zeit gerade keine guten Aussichten, vielmehr kamen sehr traurige Tage über Hedwig. Brandstötter sprach kein freundliches Wort mit ihr, und sie fürchtete sich davor, ihm etwas Unvermeidliches sagen zu müssen, denn er sah sie dann immer finster an, und seine Antworten hatten einen kränkenden Klang, wie auch die Worte lauten mochten. Sie lauerte mit gespanntester Aufmerksamkeit auf irgend einen günstigen Augenblick, den weibliche List hätte benutzen können, aber es war vergebens. Ohne Nachtgruß schlief er neben ihr ein, ohne Morgenwunsch ging er von ihr, und nicht die leiseste Miene deutete darauf hin, als ob es ihm doch schwer fiele, so neben einer hübschen, jungen Frau zu leben. Brandstötter litt in der Tat unter einem schweren Drucke. Der Verlauf des Prozesses hatte bei den Genossen fast

ebensoviel Freude erweckt, als wenn er völlig freigesprochen worden wäre. Die gegnerischen Blätter am Orte zeigten eine sichtliche Betroffenheit, in einem benachbarten liberalen Blatte aber, das sich viel mit den Vorgängen des Tales beschäftigte, wurde die Ansicht ausgesprochen, unter solchen Umständen hätte die Firma Maus doch die Klagestellung besser unterlassen. Brandstötter erfuhr auch, daß Heinrich Maus diesen Prozeßausgang wie ein schweres Unglück empfand, und daß es zu sehr lebhaften Auseinandersetzungen mit seinen Oberbeamten gekommen war. Es hielt sich dauernd das Gerücht, in den Personalverhältnissen der Maustaler Fabriken ständen wesentliche Veränderungen bevor. Die Gelegenheit, sowohl die Partei, wie namentlich das Blatt in der günstigsten Beleuchtung als Hort der Arbeiterinteressen erscheinen zu lassen, war so günstig als nur möglich. Brandstötter schrieb auch einen Artikel, der sehr sieghaft klang, aber weiter nutzte er den Vorteil der Lage nicht aus. Er fühlte sich wie gelähmt, wenn er schreiben wollte, es bedrückte ihn, nur an die Firma Maus zu denken. Immer fürchterlicher erschien ihm die Möglichkeit, die unselige Handlungsweise Hedwigs könnte an den Tag kommen. Wie einem Verbrecher, der der Verhaftung entgegensieht, war ihm zu Mut. Das Mietsfräulein, das er im ersten Zorne ohne weiteres

hatte hinauswerfen wollen, ließ er aus Furcht vor ihrer Rachsucht wohnen bleiben, und in einer Unterredung mit ihr wagte er nur leise Vorwürfe neben den dringenden Bitten um strengste Verschwiegenheit. In der Unruhe seiner Erwägungen aller Möglichkeiten war er auch auf den Gedanken gekommen, kurzweg zu Heinrich Maus hinzugehen und ihn von allem zu unterrichten. Dann hielt er das doch wieder für eine unedle Handlung sowohl gegen Frau Maus wie gegen sein eigenes Weib, das er nicht selber brandmarken durfte. Dieses Eheband, es bekam eine ganz andere, noch nie so recht bedachte Gestalt durch die Schuld der Frau. Eine schwere Kette war es geworden. Konnte er sie nicht sprengen, wenn es nötig war, sich selbst zu retten? War es unausweichbar, daß er zu Grunde ging an der sittlichen Unfähigkeit dieses Weibes? Das war's, daß ihr das sittliche Feingefühl fehlte, daß sie sich gar nicht klar war über die Bedeutung ihres Handelns für das ganze Dasein, über die Notwendigkeit des guten Rufes als Existenzbedingung. Das konnte sich immer in irgend einer Gestalt wiederholen, sie war nicht vertrauenswürdig. Sie konnte ihn freilich auf die Anfänge ihrer Beziehungen hinweisen. Da war sein Verhalten nicht ganz einwandfrei, und gewisse Verbindlichkeiten daraus bestanden für ihn noch immer. Aber er hatte

sich aufgeschwungen, und sie war ihm nicht gefolgt. Sie war ihm doch auch eigentlich mehr verpflichtet, als er ihr. Eine solche Abrechnung hatte auch keine ernste Berechtigung. Wenn sie nicht im stande war, mit ihm in der Begründung einer Zukunft Schritt zu halten, dann war eben durch ihre Schuld seine gute Absicht zu nichte gemacht. Das ist wohl Grund genug, die Liebe aus dem Herzen zu treiben, wenn ein Weib nicht die Ehre ihres Mannes zu wahren weiß, wenn sie ihn durch die Unfähigkeit ihres Empfindens zu Grunde richtet. Da hören doch die wesentlichen Bedingungen einer Ehe auf. Er empfand es auch in seiner innersten Seele, daß darüber nicht wegzukommen war. Mit einem Ruck hatte die Unselige ihn verwandelt, wie durch einen bösen Zauber. Er konnte nicht mehr zu früheren Empfindungen zurückfinden, selbst das einfache sinnliche Wohlgefallen an ihrer Gestalt war ertötet. Er haßte sie nicht, aber sie war ihm lästig an seiner Seite, er sah etwas an ihr, womit er nichts zu schaffen haben wollte, weil es ihn daran erinnerte, daß er eine Dirne geheiratet hatte. Von einem Tage schob er es auf den anderen auf, ihr zu erklären, daß das Zusammenleben nicht mehr tunlich sei; innerlich fertig aber war er mit ihr.

Eines Abends, als er nach Hause kam, fand er das Kind sehr krank vor. Der Arzt war schon da-

gewesen und hatte von Diphtherie gesprochen. Gemeinsam mit Hedwig wachte er die Nacht hindurch am Krankenbettchen und teilte sich mit ihr in die Pflege. Am anderen Abend war das Kind tot. Hedwig gebärdete sich wie eine Verzweifelte. Es war nicht nur die zärtliche Mutterliebe, was sich in ihrem Schmerz äußerte. Während der vergangenen bangen Stunden war auch der Gedanke gereift, daß dieses Kind das kostbare Band gewesen sei, das noch den entfremdeten Gatten an sie knüpfte. War dieses gerissen, dann standen sie sich mit der verhängnisvollen Frage gegenüber: Was bedeuten wir zwei uns noch?

Und für ihn gab es kein Hindernis mehr, die Frage dahin zu beantworten, daß sie ihm nur im Wege sei. Es zeigte sich denn auch, daß er zwar selbst erschüttert war im Anblicke der kleinen Leiche, daß aber die ernste Stunde ihn ihr nicht näher brachte. Notwendiges wurde mit gedämpfter Stimme in kurzen Sätzen besprochen, aber mit seinen Gefühlen blieb jedes für sich allein. Zwar ertappte man sich auf heimlich beobachtenden Blicken, aber, während Hedwig unter verdoppeltem Schmerz Qualen litt, unter denen sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, wartete sie vergebens auf ein einziges Wörtchen, das die Gemeinsamkeit des Leides angedeutet hätte. Gern wäre sie ja vor ihm auf die Kniee gefallen,

aber sie fürchtete selbst dann zurückgestoßen zu werden, und das wäre doch zu viel gewesen, das hätte sie nicht mehr ausgehalten.

Das Kind war begraben. In ihrem schwarzen Kleide ging Hedwig, mit tiefgeränderten Augen, bleich, das Leid auf müden Sohlen mit sich schleppend, einher; wenn sie allein war, weinend, immer weinend, und in Gegenwart des Grausamen, eine stumme, demütige Magd, die vor dem Tage zitterte, an dem der Herr ihr die Türe weisen würde.

Brandstötter fühlte recht wohl, daß eine Krisis gekommen war, die zwingend nach irgend einer Entscheidung rief. Der Tod hatte ihm die Bedeutung des Lebens geoffenbart, vor der Leiche des Kindes, neben der schmerzerfüllten Mutter als Vater stehend, hatte er empfunden, daß die Gemeinschaft von Mann und Weib das Große ist im Dasein, das über allen anderen Dingen steht, und er hatte in seiner weinenden Frau die Naturgewalt erkannt, die im Weibe lebt, heute als Lust, morgen als Schmerz. Sie war so seltsam gewachsen in seinen Augen, alles Vergangene erschien so klein, so untergeordnet, und er sah sich einer neuen Welt gegenüber, der er nicht gewachsen war. Zaghaft, unbeholfen stand er da, seinen Männerstolz durch trotzigen Eigensinn verteidigend. Er war doch im Recht und hatte keine Veranlassung, Abbitte zu

leisten. Freilich hätte er jetzt auch nicht gewagt, mit dem Ansinnen der Trennung an sie heranzutreten. Den Überlegenen, den strafenden Ehegatten zu spielen, das ging doch nicht an. Wenn sie nur irgend eine Anknüpfung geboten, einen ersten leisen Schritt getan hätte. Die Sache blieb ja nach wie vor sehr peinlich, es war ein arger dummer Streich, aber sie hatte ihr Kindchen verloren, und sie hatte jetzt niemand als ihren Mann, dem sie ihren Schmerz mitteilen, an dem sie sich festhalten konnte mit der hilfsbedürftigen Seele. Es gibt doch Menschliches, das hinausgeht über alle Ordnung, über alles Gute und Böse ängstlich erwägende Urteil, und dieses Menschliche war nicht schlecht. Er sehnte sich nach ihr und nach einem neuen Leben mit ihr. Es war nicht in Worten auszusprechen, aber er mochte schon den rechten Ausdruck finden, wie die Hoheit ihres Schmerzes ihn mit neuem Zauber an sie zwang, wenn er nur nicht gefürchtet hätte, seine erste Annäherung könnte mißverstanden werden. Die schwarze, kummervolle Gestalt flößte ihm eine ängstliche Scheu vor dem eigenen Ungeschick ein. Das war ein so ganz neues Weib.

Eines Morgens war es. Brandstötter saß bei seinem Kaffee. Hedwig hantierte in der Schlafstube nebenan mit dem Besen, den sie an eines der geöffneten Fenster stieß. Auf das Klirren der zer-

brochenen Glasscheibe kam Brandstötter unter die Türe. Hedwig kauerte jetzt am Boden und las die Scherben in ein Blechschäufelchen auf.

„Nimm' dich in acht!" mahnte sie Brandstötter, zugleich aber berührte ihn das Bild des kauernden Weibes seltsam peinlich. Das war nicht die schaffende Hausfrau. Er trat hinzu und berührte sie, sich bückend, rücklings an den Ellbogen.

„Steh' auf," sagte er leise.

Sie gehorchte, sah ihn verwundert an und stellte das Schäufelchen beiseite. Er sagte mit gepreßter Stimme, dabei zu Boden blickend:

„Es war mir so eigentümlich, dich so am Boden zu sehen."

„Das ging doch nicht anders," versetzte sie ganz leise.

„Es war mir eben so — — — —" warf Brandstötter hin.

Jetzt erfaßte Hedwig, daß etwas Besonderes in ihm vorging. Sie sank auf einen Stuhl und weinte in ihre Schürze.

Langsam näherte er sich ihr. Sie an beiden Schultern fassend, sagte er bittenden Tones:

„Weine nicht so!"

Mit sanfter Gewalt suchte er dann ihr eine Hand vom Gesicht zu lösen und sprach weiter: „Wir haben

eine schwere Zeit durchgemacht — —" Jetzt umschlang sie seine Hüften und sank an ihn hin, laut schluchzend und sich fest anklammernd. Er beugte sich nieder, schmiegte die Wange an ihr Haar und flüsterte mit stockender Stimme:

„Wir wollen uns wieder lieb haben und alles miteinander tragen."

Da sprang sie auf; ein Ton, halb Röcheln, halb Schrei kam aus ihrer Brust, und sie hing sich an seinen Hals, als wollte sie in ihn hineinwachsen. Aber sie küßte ihn nicht, ihr Kopf legte sich schwer auf seine Schulter, und ihr Atem stöhnte. Als er sich aus dieser krampfhaften Umschlingung ein wenig befreite, lag sie halb ohnmächtig in seinem Arm.

„Es ist ja jetzt alles wieder gut!" sagte er beschwichtigend, aber selbst aufs höchste erregt, daß ihm das Atmen schwer wurde, und küßte sie scheu, ganz leise ihre Lippen berührend. Sie aber faßte seinen Kopf und saugte sich an seinem Munde fest. Als sie wieder abließ, kam ein langgedehntes, wimmerndes „Oh!" von ihren Lippen.

XIV.

Es war mehr als Zorn, was Heinrich Maus nach dem Ausgange jenes Prozesses gegen den Redakteur Brandstötter empfand. Ein tiefer Schmerz hatte sich seiner bemächtigt, der ihm die einzige Freude seines Lebens, die an der schaffenden Arbeit, verdarb, weil er ihm den Gedanken einflößte, als sei er herabgestürzt worden von seiner Höhe und durch diesen Sturz das ganze stolze Maustal entwürdigt. Diese Herren Richter hatten mit wenigen Worten abgesprochen über eine reiche, inhaltsvolle Welt, die sie gar nicht kannten. An einer Riesenmaschine war ein Kupferrohr nicht so blank geputzt, wie es hätte sein sollen, und darum glaubte jetzt jedermann, das ganze Werk sei nicht viel wert. Er hatte niemand, dem er sein Herz ausschütten konnte. Ganz allein mußte er mit sich selbst diese Prüfung durchmachen. Frau Luise stand der Sache so fern, daß sie ihre völlige Gleichgültigkeit von Anfang sehr deutlich markierte

und nur darüber schmollte, daß er seine üble Laune aus dem Comptoir ins Haus herüberschleppe. Dabei stachelte sie allerdings seinen Unwillen gegen die verantwortlichen Beamten durch wegwerfende Bemerkungen über „unzuverlässige Leute" auf. Aber gerade das war es, was ihm unleidig war, ihn nervös machte. Es war ihm hart genug, daß das bisherige gute Einvernehmen mit seinen führenden Mitarbeitern durch die Vorgänge einen schweren Stoß erlitten hatte und auf seiner ganzen geschäftlichen Umgebung ein düsterer Druck lag. Er hatte sie wahrhaftig nicht geschont und dabei vielleicht ihrer sonstigen Verdienste zu wenig Rechnung getragen. Aus Luisens Art aber sprach nicht eine allzu leidenschaftliche Parteinahme für das gekränkte Selbstgefühl des Gatten, sondern nur eine kalte Herzlosigkeit, eine Mißachtung gegen die Männer, denen er doch ein Gefühl der Treue entgegenbrachte. Er erwog ja sehr ernstlich den Gedanken, Auermann an die Stelle des kaufmännischen Direktors zu setzen und wollte nur diesen bedeutsamen Wechsel der äußeren Wirkung wegen nicht so rasch vollziehen. Aus diesem Gedanken heraus verhielt er sich auch Auermann gegenüber zurückhaltend, wie bisher, so nahe auch die Lockung zu einer Aussprache war. Auermann hatte ja von dem Prozesse abgeraten. Es war doch nicht gut, ihn nun etwa übermütig zu machen

dadurch, daß man ihm, wenn auch nur mittelbar, bessere Voraussicht zugestand, und gerade in der jetzigen Lage war der Anschein irgend welcher, die gerechte Sachlichkeit hintansetzender persönlicher Gunstwirtschaft zu vermeiden.

Da war nun Bankier Stein angekommen und leitete mit ihm die Verhandlungen über die Krisis der Lanzinettischen Werke ein. Er ging außerordentlich energisch vor und offenbarte die unverkennbare Absicht, ihn möglichst schnell fortzureißen. Dabei machte er gar keinen Hehl daraus, daß er die Lage sehr ungünstig beurteile, daß aber auch er selbst nur zu einem verhältnismäßig geringen Teil sich an dem Rettungswerke beteiligen könne, während man die Haupthilfe von Heinrich Maus erwarte. Es steckte darin etwas von einer bei einem so gereiften Geschäftsmann verwunderlichen Naivität, und Heinrich Maus machte denn auch zunächst eine überrascht fragende und sogar etwas unmutige Miene. Herr Stein sprach etwas mehr, als für die geschäftliche Erörterung der Finanzlage der Firma zweckdienlich war, von Mutter und Tochter Lanzinetti. Er war ein zu vornehmer Mann, als daß man an zweifelhafte Machenschaften hätte denken mögen. Aber dann handelte es sich um einen sehr einseitigen Gefühlsenthusiasmus, bei dem doch er. Heinrich Maus, nicht

beteiligt war. Er betonte denn auch mit großer Deutlichkeit, daß er zunächst alles Persönliche ausgeschieden sehen und nur über die geschäftliche Lage der Firma Lanzinetti sich besprechen wolle. Im Laufe dieser Besprechungen kam Heinrich Maus auch in die Glashütten selbst hinüber, und bei solchen Anlässen saß man nach Erledigung der Geschäfte bei den Damen in einer gemütlichen Unterhaltung, die allem sorgfältig aus dem Wege ging, was die traurige Hauptangelegenheit auch nur entfernt hätte berühren können. Der stille Ernst, der gleichwohl herrschte, verriet aber, daß es sich doch nicht um eine Zusammenkunft zu geselligen Vorgängen handle. Dabei geschah es, daß sich Heinrich Maus einmal mit einigen bitteren Bemerkungen über jenen Prozeß ausließ. Ehe er das Haus verließ, hatte Klara Gelegenheit, ihn abseits allein zu sprechen, und sie sagte in einem warmen Ton:

„Diese Prozeßangelegenheit geht dir wohl sehr nahe? Es ist dir damit eine Kränkung widerfahren?“

Heinrich Maus fing diesen Anknüpfungsgrund mit lebhafter Begierde auf und begann ihr die Angelegenheit näher zu erklären. Sie lauschte ihm mit solch zutraulichem Interesse, daß er sich immer mehr erwärmte. Erst nach einer längeren Weile besann er sich darauf, daß er das Mädchen in das ganze

Denken und Fühlen seiner einsamen Seele eingeweiht habe, und er sah zugleich, wie aus dessen klugen Augen eine teilnahmsvolle Erregung sprach, während die Wangen sich lebhaft gerötet hatten. Ein Gefühl dankbarer Freude lebte in ihm auf. Da hatte er endlich einen Menschen gefunden, zu dem er sich offen aussprechen konnte, der dies durch die Ausstrahlung seines seelischen Mitgefühls gewissermaßen hervorgelockt hatte. Und der freudigen Dankbarkeit gesellte sich eine sanfte Rührung. Das war ja die alte Klara der Kinder- und Jugendzeit, die da auf einmal wiederkehrte, ganz genau so geduldig aufmerksam, so mitfühlend lauschend, der gute Kamerad, den er in den letzten Jahren sozusagen ganz vergessen hatte!

Klara ahnte, was in ihm vorging, da sein Blick unruhig suchend wurde und darauf deutete, daß seine Gedanken von dem Gesprächsthema abschweiften.

„Das tut mir wirklich leid," sagte sie, „daß du solche Erfahrungen machen mußt. Das hast du um deine Leute nicht verdient. Du wirst dich aber dadurch in deinem Ziele nicht irre machen lassen. Das weiß ich."

Sie hätte alles herzlicher sagen, ihm dazu die Hand drücken mögen, aber eine innere Unruhe hinderte sie daran, und sie gab sehr dringlich den Wunsch zu erkennen, sich wieder den übrigen anzuschließen.

Heinrich Maus sagte noch:

„Es hat mich wahrhaftig sehr empfindlich berührt, und ich werde noch eine gute Weile brauchen, um wieder das Selbstgefühl zu gewinnen, ohne das ich nicht leben kann.“

Sie bemerkte kurz darauf:

„Es kömmt eben keiner durch, ohne daß er die Zähne aufeinanderbeißt.“

Heinrich Maus machte eine lebhafte Kopfbewegung. Das war ja damals eine häufige Redensart von ihr gewesen: „Beiß die Zähne aufeinander!“

Von jetzt ab zeigte er sich in den Verhandlungen wesentlich zugänglicher, ja er offenbarte bei gewissen Anlässen sogar einen unmittelbaren Eifer. Es handelte sich in erster Linie darum, die Firma Lanzinetti von einem kleinen Kreise gefährlicher Gläubiger loszubringen, die eine ihnen sicher scheinende Beute nicht gerne fahren ließen. Hiezu und zu unerläßlichen Betriebsreformen sollten von Heinrich Maus und Thomas Stein namhafte Summen in das Geschäft eingeschossen werden, wofür aber beide Rechte in Anspruch nahmen, gegen deren Gewährung Karl Lanzinetti sich heftig sträubte, weil sie seiner Meinung nach nichts anderes bedeuteten, als eine Kuratel, die ihn nur mehr dem Namen nach Chef der Firma sein ließ. Es kam zu sehr lebhaften Auseinandersetzungen,

bei denen Heinrich Maus, der erst dem Sträuben Karl Lanzinettis nur ein kühles Achselzucken entgegengesetzt hatte, jetzt viel dringlicher wurde. Er tat dies mit solcher Energie und reicher Überredungskunst, daß Karl Lanzinetti Schritt um Schritt, wenn auch mit der Faust in der Tasche, zurückzuweichen begann. Bankier Stein war sehr erfreut über diese Wendung und sprach gelegentlich seinen lebhaften Dank aus. Dabei machte er die Bemerkung:

„Sie erfüllen da, ohne es zu wissen, eine Verpflichtung.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Heinrich Maus erstaunt dagegen.

„Sie haben der Familie Lanzinetti einmal sehr weh getan!“ fuhr Stein in langsamer, fast wie eine Vermahnung klingender Sprechweise fort.

Als dann Heinrich Maus bat, ihm doch diese rätselhaften Worte etwas näher zu deuten, sagte der Bankier:

„Das werde ich unterlassen, weil es zwecklos ist. Ich wollte Ihnen nur andeuten, daß Sie mit Ihrem Beistande der Familie doch nicht bloß eine Großmut erweisen.“

Heinrich Maus drang nicht weiter in ihn, wurde aber nachdenklich. Es gab gar keine andere Deutung, als die, daß er gewisse Erwartungen der Familie

Lanzinetti getäuscht habe. Wenn er jetzt so zurücksah, dann schienen diese Erwartungen in der Tat nicht ungerechtfertigt gewesen nach dem, wie der Anschein der Dinge lag. Aber er hatte an diesen Anschein damals nie gedacht, auch nie, etwa von seiner Mutter, Andeutungen erhalten, die ihn hätten nachdenklich machen können. Klara war für ihn immer etwas völlig Geschlechtsloses gewesen. Er erinnerte sich recht wohl der Freude, die er nach der Rückkehr aus der Fremde empfunden hatte, sie wiederzusehen. Da hatte er aber gar nicht etwa das Bedürfnis empfunden, sie zu küssen, sondern ihr nur herzhaft beide Hände geschüttelt. Hätte sie in ihrem Verhalten irgend etwas verraten von eigenen Empfindungen verliebter Art, dann wäre die Sache ja vielleicht anders gekommen. Derlei hatte er aber nie an ihr bemerkt, auch bei seiner Rückkunft war nichts von irgend einer Veränderung ihres alten, treuherzig kameradschaftlichen Wesens wahrzunehmen gewesen. Sie hatte Steins Werbung seinetwegen ausgeschlagen, das ließ sich aus dessen Worten ahnen. Eine drückende Unruhe bemächtigte sich seiner. Die eben wieder aufgeblühten Regungen der alten Vertraulichkeit, sie wurden durch diese Offenbarung gestört, denn jetzt konnte er ihr nicht mehr unbefangen entgegentreten. Das Bedauern darüber führte zu der heimlichen Frage:

„Wie hätte sich eine Ehe mit Klara gestaltet?" Er hätte eine verständnisvolle Gattin an ihr gehabt, manche bittere Empfindung wäre ihm erspart geblieben. Aber, wenn das Bild einer solchen glücklicheren Ehe bis zu einer gewissen Reichhaltigkeit der Vorstellung gediehen war, dann trat Luisens Erscheinung dazwischen und stellte ihn vor eine Wahl, die er nicht vollziehen wollte. Er schämte sich vor sich selbst, aber er fühlte, daß Luisens Lockungen mächtiger waren, als die Erkenntnis, daß er an einem edlen Glücke blind vorübergegangen war. Und doch verließ ihn diese Erkenntnis nicht mehr, sondern sie kam immer wieder, wie oft sie auch verdrängt wurde.

Die Verhandlungen waren in der Lanzinettischen Angelegenheit so weit gediehen, daß Heinrich Maus das Bedürfnis empfand, sich mit jemand zu beraten, wie die Mittel seiner Beteiligung am zweckmäßigsten bereit zu stellen seien, ohne in den Anforderungen des eigenen Betriebes behindert zu sein. Es war auch jetzt noch seine Absicht, die bisherige diskrete Behandlung der Sache beizubehalten und sie möglichst von den Geschäften der eigenen Firma losgelöst zu behandeln. Da lag es am nächsten, Auermann heranzuziehen, der ja nach wie vor im Verhältnisse des Hausfreundes stand. Es verband sich damit zu

gleicher Zeit der Vorteil, durch einen solchen Vertrauensbeweis eine etwaige Empfindlichkeit wegen der Prozeßsache zu verwischen.

In der ganzen Gegend war es trotz aller Diskretion schon bekannt, daß die Lanzinettischen Glaswerke durch Heinrich Maus wieder auf die Höhe gebracht werden sollten. In der Mausschen Verwaltung erwartete man jeden Tag Dispositionen des Chefs in dieser Sache. Diese kamen aber nicht. Endlich ging der kaufmännische Direktor geradeswegs zum Chef und verlangte Aufklärung, da er gegebenen Falls in der völligen Beiseitesetzung seiner Meinung ein Mißtrauensvotum sehen müsse. Heinrich Maus wies darauf hin, daß es sich um eine Privatsache handle, die die Verwaltung der Firma gar nichts angehe. Der Direktor bestritt dies angesichts der hohen Summe, die jedenfalls in Frage komme, und die nicht ohne Einfluß auf die Vermögensordnung der Firma bleiben könne. Es kam endlich dazu, daß der Direktor erklärte, er sei nicht in der Lage, unter solchen Umständen den finanziellen Betrieb weiter zu führen und bitte um seine Entlassung. Heinrich Maus machte keine Miene, den langjährigen Beamten zu beschwichtigen, sondern beantwortete dessen Gesuch nur mit einer kalt höflichen Verneigung, die mit einem leisen Achselzucken verbunden war.

Wovor er gezögert hatte, das war jetzt ohne sein Zutun gekommen, und es galt nur noch eine kurze Überlegung, ehe er Auermann zu sich rufen ließ, um ihm anzukündigen, daß er ihn zum kaufmännischen Direktor gewählt habe.

Auermann verließ das Kabinett des Chefs, wie ein von Furien gejagter, mit Skorpionengeißeln gepeitschter Mensch. Was sonst für ihn in seinen jungen Lebensjahren, bei seiner Schaffensfreudigkeit ein Lebensereignis voll stolzer Freude gewesen wäre, das war jetzt ein Schrecknis, eine Gewissensqual, die ihn fast von Sinnen brachte. Es war weniger die Beförderung an sich, was diese heftige Erschütterung hervorrief, als die Art, mit der sie sich vollzog. Heinrich Maus schien ganz bewegt, als er zu ihm sprach, und aus seinen Worten klang etwas herzlich Bittendes hervor, da er von der Hoffnung sprach, einen Freund in ihm zu finden und nicht bloß einen bezahlten Beamten, denn es sei zu schwer, so ganz allein zu sein mit der Last der Gedanken, die ein so großes Werk auferlege, man müsse einen mitfühlenden Genossen haben, der noch mehr mitbringe, als nur das übliche Pflichtgefühl. Er sprach dann rückhaltslos von dem Schmerz, den ihm der Ausgang jenes Prozesses bereitet habe, und von der Gefahr, daß er in die Tatkraft lähmende Verbitterung verfallen

könnte. Aus weiteren Worten klang wieder das zuversichtlichtliche Vertrauen in seine Person heraus, bis er endlich mit ausgestreckter Hand nachdrucksvoll schloß:

„Also Treue um Treue auf alle Zeit!"

Und Auermann nahm die Hand, und wohlgesetzte Worte des Dankes und der Versprechungen kamen von seinen Lippen. — —

Als das ehebrecherische Paar seinen Schlupfwinkel hatte aufgeben müssen, fügten sich die Umstände so günstig, daß es noch bequemer die böse Heimlichkeit in jenem kleinen Fremdenzimmer des Mausschen Hauses fortsetzen konnte, in dem sie begonnen hatte. Frau Luisens Mutter hatte ihren Gastbesuch, früher als geplant, abgebrochen, weil die andere Tochter ihre Beihilfe bei erkrankten Kindern dringend erbeten hatte. Aber man begnügte sich nicht damit, dieses Hindernisses entledigt zu sein, sondern man nutzte auch mit dreister Schamlosigkeit den Umstand aus, daß die Beratungen in der Lanzinettischen Angelegenheit meist im Mausschen Hause geführt wurden. Während Bankier Stein und Karl Lanzinetti mit Heinrich Maus in einem Raum des Erdgeschosses verhandelten, war Auermann bereit, der Dame des Hauses Ritterdienste zu leisten, und diese belustigte sich ganz besonders darüber, daß Karl Lanzinetti im

Hause war, in peinlicher Angelegenheit noch dazu, während sie mit dem Geliebten dem Begriff der Ritterdienste eine solche Auslegung gab. So war die Sünde zur Gewöhnung geworden, bei der nur noch eine leise Vorsicht der Kammerjungfer nötig war, daß die Dienerschaft nichts zu beobachten bekam. Alle Gewissensregungen waren längst von Frau Luise eingeschläfert worden, deren stummer Blick genügte, des Geliebten Willenskraft nach ihrem Wunsch zu lenken. Nunmehr erhellte aber doch ein greller Schein dies lichtscheue Treiben, und eine laute Stimme rief ihm zu, den letzten Rest seiner Manneswürde zu retten, wenn er nicht zum vollkommenen Buben werden wolle, den das eigene Spiegelbild anekeln müsse. Jetzt handelte es sich doch um einen Meineid, wie er frevelhafter nicht geschworen werden könnte, um die abgefeimteste Niedertracht. Und er erklärte beim nächsten Anlasse der Schuldgenossin, daß das Ende gekommen sei. Sie errötete lebhaft und sah ihn erst betroffen fragend an. Aber rasch faßte sie sich, und ein trotzig-spöttisches Lächeln auf den Lippen, warf sie nachlässig hin:

„Das ist ja zu dumm!“

Er redete auf sie ein, sie von seiner Seelennot zu überzeugen, und sie sah gelassen zu, wie er immer erregter wurde. Endlich sprang sie von ihrem Sitze

auf, faßte ihn mit beiden Händen an den Schläfen und sagte zwischen Küssen:

„Du bist ein Tolpatsch! Das ist ja alles Unsinn! Willst bloß so neben mir hergehen? Das hältst du ja gar nicht aus! Da, da! Faß' mich an, halt mich fest!"

Er schob sie mit einer heftigen Gebärde von sich und keuchte:

„Nein! Nein!"

Sie taumelte ein wenig und faßte nach der Lehne eines nahen Stuhles.

Eine kleine Weile sah sie nachdenklich zu Boden. Dann sah sie ihn mit einem von unten nach oben schielenden Blick fragend an. Er stand vor ihr, die Finger zu einer nervös unruhigen Faust geballt. Ganz still war es im Raume. Endlich sagte sie in einförmigem, halblautem Ton:

„Dann darfst du überhaupt nicht hier bleiben."

Er sah sie mit heftiger Kopfbewegung überrascht an.

„Ich werde schon etwas finden," fuhr sie langsam, lauernd fort: „Vielleicht hilft mir der junge Lanzinetti dabei."

Auermann machte eine auffahrende Bewegung.

„Ja, ja!" sagte Frau Luise mit boshaftem Nachdruck.

Jetzt warf ihr Auermann einen zornig herausfordernden Blick zu.

„Es ist nicht anders," mein Lieber, entgegnete Frau Luise lächelnd. „Ich kann nicht die abgedankte Geliebte eines Angestellten spielen. — Das wirst du doch begreifen?" fuhr sie fort. „Also kann ich mich von dir auch nicht so kurzweg verabschieden lassen. Es wird ja vielleicht einmal eine Zeit kommen, wo ich selbst wünsche, daß die Sache ein Ende nimmt. Bis dahin aber mußt du deine Skrupeln beiseite stellen."

Es entstand eine kleine Pause.

Frau Luise schritt auf Auermann zu und bot ihm mit einem scherzenden „Na?" den Mund. Er drehte sich um und verließ hastig das Zimmer, ohne auf ihren lauten Ruf zu hören.

Sie blieb ganz verblüfft zurück. Was sie da gesagt hatte, war ja eigentlich gar nicht so schlimm gemeint gewesen. Er sollte nur einmal zu fühlen bekommen, daß die Dinge doch nicht so lagen, als ob er so ohne weiteres sich frei machen könnte. Ein Dämpfer gehörte ihm für die dreiste Art, mit der er sie von sich gestoßen hatte, und es lag ein Kitzel darin, sich einmal mit ihm zu zanken, auf den Stoß einen Gegenstoß zu führen und eine Machtprobe auszufechten.

Der Mensch war doch nicht etwa so toll und

hinzulaufen und seine Entlassung zu nehmen? Sie blieb beunruhigt, verstimmt, und dazwischen brach ein begehrliches Wohlgefallen an seiner trotzigen Art durch.

Da — zwei Stunden mochten vergangen sein — kam Heinrich Maus zu ihr hereingestürzt, atemlos, blaß und rief ganz heiser:

„Auermann hat sich erschossen!"

Ein gellender Schrei kam aus ihrer Brust, über den sie sofort dermaßen erschrak, daß das Ereignis selbst ihr gar nicht recht bewußt wurde, sondern sie nur auf den Gatten starrte, der wiederum sie fragend ansah, mit Augen, die sich mehr und mehr vergrößerten. Aschfahl stand sein Weib da mit weißen Lippen, keines Wortes mächtig, und in den Augen den Ausdruck höchster Angst. Ein feuriges Rad drehte sich vor ihm, und es war, als wollte das Herz die Rippen sprengen. Er hielt diesem Wirbel des Blutes stand, faßte die Frau am Handgelenke, das sich eisig kalt anfühlte, und schrie sie an:

„Was ist hier los?"

Ihr Gesicht bekam einen feuchten Glanz, sie zitterte und lallte mühsam:

„Ich weiß nichts, gar nichts!"

Jetzt faßte er sie mit beiden Händen über der Brust an der seidenen Bluse, die sofort in Fetzen

ging, schlug sie ins Gesicht und kreischte:

„Rede, willst du reden?“

Wimmernd sank sie in die Kniee. Er griff in ihr Haar und schüttelte ihren Kopf. „War er dein Geliebter? Ja oder Nein! Ich lasse dich nicht los, bis du sprichst!“ schrie er in ihre Schmerzenslaute hinein.

„Bitte! bitte! Bring' mich nicht um!“ flehte sie mit grausigem Entsetzen in den rollenden Augen.

Er ließ ab von ihr, und sie sank mit dem Gesicht gegen die Erde. Ihr Wimmern und das Keuchen seines Atems waren eine Weile die einzigen Geräusche im Raume.

„Steh' auf! Steh' auf!“ herrschte er sie dann an, und da sie nicht sofort gehorchte, bückte er sich und faßte sie rauh an der Schulter.

Sie richtete sich, scheu zu ihm aufblickend, in die Höhe und blieb, eine Hand aufgestützt, auf dem Teppich sitzen.

„Du hast ihn verführt, und aus Scham ist er in den Tod gegangen!“ sagte Heinrich Maus, die Faust gegen sie ballend. „Dir genügte nicht ein gewöhnlicher Ehebruch,“ fuhr er fort. „Gerade mit dem Manne, der mein besonderes Vertrauen hatte, den ich zu meinem Freunde machen wollte, mußte ich betrogen werden. Ihn hast du zu Grunde gerichtet, in

den Tod gejagt! Du aber — — — Oh!"

Er gab ihr einen Fußtritt gegen den Leib.

„Du kannst mich fortjagen," sagte sie jetzt stoßweise, „aber mißhandeln lasse ich mich nicht länger."

„Was? Du willst dich noch beklagen?" rief er und suchte sie in die Höhe zu zerren. Sie leistete Widerstand und entschlüpfte ihm endlich, indem sie sich ausgestreckt zu Boden fallen ließ. Ihre Kleider waren in Unordnung geraten. Heinrich Maus floh in sein Zimmer und sank dort, das schluchzende Gesicht in die Hände bergend, auf einen Stuhl.

Er war doch der unglücklichste Mensch, den es geben konnte, zeitlebens dazu verdammt, was er auch tun mochte, schmerzvoll durch das Dasein zu gehen. Um verhöhnt zu werden, war er geboren worden, und Reichtum, Kenntnisse, stolzes Streben, sie waren ihm nur verliehen, um ihn um so empfindlicher zu necken, ihn um so bitterer fühlen zu lassen, daß er das Glück damit doch nicht gewinnen könne. Er hatte sein Weib mißhandelt, mit roher Wut war er über sie hergefallen, wie sich dessen jeder anständige Arbeiter schämen würde; eine gräßliche Scene war es gewesen, die einen Schandfleck für sein ganzes ferneres Leben bildete. Das war das Ergebnis seiner heißen Sehnsucht nach Glück! Sein Weib! Aufbrüllen hätte er mögen, wie ein verwundetes Tier,

so schmerzte die Vorstellung, daß dieses Weib einen anderen an sich gelockt hatte, nicht befriedigt von der Vergötterung, die er mit ihr getrieben. Und dieser andere!? — Das hätte er doch nie und nimmer tun dürfen, mochte die Versuchung noch so groß sein. Die Menschen mögen ja treulos, undankbar sein, aber solchen Verrat an ihm zu üben, das war himmelschreiend! Das war ja einen Spott getrieben mit all' dem Vertrauen, das er ihm entgegengebracht! Was blieb denn jetzt noch an dem ganzen Heinrich Maus? Ein Jammermensch, so recht zum Auslachen und Verspotten, wie sie's in der Schule getan hatten. Mag es doch einstürzen, niederbrennen, das ganze Werk! Ihm lag nichts mehr daran. Und keinen Menschen mehr sehen! Keinen! — Aber Luise, wie würde er ohne Luise leben können? Sie mußte fort, das war ja klar. Der Gedanke war geradezu schauderhaft, daß es anders sein könnte. Sie war ein elendes Geschöpf, das sein ganzes Leben verpfuscht hatte. Und doch war es wiederum kaum auszudenken, daß er sie nun auf immer entbehren sollte! Ein stattlicher Mensch war dieser Auermann gewesen, in allem zum Glück bestimmt. Er hätte nur Luise nicht in den Weg laufen sollen. Gerade so, wie er selbst. — Klara Lanzinetti — — da hatte eben das Gefühl gefehlt. Dieses Gefühl, das

ist's, was die Menschen verwirrt, ins Unglück treibt. Die Sinne — — — das Weib!

Ein Schauder durchrieselte ihn. Er schämte sich der Vergangenheit und fürchtete doch die Zukunft. Ein Sklave war er, dem vor der Freiheit bangte. Nach Hilfe sah er sich um, und es war so fürchterlich einsam um ihn. Er hätte aber doch keinem anderen Menschen sagen können, was er litt, denn in dem Leid war so viel Schmach. Sie hatten ja recht, sehr recht, wenn sie jetzt mit Fingern auf ihn wiesen. Er verdiente es.

XV.

Willibald Siebmann war, von einer kleinen Schwäche, die ihn unmerklich hinken ließ, abgesehen, wieder völlig genesen und hatte auch wieder seinen Dienst im Lanzinettischen Hause angetreten, als die Verhandlung gegen Anna Frege wegen ihres Überfalles von statten ging. Das Mädel tat ihm wirklich leid. Sie war so blaß, und die Tränen liefen ihr unausgesetzt über die Wangen. Der Vorsitzende war so rauh und grob mit ihr und schalt sie eine rohe Person. Als sie dann schluchzend sagte: „Es tut mir ja jetzt auch so leid!"

Da fuhr er sie an:

„Natürlich, weil jetzt das Einsperren kommt."

Willibald selber kam in eine sehr peinliche Lage. Es wurden seine Beziehungen zu Anna herangezogen, und er mußte aussagen, daß er sie ohne triftigen Grund verlassen habe. Anna heulte ganz fürchterlich während seiner kurzen Vernehmung. Nachdem der

Amtsanwalt die Roheit des heimtückischen Überfalles, den daraus entstandenen Schaden und die naheliegende weitere Gefährdung einer zweiten Person in Gestalt einer würdigen alten Dame lebhaft geschildert hatte und der noch ganz jugendliche Verteidiger die leidenschaftliche Erregung eines von seinem Geliebten verlassenen Mädchens geringer Bildungsstufe, das die möglichen Folgen seines Tuns gar nicht überlegt habe, hervorgehoben hatte, wurde Anna Frege zu vier Tagen Haft wegen Gefährdung eines Verkehrsmittels verurteilt. Sie hatte schon genug geweint und nahm das Urteil blaß mit einem scheuen Stumpfsinn hin. Auf dem Flur trat Willibald auf sie zu und sagte:

„Ich kann nichts dafür, Anna! Ich hatte keinen Antrag gestellt."

Sie sah ihn mit ihren dunklen Augen an, er wußte nicht, ob fragend, ob vorwurfsvoll. Da kam ihre Mutter dazu, faßte sie am Arm und rief grimmig:

„Was will der Kerl von dir? Komm!"

Im Krankenhaus hatte er immer über die Sache nachgedacht. Ein nettes, liebes Mädel war die Anna gewesen, und gar nichts gab es, als daß sie eben ein Fabrikmädel war, was ihn zum Abbruch des Verhältnisses hätte veranlassen können. Daß das arme

Ding jetzt seinetwegen eingesperrt wurde, tat ihm sehr leid. So etwas ist doch immer eine Schande, und unter allem möglichen Gesindel lebte sie da vier Tage lang. Die Steinschmeißerei war ja nur ein kindischer Streich. Sie war ja in ihrem ganzen Gehaben immer so was wie ein Kind gewesen. Rasse, Schneid war aber doch schnell bei ihr herausgewachsen. Den Teufel hatte der Racker im Leib. Als er wieder auf der Glashütte war, sagte man ihm freilich, er könne froh sein, daß er von einem solchen boshaften Teufel losgekommen sei, und als er andeutete, daß er selber nicht ganz dieser Meinung sei, da fielen Stubenmädchen und Köchin und auch etliche Vergoldefräuleins über ihn her und bedrängten ihn mit förmlichen Predigten, daß er doch nicht so wahnsinnig sein könne, an dieses „Mensch" noch zu denken, das eingelocht worden sei, und als er Anna verteidigte, meinte man gutmütig mahnend, er sei ja ein so netter Mensch und müsse sich endlich herausmachen aus derartigen Dummheiten, die er ja schon glücklich hinter sich gehabt habe. Er merkte, daß er beaufsichtigt wurde, und von mehr als einer Seite wurde ihm angedeutet, daß man nicht abgeneigt sei, ihm über diese Herzenskrisis wegzuhelfen.

Er mußte sehr oft den Herrn nach Maustal fahren. Aber es traf sich so, daß dies immer während

der Arbeitszeit geschah, so daß er Anna nie zu Gesicht bekam. Er hätte wenigstens gerne gewußt, wie sie die Haft überstanden habe. Da kam die böse Geschichte mit dem Herrn Auermann. Frau Maus war verschwunden, nach der Hauptstadt zu ihrer Mutter, wie es hieß, und Herr Maus war auch auf Reisen gegangen. Frau Lanzinetti aber und Klara nahmen sich der Mausschen Kinder an, und wenn diese nicht herüben auf der Glashütte waren, dann hielten sie sich drunten im Maustal mehrere Stunden auf. Er mußte die Damen erst nur hinüberfahren und dann zu einer angegebenen Zeit wieder holen. Da kamen sie an einem Sonntag auf den Gedanken, ihn die Pferde im Mausschen Stalle einstellen zu lassen und ihm selber einen Urlaub von zwei Stunden zu geben. Eine Weile wußte er mit diesem Urlaube nichts Rechtes anzufangen, sondern stand nur bei dem Mausschen Kutscher und dessen Frau und sah mit diesen zu, wie drüben im Garten Fräulein Klara sich mit den Kindern beschäftigte. Es war wirklich ein Anblick, der den Gedanken der Kutschersfrau, das würde wohl in nicht zu ferner Zeit hier die neue Herrin werden, ganz nahe legte. Aber was ging es ihn weiter an? Weiber haben an derartigem Gerede ihren Spaß. Er schmunzelte dazu, konnte sich aber nicht für die Sache interessieren. So machte

er sich unmerklich von dem Ehepaar los und ging langsam die Rampe hinunter, auf die Straße. Da blieb er wieder unschlüssig stehen. Sich am Sonntag in der Livree in ein Wirtshaus setzen, das war hier in der Nähe der Fabrik nicht ratsam, nach Bodenheim hinein und wieder zurücklaufen, lohnte sich nicht und ging auch der Livree wegen nicht gut. Die Damen hatten es gut gemeint mit dem zweistündigen Urlaub, aber es war ihm weniger damit gedient, als wenn er wieder heimgefahren wäre, wo ihm ein gutes Stündchen in der „Waldschenke" übrig geblieben wäre.

Gleich da hinter der Rampe ging ein Weg wieder bergwärts, den er mit Anna oft gegangen war. Man konnte da auf ganz hübschen, stillen Pfaden in die nächste Nähe ihres Häuschens gelangen. Auch so ein Spaziergang war in den Stulpstiefeln und weißen Lederhosen, mit dem Cylinderhut auf dem Kopfe eine dumme Sache. Aber am Ende mußte er doch irgend etwas anfangen. Langsam, ganz langsam ging er durch die sonntäglich stille Landschaft, in der ihm nur zwei kleine Kinder begegneten, die ihn anstarrten, aber eine Reihe hübscher Erinnerungen tauchten auf. Eine rechte Dummheit war es gewesen, daß er sich hatte beschwatzen lassen, die Anna aufzugeben. Was hatte er dabei gewonnen? Nichts als ein paar gelegentliche Abenteuer, die er recht gut hätte missen

können und die ihn für Annas Verlust ganz und gar nicht entschädigt hatten. Einen richtigen Schatz wollte er haben; es mußte was fürs Herz dabei sein, und auf der Glashütte war derlei nicht zu finden. Die sich ganz gern so von ihm hätten nennen lassen, die mochte er nicht dazu.

Wenn er jetzt den Pfad, der da links steil abwärts führte, weiter ging, kam er an der Straße heraus, wenige Schritte vor Annas Wohnung. Er zog die silberne Taschenuhr. Zeit war noch genug; aber einen rechten Zweck hatte es eigentlich nicht. Wenn sie auch wirklich zu Hause war, so konnte er doch nicht kurzweg eintreten, und zu überlegen war die Sache auch noch. Sie hatte nun einmal den Stein geschmissen und hatte dafür „gesessen". Das war doch gerade kein Vorzug, den sie gewonnen hatte, und das gebrochene Bein war ein Ausgleich, den sie sich selbst verschafft hatte, so daß es für ihn nichts mehr abzubitten gab. Was wollte er also? — Aber die Füße gingen eben vorwärts, und während er noch bedachte, daß es nicht gut sei, abgetane Dinge wieder aufzurühren, stand er vor dem Fregeschen Häuschen. Wahrhaftig, da saß auch schon Anna nähend mit einer kleinen Schwester am Fenster. Die Kleine bemerkte ihn, machte ein großes Gesicht und gab ihr einen Stoß. Anna sagte der Schwester irgend etwas und

darauf streckte ihm diese die Zunge entgegen. Da sprang aber Anna auf, gab ihr eine Maulschelle und verschwand dann vom Fenster, nachdem sie einen ganz kurzen Blick auf die Straße geworfen hatte. Gleich darauf erschien sie eilig am Zaunpförtchen des Vorgärtchens und rief Willibald, der sich schon wieder umgedreht hatte, an:

„Willst du was von mir?"

Sie war sehr erregt.

Er zog grüßend den Hut und sagte zögernd: „Ich bin mit den Pferden unten und hab' mich 'mal so ein bißchen heraufgemacht."

Sie stand da, die Hände an den Zaunlatten, und sah ihn schweigsam ernst an.

„Darf man fragen, wie's alleweil geht?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Deshalb bist du nur gekommen, so aus Langeweile einen kleinen Plausch zu halten? Na, auch recht. Wir haben uns ja wohl allerlei zu sagen. Ins Haus kann ich dich nicht hereinlassen. Ich bin allein mit der Marie. Aber es läßt sich ja auch hier ganz gut alles abmachen."

Bitter und herausfordernd klang ihre Redeweise, die Hände klammerten sich fester an den Zaun, und auf den festgeschlossenen Lippen lag ein böses Lächeln.

„Ich frage so, weil du herausgekommen bist,"

antwortete Willibald jetzt trotzig. „Wollt' eigentlich nur so vorbeispazieren."

„So, so! Vorbeispazieren an mir? Und das sagst du mir frischweg ins Gesicht? Ich mein' aber, es gibt hier herum noch andere Spaziergänge, und mir könntest du aus dem Weg gehen. Die Marie hat dir die Zunge gezeigt. Das war nicht recht. Aber meiden solltest du die Gegend doch, das hab' ich dir sagen wollen, und deshalb bin ich herausgekommen."

Es lag in ihrer Stimme ein so weher Ton, und aus ihrem Gesicht sprach so viel Schmerz. Das war die niedliche Anna nicht mehr, und doch war es noch das zierlich schlanke Figürchen, das schmale, dunkle Gesicht mit den schönen Augen und dem kleinen Näschen. Es war nur etwas beschädigt an ihr, und das war so jammerschade, daß es Willibald ans Herz ging.

Aber er unterdrückte dieses Gefühl und sagte zu sanfter, aber entschiedener Abwehr:

„So mußt du doch nicht sein! Ich hab' nichts Böses gewollt. Im Gegenteil! 's ist mir selber sehr hart, daß alles so gekommen ist, und darum hat's mich heraufgetrieben, ohne daß ich recht wußte, wozu. Jetzt seh' ich, daß es besser gewesen wäre, den Gang zu unterlassen."

„Fein hast du reden gelernt," versetzte Anna bitter und traurig dazu mit dem Kopf nickend. „Aber ich verstehe mich auf so was nicht. Ich finde nur, daß, wenn's überhaupt hat geschehen sollen, es ein bißchen zu lange gedauert hat, bis du gekommen bist. 's ist schon eine Weile her, seit ich meine Strafe abgesessen habe."

Die Tränen traten ihr in die Augen, und sie fuhr fort:

„Wie du nach der Verhandlung so gut warst und an mich herangekommen bist, hab' ich mir schon gedacht, es würd' vielleicht doch wieder alles gut. Freilich, ich hab's damals selber noch gar nicht so ganz fühlen können, was für eine Schand' es ist, wenn man da drinnen war. Ich hab's aber dann begriffen, daß alles aus sein muß. Warum kommst du aber jetzt doch noch? Was kannst du denn von mir wollen?"

Sie hatte den Arm auf den Zaun gelegt und barg darin das weinende Gesicht.

„Es hat mir keine Ruh' mehr gelassen, ich wollt' durchaus wissen, wie's dir geht," sagte Willibald jetzt schüchtern, und dann meinte er:

„Du legst dir's doch zu schlimm aus. Auf ein paar Tage eingesperrt sind schon viele Leute gewesen. Das ist doch nicht dasselbe wie Zuchthaus."

„Das laß' gut sein," erwiderte Anna. „Mir

reicht's gerade, und jede Nacht träum' ich von den entsetzlichen Tagen. Der Vater aber redet kein Wort mehr mit mir, und in der Fabrik lassen sie's auch merken, daß eine, die gesessen hat, sich nicht zu laut machen darf."

„Das ist aber doch nicht recht!" sagte Willibald ärgerlich. „Das brauchst du dir nicht gefallen zu lassen!"

Anna lachte bitter auf.

„Mit der Zeit wächst auch Gras darüber," meinte er dann beschwichtigend, und zögernd setzte er hinzu:

„Dann denkt niemand mehr an die ganze Geschichte, und es kann sich manches machen."

„Worauf will das hinaus?" rief Anna hastig. „Ich verlang' ja nichts mehr von dir, aber du brauchst nicht viel Mühe, mir was in den Kopf zu setzen, und das wäre doch nur eine neue Qual. Geh' deiner Wege und laß' es, wie es ist."

Willibald überlegte kurz, dann sagte er: „'s ist gut, ich geh' jetzt. Die Hand gibst du mir aber, Anna?"

„Wozu denn?" entgegnete diese und begann wieder zu weinen.

„Gib' mir die Hand!" bat er, seine Rechte ihr entgegenstreckend. Langsam legte sie die ihre darein

mit ganz leiser Berührung. „Es reut mich nicht, daß ich heraufgekommen bin," sagte Willibald, diese Hand lebhaft drückend, und dann ging er raschen Schrittes fort. In einiger Entfernung drehte er sich um. Sie stand noch am Zaune, und er schwenkte den Hut.

Das Fräulein Klara war gegen ihn immer sehr freundlich gewesen und hatte, als er aus dem Spital kam, sich wiederholt teilnehmend erkundigt, wie es mit dem geheilten Beine stünde. So nutzte er denn die Gelegenheit, als sie ihm gerade den Auftrag gab, die Mausschen Kinder mit ihrer Bonne herüberzuholen, aus und fragte, ob es ihm denn die Stelle kosten würde, wenn er eben jenes Mädchen aus der Mausschen Fabrik heiratete, das damals seinen Sturz veranlaßt und zugleich die Mutter so gefährdet habe. Klara hörte seinen Auseinandersetzungen aufmerksam zu und stellte einige Zwischenfragen; dann lobte sie ihn, daß er zu dem Mädchen trotz dessen Racheaktes zurückkehren wolle, und meinte nur, es sei freilich ein etwas eigentümliches Verhältnis, gerade dieses als Kutschersfrau ins Haus zu bekommen, aber sie wolle mit Mutter und Bruder darüber reden.

Unter anderen Umständen, darüber war sie sich ganz klar, hätte sie das Ansinnen, sich in die Heiratsangelegenheiten eines Kutschers zu mengen, mit kurzer Höflichkeit abgelehnt, denn sie pflegte freundlich, aber

keineswegs vertraulich mit den Dienstboten zu sein. Jetzt aber reizte sie die Idee des zu seiner Geliebten zurückkehrenden Treulosen ganz außerordentlich, und sie war entschlossen, die Bedenken, die die Mutter ohne Zweifel geltend machen würde, hartnäckig zu bekämpfen. Den jungen Leuten mußte zu ihrem Ziele geholfen werden. Das hing mit dem zusammen, was bei Heinrich Maus geschehen war. Das Ereignis hatte sie im ersten Augenblick ganz schwindlig gemacht, und als sie dann ihre Gedanken darüber klar zu ordnen vermochte, kam ein Angstgefühl über sie, das dem Nachdenken immer wieder Halt gebot, und dieses ließ sich doch nun einmal nicht bändigen, sondern wühlte den ganzen Tag und bis tief in die Nacht hinein in ihrem Gehirn und kam immer wieder zu dem Ergebnis, daß sie über das Geschehene eigentlich so etwas wie Freude empfinden wollte und sich gewaltsam in eine Stimmung des Mitleids mit Heinrich hineinversetzen mußte.

Onkel Thomas war gerade anwesend, und er übernahm es, dem Einsamen die erste freundschaftliche Stütze zu bieten. Er vermittelte im weiteren, nachdem er ihm den Rat gegeben hatte, sich auf kurze Zeit zu entfernen, die Fürsorge der Damen Lanzinetti für Haus und Kinder, die erst eine Scheu empfanden, sich allzu eilfertig hilfsbereit zu zeigen. Heinrich Maus

gab aber ihnen vor allen anderen ihm Teilnahme offenbarenden Bekannten den Vorzug. Er reiste in aller Stille ab, ohne sich noch bei ihnen sehen zu lassen; nur durch Onkel Thomas dankbare Grüße übermittelnd. Es ergab sich dann ganz unmerklich, daß Klara diese Fürsorge eigentlich allein in die Hände bekam, während Frau Lanzinetti sich mehr zurückhielt. Dieser widerstrebte es noch immer, sich in der Angelegenheit besonders hervorzutun, während Klara fand, die übernommene Verpflichtung auch gründlich erfüllen zu müssen. Dabei wurde es schon in den ersten Tagen eingerichtet, daß die Kinder möglichst oft auf die Glashütte herübergeholt wurden. Es war beiden Damen nicht sympathisch, im fremden Hause längere Zeit und in einer gebietenden Stellung zu verweilen, und obwohl damit manche kleine Unbequemlichkeiten verbunden waren, zogen beide, ohne daß gegenseitig ein Wort darüber gewechselt worden wäre, diese Einrichtung vor. Das sonstige Hauswesen des Verreisten konnte durch kurze Inspizierungen genügend in Reihe gehalten werden. Diese besorgte Frau Lanzinetti, Klara betrat, wenn sie in Maustal war, außer dem Garten nur die Kinderstube. Bei den Kindern aber überließ sie sich mit deutlicher Lust einem ganz besonderen Gefühle, das in der Vorstellung wurzelte, sie führe mit ihrer Zärtlichkeit gegen

diese einen Kampf gegen deren unwürdige Mutter. Onkel Thomas hatte zuweilen Gelegenheit, sie zu beobachten, mit welch' inniger Freude sie sich den Kleinen hingab, und eines Tages nahm sie wahr, wie er bitter lächelnd mit dem Kopf nickte. Errötend unterbrach sie ihr Spiel. Das war aber doch etwas anderes, so kleine Kinderchen und eine Schar heranwachsender junger Leute, wie bei Onkel Thomas. Jedenfalls war sie glücklich, wie noch nie zuvor, in ihrem Pflegeamt, von dem sie keinesfalls mehr zurückzutreten gedachte. Sie lebte sich dabei in das Zukunftsbild der vorsorglichen Tante ein, die den Kindern eine Mutter völlig entbehrlich machen würde. Heinrich heiratete nicht wieder. Letzteres suchte sie sich selbst mit allem Nachdruck zu suggerieren und jede Schmerzensempfindung dabei zu unterdrücken. Sie wollte es zufrieden sein, wenn die alte Jugendfreundschaft in neuer Gestalt sich entwickelte. Die Angelegenheit des Kutschers Willibald brachte eine andere Färbung in diese heiter resignierten Zukunftsbilder. Sie wollte sich das zwar selber nicht zugestehen, und um sich nicht zu verlieren, trieb sie sich in eine Art Enthusiasmus für den Mann hinein, machte sie etwas wie einen Romanhelden aus ihm. Obwohl sie erst auf starken Widerstand bei der Mutter gestoßen war, daß jene Person, sicher einen höchst bösartigen Charakter habe, ge-

lang es ihrer Beredsamkeit doch endlich, zum günstigen Ziele zu gelangen. Sie fand dabei die Unterstützung ihres Bruders Karl insofern, als dieser Willibald nicht missen wollte und die Sache von einer blasiert spöttischen Seite nahm. Diesen Ton schlug er auch Willibald gegenüber an, als er diesem mitteilte, daß er ihm auf Fürbitte seiner Schwester hin die Heiratserlaubnis gebe.

„Ihre Braut wird inzwischen die Überzeugung gewonnen haben, daß meine Pferde nicht dazu da sind, mit Steinen beworfen zu werden,“ sagte er.

Als Willibald einwendete, der Angriff habe ja ihm gegolten, sprach er weiter:

„Das war Ihre Sache, für die meine Pferde nicht herhalten durften. Na also, damit nicht am Ende noch mehr Malheur geschieht, können Sie meinetwegen Ihre schneidige Dame heiraten. Ziehen Sie sie aber ordentlich!“

Er befand sich seit den Ereignissen im Maustal in der besten Laune. Als Heinrich Maus abgereist war, führte Onkel Thomas zunächst die Verhandlungen über die Sanierung des Werkes mit ihm allein weiter, und dann kam ein Brief von Maus, daß er mit allem einverstanden sei, was Onkel Thomas abmache und nur die Sache bald erledigt zu wissen wünsche. Er war also mürbe geworden durch

das häusliche Drama. Über dieses machte sich Karl Lanzinetti auch seine besonderen Gedanken. Wenn Frau Luise geschieden war, dann hatte sie mit Heinrich Maus gar nichts mehr zu schaffen, und es war demnach auch keine Schlechtigkeit gegen ihn, dem er jetzt verpflichtet war, wenn man eine neue Annäherung an die ehemalige Frau Maus suchte. Sie blieb sicherlich in der Hauptstadt wohnen, die er schon bisher in regelmäßigen Zeiträumen zu besuchen gewohnt gewesen war. Die neue Ordnung der Geschäfte ließ ihm noch mehr Zeit dazu. Mit Frau Luise ließ sich aber jetzt auch in einem anderen Ton reden. Heinrich Maus kam früher, als man erwartet hatte, nur durch ein kurzes Telegramm angemeldet, wieder zurück. Es litt ihn nicht länger in einer Einsamkeit, die ihm keine andere Beschäftigung bot, als daß er den Bauleuten zusah, die die künftige Fabrik höher und höher wachsen ließen. Gerade diese tägliche Beobachtung des werdenden Bauwerkes führte ihn mehr und mehr wieder in das Reich seines Schaffens zurück. Es ging doch nicht an, sich nur der Verbitterung hinzugeben und seinen Schmerz pflegend abseits zu stehen von der Welt der Arbeit. In diese gehörte der Mensch hinein, für sie war er geboren, und jeglicher Müßiggang, wie immer er sich rechtfertigen mochte, war eine Sünde am Leben, das nichts anderes ist als

fruchtbare Bewegung. Daß die Wunde, die ihm sein Weib geschlagen, auch nur Spuren beginnender Heilung gezeigt hätte, daran war nicht zu denken. Er stöhnte und ächzte unter dem brennenden Schmerze, und nie war er mehr als jetzt davon überzeugt gewesen, daß der Besitz des Weibes unentbehrlich sei über alles Wollen und Streben hinaus. Der war der Ärmste, der nichts genoß vom Weibe, und mochte er Millionen besitzen und an der reichsten Tafel schwelgen! Es ist aber die herrliche und auch fruchtbare Magie der Natur, daß das Menschendasein darauf gestellt ist, nicht bloß wie beim Tier, in gelegentlicher Paarung die Geschlechter zusammenzuführen, sondern daß die Umarmung zu einem Ineinanderwachsen wird, daß Mann und Weib sich gegenseitig ganz erfüllen, ein einziges Leben werden, eine Gemeinschaft, in der die Sinne nur ein Teilwerk vollführen, das die selbstverständliche Äußerung eines viel größeren, eines auf die ganze Lebenszeit sich verbreitenden Zweckes ist. Seine Ehe litt daran, daß er dieses Höhere, Weitere zwar geahnt hatte, aber der Macht des Weibes unterlag, der Sinneslockung, die zum Fluch wird, wenn sie den Blick ins Größere treibt. Wir lernen eben zu wenig denken über diese gewaltigste aller Lebensfragen und spielen mit ihr auf gut Glück. So war seine Ehe von Anfang an

für das Unheil reif, aber sie hatte ihm die Erkenntnis gebracht, welche Fülle von Lebensschönheit eine richtige Ehe bieten kann, sie hatte ihn ahnen lassen, was die Vollendung bedeutet. Mit diesem fragwürdigen Gewinn hieß es nun weiterleben, ein verkrüppeltes Leben zwar, aber auch der Krüppel muß sich zu helfen wissen, so gut er kann, und darf nicht bloß wimmernd und klagend am Wege liegen bleiben.

Sofort nach seiner Ankunft in Maustal suchte er die Damen Lanzinetti auf und bedankte sich für ihre Mühewaltung, die wenigstens den Kindern gegenüber fortzusetzen er innig bat. Man willfahrte ihm mit einer gewissen Zurückhaltung. Jetzt, unter seinen Augen, sich mit seinen Kindern weiter zu beschäftigen, das war für Klaras Gemüt doch eine absonderliche Zumutung. Da kamen Stimmungen, über die man ganz und gar nicht mehr sich selber hinweglügen konnte und an sich unbedeutende Situationen des Zufalls, die alle Geistesgegenwart erforderten, um eine peinliche Verlegenheit zu verhindern. So trüb nachdenklich sein Blick auch war, ein leises Lächeln kam doch zuweilen auf die hart zusammengekniffenen Lippen, wenn er in schweigsamer Aufmerksamkeit kein Auge von ihrem Treiben mit den Kindern wendete. Endlich sagte er einmal in einem leisen hingemurmelten Klageton, er fange jetzt erst an zu verstehen, was

Kinder seien. Bisher hätten die guten kleinen Geschöpfe fast gar keine Rolle bei ihm gespielt.

Frau Lanzinetti sah die Dinge mit deutlicher Verstimmung. Zartfühlend war dieser Heinrich Maus nun einmal nicht. Er trieb es jetzt wieder mit der alten groben Naivität und hatte keine Ahnung davon, was Klara diese freundnachbarliche Kinderfürsorge kostete. Sie sah es der Tochter sehr wohl an, wie sie sich täglich mehr innerlich abquälte.

Trotz aller gewollten Zurückhaltung hatte sich doch unversehens durch die Vermittlung der Kinder eine vertrauliche Stimmung im Verkehr Klaras mit Heinrich Maus herausgebildet, vor der sie ängstlich zurückbebte, während er sich ihr mit sichtlichem Behagen hinzugeben schien. Sie sah, daß sie ein kräftiges Heilmittel für seine kranke Seele besaß, aber sie fürchtete sich vor etwas Gräßlichem. Wenn sie sich einmal verriet, wenn dann er, der nur der elenden Ehebrecherin nachtrauerte und nichts für sie fühlte, von ihr, wie er es doch mußte, wieder fern rückte: Scham und Schmerz wären nicht zu ertragen gewesen. Jede weitere Begegnung mit Heinrich Maus wurde ihr ein Vorgang, der ihre Nerven aufs höchste spannte, und zuweilen lag für sie etwas Rätselhaftes geradezu in der Luft, das sie mit einer heißen Angst erfüllte, so daß sie den Jugendfreund nicht anzu-

sehen vermochte und ihr Herz heftig klopfen fühlte, wenn er nach längerer Schweigsamkeit plötzlich laut zu reden anfing. Und wieder war es ein Gefühl voll Bitterkeit, etwas wie eine tiefe Kränkung, wenn solche schwer erregte Augenblicke immer wieder das Ergebnis brachten, daß auch nicht der geringste Grund zu solchen Erregungen vorhanden war. — —

Die Scheidung der Mausschen Ehe war ausgesprochen. Der Verlauf des Prozesses hatte nur jene Geständnisse bestätigt, die die sofort von Heinrich Maus herangeholte Kammerjungfer am Tage nach der Katastrophe abgelegt hatte. Da war zu allem anderen noch die bittere Ironie gekommen, die in der von Frau Brandstötter gespielten Rolle für ihn lag, und davon hatte auch schon, noch ehe der Prozeß zu Ende gekommen war, ganz Bodenheim erfahren.

Aber als jetzt alles Geschehene so als abgeschlossenes Ganzes vor ihm lag, da gab es doch noch eine krampfhafte Erschütterung des ganzen Menschen. Wie er es auch ansah, wohin er für die Zukunft hilfesuchend ausblickte, er war doch völlig zu Boden geworfen, mit Füßen getreten, geschändet, er, der Schuldlose, ging als der Elendeste aus dem ganzen Prozeß hervor. Dem toten Auermann widmete man Mitleid als einem tragischen Opfer, Frau Luise war eben die geschiedene Frau eines reichen Mannes und entbehrte nichts,

denn es war reichlich für ihren Unterhalt gesorgt. Da kam nach einer kleinen Weile noch eine neue Wendung in die Sache, die einen romantischen Anhang bildete.

Die sozialdemokratischen Parteigenossen unterzogen die Beziehung, in die Brandstötter zu dem Scheidungsprozeß gekommen war, einer näheren Prüfung, und man fand, daß er trotz seiner persönlichen Unschuld einen seine Stellung erschütternden Makel erlitten habe. Man legte ihm nahe, durch die Scheidung von der schuldbaren Frau eine Selbstrechtfertigung zu vollziehen. Die Frau, die davon Kunde erhalten hatte, verließ unter Zurücklassung eines Abschiedsbriefes freiwillig das Haus. In diesem Briefe sagte sie, sie wolle keinen Selbstmord begehen, um doch ihrem Kinde für alle Fälle die Mutter zu erhalten, sie werde irgendwo ehrliche Arbeit finden. Der Gatte, der seine Stellung niederlegte, begab sich auf die Suche und hatte auch bald ihre Spur in einer größeren Provinzstadt gefunden, wo sie eben eine Stelle als Dienstmagd angetreten hatte. Dieser Vorfall ging rührsam aufgeputzt durch verschiedene Blätter, auch die Bodenheimer Zeitungen beschäftigten sich mit ihm. Es kam darauf hinaus, daß von dem Hintergrunde eines schmutzigen Vorganges aus dem Leben der höheren Stände sich das erhabene Bild einer hohen Auffassung der Gattenliebe in den Kreisen

der kleinen Leute vorteilhaft abhob. Im Zusammenhang mit dieser Anschauung bekam auch Brandstötter von der hauptstädtischen Parteileitung eine sehr gute Stellung besorgt.

Dieser Anhang zur Hauptsache war es, der vor allem die Arbeiterkreise und nicht zum wenigsten die der Papierfabrik interessierte, und Heinrich Maus, der einzige sichtbar Verbliebene aus dem Ehebruchshandel, wurde zum Vertreter der vornehmen Korruption im Gegensatz zur Volksheldin Frau Hedwig Brandstötter. So hatte sich eine neue Quelle geöffnet, aus der die ekle Woge Nahrung fand, die vom Neid getrieben, sich auf ihn heranwälzte, und gegen die er sich auf die Dauer nicht wehren konnte. Das ging so heimlich, unfaßbar und doch so deutlich wirkend vor sich. Er lief Spießruten. Alle Mißgunst, die er nun einmal gegen sich hatte, bildete schadenfroh Gasse, und der ihm anhaftende Lebensfluch vollzog sich mit ganzer Bitterkeit. Er mußte als Exempel dafür dienen, daß man millionenreich und doch ein armer Schelm sein kann. Bald nebelhafter, vorübergehender, bald deutlicher, länger verweilend mischte sich da immer die Gestalt Klaras ein. Als der Scheidungsprozeß entschieden war, hatte Frau Lanzinetti ihm ohne sonderliche Umschweife klar gelegt, daß er nun seinem Hausstand eine neue Ordnung zu geben habe,

und daß es aus gesellschaftlichen Rücksichten nicht mehr zulässig sei, einer interimistischen freundschaftlichen Hilfe den Charakter einer dauernden Einrichtung aufzuprägen. Die besondere Lage, in der sich die Familie Lanzinetti befinde, zwinge diese erst recht zu empfindlichster Auffassung. Das sah Heinrich Maus auch ein. Bald kam eine bestempfohlene Hausdame, die sich auch sehr gut einführte, und die Damen Lanzinetti ließen sich nicht mehr sehen. Er kam ein und das andere Mal zu ihnen hinüber, man sprach von dieser Hausdame, von den Kindern, gab auch einmal einen kleinen Rat.

Heinrich Maus war seelisch so müde, er fühlte es deutlich, wie seine Lebensenergie wich und wie er, brütend, unklar suchend, geistig in sich zusammensank. Es half nichts, daß er die Schaffenslust mit allen Mitteln des sich selbst belehrenden Verstandes aufzupeitschen suchte. Das blieb leere Theorie, die einem Lahmen die physikalischen Grundsätze der Bewegung lehrte. Er war gelähmt, er fühlte, wie die Lähmung weiter schritt. Etwas wie ein Streben war es. Soweit er suchte, es gab keinen Arzt, als immer und immer wieder Klara, die Jugendfreundin. Aber er fürchtete sich vor sich selbst, vor Klara. Er fürchtete das Leben überhaupt. Ein paarmal war er schon nach der Glashütte gegangen mit dem Gedanken, die zu-

fällige Situation möge kommen, die die Entscheidung in einen plötzlichen Anstoß brächte. Diese Situation kam aber nicht.

Da erwiderte eines Tages die bisher vortreffliche Hausdame einen, wie er meinte, in höflicher Form gemachten Einwand gegen eine von ihm getroffene Verfügung sehr schroff mit offenem, von der Drohung der Kündigung begleitetem Widerspruch. Durch seine gemessene Haltung kam der untergeordnete Zwist sofort wieder zum Ausgleich. Aber so klein das Ereignis war, es trug eine bittere Erkenntnis in sich. Sein ganzes Leben, wohin er sah, war auf Kündigung gestellt. Auermann, der Vertraute, und Luise, sein Weib, hatten sich auch die Kündigung geschenkt. Er durfte also einstweilen zufrieden sein, bis es später einmal den eigenen Kindern vielleicht beliebte, ihn in anderer Form zu kränken. Es hielt ihn nicht mehr. Er nahm Hut und Stock und ging zu Fuß nach der Glashütte. Aussprechen, Luft machen mußte er sich. Dazu hatte er niemand anderen als Klara. Das fühlte er wie einen Naturtrieb. Sie mußte ihm irgend etwas sagen, das war dann das Richtige, das Wohltuende. Sie war wirklich der einzige Mensch für ihn auf der weiten Erde.

Als er ankam, sah er sie vor der Stallung im Gespräch mit dem Kutscher stehen. Ihn gewahrend,

schritt sie rasch auf ihn zu. Von seiner in acht Tagen stattfindenden Hochzeit mit der Arbeiterin Anna Frege hatte sie mit dem Kutscher gesprochen, wie sie, unmittelbar an die Begrüßung anknüpfend, erzählte. Dann erst bemerkte sie seine erregte Miene. Während sie ins Haus schritten, sich zur Mutter zu begeben, berührte Heinrich Maus kurz den Vorfall mit der Haushälterin. Klara behandelte die Sache sehr ruhig als die alte Erfahrung, daß es mit den besten solchen Leuten selten glatt abgehe, und daß er, der über so viele Menschen in seiner Fabrik herrschen müsse, doch schnell auch verstehen lernen würde, mit einer Hausdame zurechtzukommen. Er aber sprach mit bitteren Worten weiter und setzte das Gespräch auch in Frau Lanzinettis Gegegenwart fort. Schließlich zügelte er gar nicht seine Gefühle, und die beiden Damen, die einen Verzweifelten vor sich hatten, dem die Tränen über das verzerrte Gesicht liefen, sahen sich in einer peinlichen Lage. Da faßte Klara, deren Gesicht glühte und die sich nicht mehr bemeistern konnte, vor den Augen der Mutter mit lebhafter Bewegung seine Hand und sagte:

„Heini, Heini, was du auch erfahren hast, so darfst du dich nicht selber verlieren.“

Und sie hatte sich dabei von ihrem Sitze vorgeneigt und sah ihn mit angstvoll liebenden Augen an.

Da sank sein Kopf auf ihren Arm, den ganzen Menschen rüttelte das schluchzende Weh, und sie strich mit zarten Fingern über das dünne Rothaar. Er hob den tränenvollen Kopf und sah sie schmerzlich an. Sie nickte langsam, ein leises Lächeln auf ihren Lippen. Er beugte sich nieder und küßte wild ihre beiden Hände.

Der schöne Wahn

Roman von

Karl von Perfall

Preis geh. M. 4.—; geb. M. 5.50

Aus den Besprechungen:

Baseler Nachrichten: Wie seine früheren Romane, so ist auch der neue Roman Karl von Perfalls „Der schöne Wahn" geistvoll erfunden und mit Kraft durchgeführt. Der schöne Wahn des Mannes, der in der Frau nur die Geliebte und die in den Reizen der Jungfräulichkeit prangende Idealgestalt seiner ästhetisierenden Träume sieht, dann die durch ihre Mutterschaft in Anspruch genommene Gattin vernachlässigt, um im intimen Verkehr mit einer anderen Frau seine schönheitsdurstigen Sinne befriedigen zu können, das ist das interessant gestellte und mit Scharfsinn und künstlerischem Takt durchgeführte Thema des Romans. Ganz vortrefflich ist die Steigerung, die die Handlung erfährt. Der ästhetisierende Held wird uns erst in seinem aristokratischen Milieu geschildert und die Handlung zugleich durch Einführung der Herzensgeschichte angetrieben, um dann zu einem Eheroman von allgemeiner Bedeutung emporgeführt zu werden.

Graf Rothkreuz, der Held, heiratet ein Weib, das über ihn und sich hinauswächst, während er selbst sich von der genußsüchtigen, verführerischen Schwester dieser edlen Frau umgarnen und von den Pflichten des Gatten und Vaters abtrünnig machen läßt. Diese Entwicklung bleibt aber keine äußerliche, sondern wird psychologisch dargelegt und kommt erst auf der drittletzten Seite des Bandes zum Abschluß. Hier setzt mit einer kühn geschauten und präzis geschriebenen Scene die Katastrophe ein. Die Reue des aus bestrickendem Wahn erwachten, von seiner Gattin zum neuen Leben angenommenen Mannes, der diskret hinter die Scene verlegte Selbstmord der schuldigen Geliebten, die starken und doch durchaus von moralisierender Tendenz freien Schlußworte — das alles drängt sich auf drei Seiten zusammen. Aber die Wirkung ist nur um so tiefer. „Ein Knabe rennt der Schönheit blindlings nach, weil er sie kindisch mit dem

Guten verwechselt; ein Schwächling ist, wer die Kraft nicht hat, irrende Triebe zu meistern durch den Stolz des Mannes. Sie, das Weib, hatte die Weisheit gefunden, sie hatte das Ziel der Ehe erreicht, die Beseelung der Natur. Wo war er geblieben? In der Schönheitslüge der Wollust!" Das ist der Abschluß der Entwicklung, die der Held vor unsern Augen durchgemacht hat, und es wäre unrecht, wollte man die tiefe, sittliche Auffassung Perfalls von der Bedeutung der Ehe und der Schönheit hier nicht hervorheben. Ein starker, pathetischer Zug geht durch den Roman; aber da der Dichter ein Milieu und eine Bildungssphäre gewählt hat, die das Pathos vertragen, so wird der an naturalistische Kleinmalerei und die stilistische Strichelmanier unserer Modernsten gewöhnte Leser diesen pastosen Vortrag nicht als fremdartig empfinden, sondern als durchaus dem Inhalt entsprechend anerkennen. Daß die Personen Perfalls viel und geistvoll reflektieren, vermag die Handlung nicht aufzuhalten. Gerade in der in gutem Sinne spannenden Entwicklung des Romans erblicken wir einen Vorzug gegenüber den Erzählungen mancher tüftelnden Romanziers, besonders wenn wir daran denken, daß viele Erzähler, die dem Spannungsbedürfnisse genüge tun, hinwiederum nicht über den nötigen, geistigen Fonds verfügen, ihrer Geschichte, mag sie noch so handlungsreich sein, die höheren Gesichtspunkte abzugewinnen. Beides gibt Perfall, und „Der schöne Wahn" ist sein bestes, überhaupt aber ein gutes Werk.

Neckar-Zeitung (Heilbronn): Karl von Perfall hat einen neuen Roman „Der schöne Wahn" erscheinen lassen, der allerdings nichts für höhere Töchter und Sittlichkeitsnörgler ist und doch durch die Tiefe seiner Empfindung und die Meisterschaft der Schilderung unwillkürlich packt. In der Tat, ein Eheroman wie dieser ist wohl in Deutschland noch nicht geschrieben worden, und wir dürfen den Autor ohne jeden Rückhalt zu diesem Treffer beglückwünschen.

Neueste Nachrichten (Düsseldorf): Wie schon der Titel ahnen läßt, handelt es sich in dem neuen Roman von Karl von Perfall um ein Eheproblem. Perfall, der immer seine eigenen Wege gegangen ist, folgt nicht der jetzigen Mode, die die Ehe als unwürdigen Zustand für die Frau darstellt; sondern er schildert das kinderreiche Weib, das sich aus einem zimperlichen Edelfräulein zur kraftvoll rührigen Behüterin des Familienlebens entwickelt im Gegensatz zu dem Gatten, der in seinen egoistischen Vorstellungen von Eheglück getäuscht der Versuchung durch eine schöne Verwandte unterliegt. Perfall hat in der Heldin eine seiner schönsten Frauengestalten geschaffen, einen ungekünstelten, echten Charakter zuerst voll Anmut und dann voll gesunder, innerer Schönheit. Dabei versenkt er sich nicht nur mit dem bewährten Feingefühl des kundigen Psychologen

in die Empfindungsweise einer edlen Frau; sondern er verklärt auch die psychologischen Enthüllungen durch eine gefühlvolle, stellenweise glänzend poetische Sprache. Dabei hat doch die ganze Entwicklung mit zahlreichen, scharf individualisierten Hilfsgestalten weder etwas Phantastisches, noch süßlich Empfindendes. Wir stehen mitten im wirklichen Leben, und wie etwas Selbstverständliches entfaltet sich der Zauber einer herrlichen Frauengestalt aus Verhältnissen, die alltäglich uns begegnen. Ja, zunächst hat es den Anschein, als bekämen wir ganz bekannte, oft verwertete Romanmotive zu lesen, bis wir zu unserer Verwunderung immer deutlicher erfahren, daß es sich um einen Eheroman handelt, wie er in Deutschland noch nicht geschrieben worden ist außer von Perfall selbst, der schon in seinem großen Roman „Verlorenes Elend — heiliger Graal" ein intimes Eheglück geschildert hat, hier aber den Gegenstand noch viel tiefer faßt. Es ist ein fesselndes, ein zu Gemüt gehendes, mit großer Kunst geschriebenes Bild deutschen Familienlebens.

Leipziger Tageblatt: Der Verfasser gibt sich in diesem Werke ganz anders als in seinen früheren Schöpfungen. Während in letzteren eine freilebige Anschauung und eine nicht selten cynische Darstellung vorherrscht, zeigt Perfall sich in dem oben genannten Roman um eine zarte Farbengebung bemüht und läßt die ethische Grundidee mit stark betonter Absichtlichkeit auf den Leser einwirken. Doch die künstlerische Gestaltung ist eine so hervorragend schöne, daß der etwas aufdringlich moralisierende Ton nicht den günstigen Eindruck stört. Anfangs freilich zieht der Fluß der Handlung nur langsam seines Weges; aber mehr und mehr gewinnt er an Leben, und zeigt es sich, daß sein Lauf außergewöhnlich reich an originellen Wendungen und Krümmungen ist. In dem Romane handelt es sich um eine Ehegeschichte mit obligatem Ehebruch. Doch motiviert Perfall dieses oft verwertete Thema in besonderer Weise, indem er den Gatten als einen außergewöhnlich schönheitsliebenden Mann schildert und als solchen daran Anstoß nehmen läßt, daß seine Frau häufiger, als er erwartet und wünscht, Mutter wird. Dieser elegante, übertrieben ästhetisch fühlende Mann, der sich vom Übermaß des Kindersegens erdrückt fühlt, auf der einen Seite, auf der anderen eine gesund und schlicht denkende Frau, die in dem Muttergefühl erst die Vollendung ihres Liebeslebens sieht, und zwischen beiden die verführerische und lüsterne Schöne, die aus Begehrlichkeit sowohl als auch aus Neid der Schwester den Mann stiehlt. Die Behandlung des heiklen Motives ist, wie schon gesagt, von überraschender Zartheit, und der Ernst, mit dem Perfall seine sittliche Auffassung der Ehe klarlegt, von moralischer Wucht. Er gibt zu, daß der Wunsch „in Schönheit zu leben" und besonders im Verkehr zwischen Mann und Weib be-

rechtigt ist. Aber er erinnert mahnend daran, „daß der Schönheitsgedanke mit der Zeit tiefer, innerlicher werden muß, und Begeisterung und Sehnsucht zu ruhiger Freudigkeit, die sich an lieblichen Gewöhnungen am Geplauder der Kinder und an der Gattin verständnisvoller Hingabe sonnen." Vorzüglich ist das Milieu, der Stammsitz eines reichen Landedelmannes mit seinen mannigfaltigen Insassen, Beamten, Nachbarn und Gutsangehörigen, dargestellt.

Straßburger Post: „Das Leben ist kein Traum, sondern es ist ein Werk, das getan sein will, tüchtig und furchtbar. Reinige dich und hilf mir arbeiten! Dann kommt die Sühne und mit ihr die Schönheit, die du auf einem Irrwege gesucht hast!" Mit diesen Worten, die er einer Hauptperson des Werkes in den Mund legt, schließt der neue Roman von Karl von Perfall, der unter dem Titel „Der schöne Wahn" erschienen ist. In der Führung der neuesten Erzählung des geistvollen Verfassers liegt an sich durchaus nichts Lehrhaftes; sondern jener Weisheitsspruch schält sich aus den Personen und Vorgängen gewissermaßen von selber heraus, und darin liegt, wie man wohl behaupten darf, ein hauptsächlicher Reiz des Buches für den reifen Leser, an den allein sich übrigens auch das Buch wenden kann. Der junge bayerische Grafensohn, der nach dem Tode seines Vaters dessen Besitzung übernehmen soll, ist mit dem unklaren und unbestimmten Schönheitsideal, das er gemäß seinem bisherigen Lebensgange im Herzen trägt, eigentlich noch wenig geeignet zu der Aufgabe, die Rolle des klardenkenden, tätigen Landedelmannes zu spielen. Er freit die liebenswürdige Tochter eines in recht bedenklichem Standes- und Vermögensverfall begriffenen Gutsnachbars, von der er wohl die Ahnung hat, daß er mit ihr jenes geträumte idealistische Dasein führen könne. Das neue gräfliche Haus füllt sich mit Sprößlingen an, und die Mutter der Kinder entwickelt sich in dem Pflichtenkreis, der sich um sie rundet, zu einer wahren Kernfigur. Der Vater aber vergißt in dieser Umgebung das Schönheitsideal, von dem er früher geträumt hat, und innerlich, ungefestigt, wie er noch ist, gerät er in die Netze einer verführerischen, abenteuernden Schwägerin. Es bedarf einer schweren Katastrophe, um den Mann aus diesem dunkeltrüben Gewässer wieder an die Oberfläche zu bringen, an der ihn jenes mahnende und doch auch trotz allem, was vorgekommen, bittend verzeihende Wort der Gattin empfängt, mit dem das Werk schließt. Diese paar Angaben sind nur eine Art Grundstrich von der ausgeführten realistischen Zeichnung, die der neue Roman Perfalls darstellt. Der Kenner von Welt und Menschen wird darin von Künstlerhand nachgezeichnet finden, la vie telle qu'elle est und die intime Beherrschung des besonderen Milieus, in dem der Roman spielt, zu bewundern reichlich Gelegenheit haben.

Loras Sommerfrische

Roman von

Karl von Perfall

Preis geh. M. 4.—; geb. M. 5.50

Aus den Besprechungen:

Der Osten (Breslau): Karl von Perfall wirft in diesem Buche Probleme auf, die in unserer Zeit besonders lebhaft interessieren. Aber er gibt auf sie keine Antwort mit dürren Worten, sondern mit lebendigem Geschehen und wirklichen Geschicken. Das ist ein nicht unbedeutender Vorzug seines Werkes gegenüber so vielen anderen Problemdichtungen der modernen Literatur. Er zwingt uns dadurch, an seine Stellungnahme zu den Problemen zu glauben. Denn seine Psychologie und die aus ihrer seelischen Veranlagung folgerichtig resultierenden Handlungen seiner Menschen sind von feiner, lebensvoller Wahrheit. „Loras Sommerfrische" ist so nicht nur ein interessantes, sondern auch ein wahres und ernstes Buch.

Straßburger Post: Das beste Stück meiner kleinen Auswahl habe ich mir bis zuletzt gespart. Aber ich wollte Ihnen den Genuß verschaffen, mit dem an den anderen Romanen gewonnenen ästhetischen Maßstabe die künstlerischen Feinheiten der neuesten Arbeit von Karl von Perfall zu messen, die sich nennt „Loras Sommerfrische". Ich weiß, Sie schätzen seit langem Karl von Perfall als einen unserer geistvollsten Schriftsteller, der sich mit besonderem künstlerischen Spürsinne, die Irrgänge der Liebe zum Studium auswählet. Ein unerschöpfliches Thema, bei dem sich sofort ein anderes Rätsel knüpft, sobald die spitzen Finger das eine gelöst haben. Karl von Perfall gibt hier eine sehr ernste Geschichte, die einerseits große Genüsse gewährt, anderseits aber auch bedeutende Ansprüche an den Leser stellt. „Philosoph und Künstler", wobei eine starke Betonung auf dem letzten Worte ruht, ist die Charakterisierung dieses Schriftstellers, dessen Genie eine sprudelnde Fülle von Gestalten an uns vorüberrauschen läßt. Gefaßt ist aber die unversiegbar erscheinende Quelle in das blumengeschmückte Bett einer voll ausgereiften, in sich geschlossenen Weltanschauung.

Tägliche Rundschau (Berlin): Diesen Gedanken läßt Karl von Perfall gar nicht aufkommen. Die Entgleisung, die sich bei . . . ohne allzuviel Motion wieder einrenken läßt, schafft bei Perfall weitgreifende Folgen, gestaltet nicht nur ein Leben um, sondern zieht ihre Kreise um viele Schicksale, und zeigt soviel mehr den alten Goethesatz, daß ein Mensch sein, heißt ein Kämpfer sein. Auf und ab im Menschen, auf und ab um die Menschen; eine Unerbittlichkeit des Schicksals, und oft viel mehr Sieg des Unguten, immer wohl Sieg des Schablonenhaften — und immer auch: Gewinn des Sichselbstvertretens, des Ichseins, das Wachsen der Persönlichkeit im Ausleben. Perfall nehme ich den Titel seines Romans unbedingt übel. Ein so ernstes Buch verdient einen ernsten Titel. Ich gestehe, daß ich's mit Mißtrauen zur Hand genommen habe. Die Lehrerin Lora Klein lernt in der Sommerfrische den Direktor Wölflein kennen, der, schon bei Jahren, Gatte und Vater, ihre Liebe gewinnt und ihrer Liebe bedarf. Sie reißen alles nieder, was sie sich seither aufgebaut, leben in Bohême-Kreisen in Genf, wohnen dann in Dresden, wo Wölflein seine pädagogische Tätigkeit wieder aufnimmt, aber keine Befriedigung in ihr findet. Er verfällt dem Alkohol. Und wie er nun tiefer sinkt, steigt Lora. Sie entdeckt ihr schriftstellerisches Talent, hat Erfolg und hält in München den Mann auf einiger Höhe. Aber wie die Vergangenheit wieder einmal ihre beschämende Erinnerung auftut, sinkt er in seine letzte Schwäche, an ihr und seinem Weibe zerbrochen. Es ist hier wohl im tiefsten die alte Erfahrung, daß der willensschwache Mann am willensstarken Weibe schließlich zugrunde geht. „Aus Mannesadel wächst des Weibes Tugend", sagt Dehmel. Es gilt auch in dieser Beziehung. Nun gelangt auch Lora zu ihrer letzten Ganzheit aus einem letzten Falle. Man möchte banal sagen: Das Menschliche macht den Menschen. Es ist von Perfall ohne besondere Sucht nach Schwierigkeiten und mit selbstverständlichem Ernste dargestellt, im ganzen so stark und gut, daß man gerne Schwächen im einzelnen übersieht. Das Buch ist ohne Philisterhaftigkeit und ohne die Frivolität, die der Titel ahnen läßt.

Druck von F. E. Haag, Melle i. H.